This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Digitized by Google

Lit 358.96

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF

SUSAN GREENE DEXTER

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Essays

von

Franz Xaver Kraus.

Zweite Sammlung.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1901.

Digitized by Google

Digitized by Google

Essays

Digitized by Google

Digitized by Google

Essays

von

Franz Xaver Kraus.

Zweite Sammlung.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)
1901.

Digitized by Google

Sit 358.76

HARVARD COLLEGE LIBRARY
DEXTER FUND

Alle Rechte, vornehmlich das der Uebersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Digitized by Google

Donna Erſilia

Gräfin Caetani-Lovatelli

MNHMHC · XAPIN

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Die freundliche Aufnahme, welche die vor vier Jahren herausgegebene erste Sammlung meiner „Essay's" gefunden, hat die Verlagshandlung und den Verfasser ermuthigt, ihr zunächst eine zweite Serie folgen zu lassen. Die hier gebotenen Aufsätze sind im Laufe der letzten zwanzig Jahre in verschiedenen Zeitschriften und Tagesblättern erschienen: einer derselben beschäftigt sich mit einem kirchlichen Ereignisse, welches das Jahr 1900 ausgefüllt hat; zwei gehen die Dantelitteratur an, die übrigen sind zumeist Persönlichkeiten gewidmet, mit denen mich das Leben in nähere Beziehung gebracht hatte. So stellen diese Studien zum guten Theil ein Stück meiner eigenen Lebenserinnerungen dar; meine Freunde werden sie, hoffe ich, mit gewohnter Nachsicht aufnehmen, für Andere sind sie nicht geschrieben.

Freiburg i. Br., im December 1900.

Franz Xaver Kraus.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Gino Capponi.[1])

(1881.)

[1]) Abgedr. ‚D. R.‘ 1881, XXVIII 235—251.

Digitized by Google

Digitized by Google

Es sind nicht immer die höchsten, Allen in die Augen fallenden Berge, aus denen jene Ströme entspringen, welche der Landschaft Fruchtbarkeit und Reichthum zuführen; und nicht immer sind es die am meisten bekannten, in Aller Munde lebenden Männer, welche den tiefgreifendsten und weittragendsten Einfluß auf den Geist und die Arbeit ihrer Zeitgenossen üben. Gino Capponi war eine jener Naturen, die, niemals in weitesten Kreisen populär, Tausenden selbst dem Namen nach unbekannt, doch auf ihre Zeit die nachhaltigste Einwirkung hatten. In den großen Krisen, welche die italienische Halbinsel seit einem halben Jahrhundert betroffen, ist Capponi's Name nur selten genannt, niemals gleich demjenigen eines Gioberti, Azeglio, Cavour, La Marmora in den Vordergrund getreten; und doch konnte man sagen, daß derselbe seit fünfzig Jahren verknüpft war mit Allem, was in Toscana, in Italien, Großes und Gutes geschehen ist. Capponi hat das Glück gehabt, sehr bald nach seinem Tode in dem Kreise seiner nächsten Freunde zwei Biographen zu finden, deren persönliche wie schriftstellerische Bedeutung der Höhe ihrer Aufgabe vollkommen entsprach[1]);

[1]) Zu den nächsten Freunden Capponi's zählten der Senator und Staatsrath Marco Tabarrini und Alfred von Reumont, welcher, frühzeitig mit Gino Capponi bekannt geworden, als königl. preußischer Ministerresident in Florenz und auch später in den engsten Beziehungen zu ihm lebte. Ersterem verdanken wir „Gino Capponi. I suoi tempi, i suoi studi, i suoi amici. Memorie raccolte da M. T., Firenze. G. Barbèra 1879", letzterem das fast zu einer politischen Zeitgeschichte Italiens ausgewachsene bedeutende Werk: „Gino Capponi. Ein Zeit- und Lebensbild.

Digitized by Google

versuchen wir es, an ihrer Hand und unterstützt von unseren eigenen Erinnerungen ein Bild des Mannes zu entwerfen, welchen man den „letzten Florentiner" genannt hat.

I.

Die Capponi sollen zu Anfang des 13. Jahrhunderts aus Lucca nach Florenz gekommen sein und sich durch Seidenfabrikation bereichert haben; schon 1250 erscheinen sie in den Listen der Zünfte[1]). Ihre geschichtliche Stellung verdanken sie Gino Capponi, der 1406 als Bevollmächtigter der Republik die Unterwerfung Pisa's entgegennahm, nachdem er in seiner Jugend den Popolanen ein mächtiger Bundesgenosse im Kampfe gegen den Adel gewesen war. Die Blüthezeit der Familie fällt ins 15. und 16. Jahrhundert, wo man die Capponi die „Scipionen von Florenz" nannte. Berühmt ist die Unterredung, welche Piero Capponi als Gesandter seiner Vaterstadt mit Karl VIII. hatte (1494, 17. November), der sich als Protector von Florenz gerirte und ungemessene Contributionsforderungen stellte. Piero riß dem den Vertragsentwurf ablesenden Secretär das Papier

---

Gotha. Perthes, 1880." Schon zu Lebzeiten Capponi's schrieb Enrico Montazio (Turin, 1862) dessen Vita — eine unbedeutende Leistung, so daß sie von Tabarrini und Reumont nicht einmal erwähnt wird. Weitere Quellen für unsere Kenntniß des Gegenstandes sind die autobiographischen Erinnerungen Capponi's selbst („Ricordi"), welche Tabarrini im II. Bande der Scritti editi e inediti di G. C. (Firenze, 1878) herausgab; die von Vannucci bekannt gemachten Briefe Capponi's an Niccolini, Aurelio Gotti's „Ricordo di G. C.", Prof. Dr. Gubernatis „Ricordi" (Firenze, 1873), Custode Causa's „Ricordi storico-biografici (Firenze, 1876). Auch Bersezio in seinem „Regno di Vittorio Emmanuele II Trent' anni di Vita Italiana (Torino, 1879)" hat Capponi einige gutgeschriebene, wenn auch nicht erschöpfende und nicht völlig exacte Seiten gewidmet (bes. II, 259 ff.). —

[1]) Niemand dachte weniger daran, den plebejischen Ursprung seiner Familie zu verdecken, als Gino Capponi. Dem von Venezianer Kaufleuten abstammenden Grafen Agostino Sagredo gegenüber sagte er einmal: „Gehen Sie, aller Unterschied zwischen unseren Familien bestand darin, daß meine Voreltern das Stück nach der Elle, die Ihrigen es nach dem Stück verkauften."

Digitized by Google

aus der Hand und warf es zur Erde. Als dann der König ausrief: „wir werden die Trompeten blasen lassen," antwortete Piero unerschrocken: „und wir werden die Sturmglocken läuten," worauf Karl es für gut hielt, sich mit seinem Gegner zu vertragen. Piero's Sohn Niccolò war das Oberhaupt der Republik, als dieselbe die Herrschaft der Medici 1527 zum letzten Male abgeschüttelt hatte. Unser Gino Capponi wurde am 14. September 1792 als der einzige Sohn Pier Roberto's und der Maria Maddelena Frescobaldi in dem Palaste der Via S. Sebastiano (jetzt Capponi) geboren, welcher, nach Zeichnungen Carlo Fontana's zu Anfang des vorigen Jahrhunderts und in Verhältnissen gebaut wurde, die in Florenz nur denen des Palazzo Pitti nachstehen. Gino's Geburt fiel also in das nämliche Jahr, in welchem Pius IX. und Rossini zur Welt kamen. Sein Vater, Oberhofmeister des Großherzogs Ferdinand, folgte diesem am 27. März 1799 ins Exil nach; als er im Herbste zurückkehrte, ging ihm die Familie nach Venedig entgegen, wo eine von Gino's frühesten Erinnerungen, das Conclave, stattfand, das Pius VII. zum Papst machte. Nach kurzer Reaction mußte der Großherzog wieder weichen, und nun begleitete die ganze Familie Capponi die depossedirte Herrschaft nach Wien, dann nach Gratz, bis der Großherzog nach Salzburg übersiedelte. Fast elfjährig seiner Heimath wiedergegeben, erhielt der Knabe eine sorgfältige und wahrhaft liberale Erziehung in Florenz, auf welche zunächst sein vornehmster Lehrer, Giovan Battista Zannoni, Lanzi's Nachfolger am Museum, dann Tommaso Puccini, Director der Uffizien, maßgebenden Einfluß gewannen. Neben ihnen müssen sein Lehrer im Griechischen, Padre Bettini, Servit, und der Calasanzianer Stanislao Canovai, auch Lanzi genannt werden. Unter der Obhut dieser Männer lernte Gino vor Allem arbeiten — keine Kleinigkeit für einen Sohn des hohen Adels, der sonst den Studien nicht besonders zugethan war und in einer Stadt, welche Niccolini den Palast des Müßigganges genannt hat. Ich habe mit diesem Manne einen der Jugendfreunde ge-

Digitized by Google

nannt, welche am längsten in der Intimität Gino's lebten: später hat Niccolini das Band der Freundschaft vollständig zerrissen. Im Jahre 1812 trat Gino mit seiner Abhandlung über Amerigo Vespucci in der Columbarischen Gesellschaft zuerst schriftstellerisch auf. Die Versuche der Napoleonischen Regierung, ihn für sich zu gewinnen (Ende 1812 bot man Gino an, als Auditeur in den Staatsrath einzutreten) und durch ihn auf den frondirenden Vater einzuwirken, schlugen fehl, obgleich der Sohn der französischen Herrschaft gegenüber keine völlig ablehnende Haltung beobachtete. Kurz nach seiner Heirath (1811) mit Giulia Riccardi del Vernaccia ging er (1813) als Mitglied einer florentinischen Deputation nach Paris, wo er mit dem Kaiser eine nicht uninteressante Unterredung hatte und mit Cesare Balbo, seinem spätern langjährigen Freunde und Gesinnungsgenossen zusammentraf. Gino's Rückkehr nach Italien fiel bereits in die beginnende Restauration; er begrüßte im April 1814 mit seiner Mutter Pius VII. in Imola und sah am 17. September Ferdinand III. wieder in Florenz einziehen. In demselben Jahre verlor er seine Gemahlin, die er sechzig Jahre überleben sollte; die Pflege der Kinder (zweier Töchter) übernahm seine Mutter. Der junge Mann war in seinem Charakter zu unabhängig, seine liberalen Neigungen zu ausgesprochen, als daß er sich zum Eintritt in die Verwaltung hätte entschließen können, welche, wenn auch in den Händen Vittorio Fossombroni's, doch immer nur das klägliche Werk des Wiener Congresses zu stützen und durchzuführen im Stande war. Capponi conspirirte nicht, aber er mochte auch diesem Regimente nicht dienen: „mehr als zu befehlen, liebte ich stets selber frei zu bleiben und Andere frei zu lassen . . . Ich war eine Art Liberaler in partibus, von geheimen Verbindungen, Machinationen und Gesellschaften rein wie ein heranwachsendes Mädchen. Die Regierung mißfiel mir, weil mir schien, daß die moralischen Kräfte des Landes, in denen für mich das Hauptgewicht liegt, unter dieser Regierung sich abnutzten; aber es fiel mir nicht ein, gegen deren tägliches

Digitized by Google

Thun und Schaffen zu declamiren. Wenn ich am Palazzo Vecchio vorüber ging, stieg mir nie der Wunsch auf, in demselben Platz zu nehmen; mein Ehrgeiz ging diesen Weg nicht ... So lebte ich lange Jahre, Anfangs in quälerischer Unthätigkeit, später in Studien vertieft. Als endlich der Name Pius' IX. die Sache Italiens zu einer populären machte, als eine wunderbare Uebereinstimmung Gedanken und Willensmeinungen aller Klassen und Charaktere vereinigt auf ein verständiges Ziel hinlenkte, als unter diesem Einfluß die Secten schwiegen und eine moralische Wiedererhebung die politische Befreiung zu verkünden schien, als lebendigster Glaube mich erfüllte und ich die Zeit zum Handeln erachtete, da war es für mich zu spät, und Gottes Hand hatte mir das Verbot auf die Stirne gedrückt!"

Einstweilen also verzichtete Capponi auf die Schule des Handelns, und er beschloß, die Welt kennen zu lernen aus Büchern und auf Reisen. Das Jahr 1816 führte ihn nach Rom, von wo er mit dem Grafen von Velo nach dem Süden reiste. In Palermo ward er dem dort hofhaltenden Kronprinzen, dem späteren König Franz I., vorgestellt; „er habe, schreibt er, nie etwas Dümmeres gesehen, als diesen Prinzen, auch die Prinzessin sei einfältig, wenn auch ihre Erscheinung nicht so häßlich."[1]) Seine Besteigung des Aetna hat Gino in einem vorzüglichen Aufsatz beschrieben[2]). Die Fahrt durch Calabrien und Apulien ließ ihn einen Blick in die dumpfe Gährung und das unter der Decke wuchernde Sectenwesen werfen, welches die unbefriedigenden

[1]) Franz I. war geboren 1777 und starb am 19. Nov. 1830. Er war der Sohn Ferdinands I. und Maria Carolina's, der Vater der Herzogin von Berry, des Königs Ferdinand II. (1830—1859) und der Regentin von Spanien (1833—40) Marie Christina. Capponi sagt von ihm (bei Tabarrini p. 35): „ich halte ihn im Grundzug seines Wesens für illiberal, vielleicht für einen echten Sohn Ferdinands, worauf die Abwesenheit aller guten Eigenschaften des Herzens schließen lassen. Als ich auf Ostersonntag einem Empfang am Hof beiwohnte, hörte ich den Prinzen gegen die Dampfschiffe peroriren."

[2]) Tabarrini p. 38 f.

Digitized by Google

Zustände unter den heimgekehrten Bourbonen hervorgerufen. Im Jahre 1817 zu dem Prinzen Karl Albert von Savoyen-Carignan, der damals die älteste Tochter des Großherzogs heirathete, in oberflächliche Beziehung getreten, ging er 1818 zum zweiten Male nach Rom, im Spätherbst desselben Jahres nach Mailand, wo er mit Cicognara, Jacopo Trivulzio, Monti, Mai, Rosmini in Verkehr trat und in Alessandro Manzoni einen vertrauten Freund gewann. In Paris sah er die Restauration Ludwig XVIII. am Werke; er ging dann nach England, dessen Institutionen er mit äußerster Liebe studirte und das bald für ihn das Land seiner Ideale wurde. Zahlreiche Verbindungen mit englischen Familien machten ihn rasch mit einer Gesellschaft bekannt, deren zuvorkommende Gastfreundschaft der Fremde auch jetzt noch zu rühmen hat. In London lebte er viel mit Ugo Foscolo, dessen ausschweifende Phantasie er mit zweifelhaftem Erfolge zu zügeln suchte; ging dann wieder nach Paris zurück, wo er Zeuge der Ermordung des Herzogs von Berry war, bereiste Holland, die Rheinlande und wohnte in Mannheim der Hinrichtung Karl Ludwig Sand's bei. Man kann sich denken, in welcher Stimmung er Deutschland verließ; sie spricht aus jener Bemerkung über ein Bildniß Leopold's II.: auch in der Kaiser-Dalmatica scheine er immer der Mann, der auf einem Maulthier die toscanische Maremma und die Romagna durchreitet — „das war die Aufgabe, zu der ihn die Natur bestimmt hatte und worin er wirklich groß war." Bei Leopold dachte Capponi an ein Dutzend anderer Fürsten jener Tage.

Das Fehlschlagen der piemontesischen Bewegung 1821 entmuthigte die italienischen Patrioten. Karl Albert, der damals zu seinem Schwiegervater ins Exil ging, konnte ihm nur mäßiges Vertrauen einflößen. Capponi wandte sich von der Politik zur Litteratur. Er fand in P. Vieusseux den geeigneten Mann, um sein längst gehegtes, oft mit Foscolo besprochenes Project einer die besten Kräfte Italiens concentrirenden Zeitschrift zu verwirklichen. So entstand die „Antologia", die dem aufstrebenden

Digitized by Google

Geist der Nation bis 1833, wo sie unterdrückt wurde, zum Organ diente. Giordani und Coletta, Giacomo Leopardi, Niccolò Tommaséo, Niccolini, Libri, waren die Männer, welche mit Capponi an der Spitze des Unternehmens und fast aller litterarischen Regungen Toscana's in den zwanziger und dreißiger Jahren standen und Vieusseux' Lesecabinet das Foyer, wo man sich traf — Capponi's Palast und seine Villen, besonders Varramista, die Mittelpunkte dieses an Geist und Hoffnungen so reichen, von der großherzoglichen Regierung mit begreiflichem Argwohn überwachten Kreises. Für die historische Forschung hatten die Bestrebungen Capponi's durch die Anregung der „Documenti di storia italiana" (1836—37) eben größere Bedeutung erlangt, als ein Augenleiden sich einstellte, für das er vergebens bei Walther in München Heilung suchte (1841) und das nun zu völliger Erblindung führte. In die Zeit dieser furchtbaren Heimsuchung fielen noch schmerzliche Familienverluste. Sein Vater war 1825 vorausgegangen, jetzt (1839) folgte seine Mutter, und im Augenblick, wo ihm der letzte Hoffnungsschimmer erlosch, verlor er seine geliebte Tochter Ortensia (1844).

Es ist nicht meine Absicht, hier die Fortschritte jener Bewegung zu schildern, welche, in der Litteratur von Giuseppe Giusti, Niccolini, vor Allem von Gioberti und Cesare Balbo ausgehend, zu jenem Neo-Guelfismus geführt hat, an dessen Spitze sich Pio IX. 1846 stellen zu wollen schien. Schon vor diesem Ereigniß hatten sich zwei Parteien aus dieser Schule abgesondert: die eine, durch Niccolini's „Arnaldo da Brescia" (1843) repräsentirt, ging auf directe Bekämpfung des Papstthums aus — sie hat in Mazzini und Garibaldi ihren Höhepunkt erreicht — die andere erstrebte die Einheit und Unabhängigkeit Italiens in einem italienischen Staatenbund, dessen Präsidium der Papst wenigstens nominell hätte; ihre Vorkämpfer waren neben Gioberti Massimo d'Azeglio und Balbo, mit deren Ideen sich Capponi im Wesentlichen einverstanden erklärte. Kein Wunder, daß er Pio Nono's Thronbesteigung mit höchster Spannung zusah.

Digitized by Google

An der Umgestaltnng der staatlichen Institutionen seines Heimathlandes nahm dann Capponi einen hervorragenden Antheil: sie führte zu der Verkündigung der Repräsentativ-Verfassung vom 17. Februar 1848 und zu der Bildung des Ministeriums Capponi (16. August 1848). An die Spitze der Geschäfte gestellt, gab sich der blinde Ministerpräsident über seine Lage keinerlei Illusionen hin. Er machte Anstrengungen, um den Friedensschluß zwischen Piemont und Oesterreich zu beschleunigen und damit der bedenklichen Ungewißheit ein Ende zu bereiten, in welcher Italien durch den Waffenstillstand vom 9. August gelassen war. Es gelang nicht. Im Innern war die demokratische Revolution zu weit gediehen; Gino selbst schildert, wie er durch die Fehler der vorausgehenden Ministerien ohne Geld, ohne Soldaten, nur mit einer unzuverlässigen, und vom Pöbel verlachten Bürgergarde Zustände vorfand, die ihn hätten abhalten sollen, die Zügel der Regierung zu ergreifen. Der Aufstand in Livorno, Guerazzi's und Montanelli's Auftreten geben den Ausschlag für Toscana. Capponi hat seine Verwaltung, die er bereits am 29. Oktober an Giuseppe Montanelli abgab, eine ruhmlose genannt. Aber, fragt Reumont mit Recht, woher hätte diese Verwaltung Kraft nehmen sollen? Der Großherzog hatte keinen politischen Ueberblick und war der linkischste Mann von der Welt, die Deputirtenkammer zu etwas Anderem, als zum Sprechen, vollkommen unfähig. Leopold II. entzog sich bekanntlich dem Andringen der Revolution durch die Flucht nach Gaëta (1849); nach der Restauration durch die Oesterreicher zurückgekehrt, hatte er nur einmal noch eine Zusammenkunft mit Gino Capponi. Der Großherzog meinte, jetzt (wo die Oesterreicher in Florenz standen) herrsche Ruhe im Lande; „ja," war die Antwort, „auf der Straße."

Die Jahre der Reaction (1849—59) lebte Gino Capponi wieder ganz seinen litterarischen Interessen. So verhaßt ihm die Fremdherrschaft war — er fand seine Blindheit wenigstens für Etwas gut, nämlich, daß er die Oesterreicher nicht zu sehen

Digitized by Google

brauchte —, er hatte seinem Souverän doch zu nahe gestanden, um dessen Regierung irgend welche Schwierigkeiten zu bereiten. Als die Ereignisse von 1859 den Sturz der großherzoglichen Regierung herbeigeführt, der Friede von Villafranca die Zurückführung derselben bestimmt hatte, hielt er diese Restauration weder für glücklich noch auf die Dauer für haltbar. Am 16. August votirte er mit 167 Deputirten die Ausschließung der Dynastie Lothringen-Habsburg. Den alten, 1847 von ihm selbst bevorzugten Plan eines Staatenbundes gab er als überholt auf und stimmte Cavour bei, „der allmählich Europa zu der Einsicht brachte, ein zerrissenes Italien sei ein Aergerniß und ein Hemmniß, ein geeinigtes Italien kein Anlaß zu Besorgniß." Zum Senator des Königreichs ernannt, hat er an den Commissionsberathungen oft, an der Discussion nur einige Mal Theil genommen; sehr merkwürdig ist das Schreiben, welches er im Spätherbst 1863, während Turin noch Hauptstadt war, an Gaetano de Castilla richtete, und in welchem er sich für Civilehe, doch verbunden mit kirchlicher Trauung aussprach. „Dem Staate sein Recht, ihr Recht auch der Kirche." Die Beschießung von Porta Pia 1870 und die Annexion Rom's fand seinen Beifall nicht. Die Rede, welche er am 29. December 1870 im Senat hielt, zeugt von seiner hohen staatsmännischen Einsicht und sagte alle Schwierigkeiten voraus, denen sich das Königreich durch die Annahme des von dem Herzog von Caetani-Sermoneta überbrachten Plebiscits ausgesetzt habe.

Capponi's letzte Jahre waren ganz dem Umgang mit seinen Freunden und litterarischer Beschäftigung gewidmet. Er theilte das gemeine Loos eines hohen Alters, über fast Allen, die man einst geliebt, das Grab sich schließen zu sehen. In seiner eigenen Familie fehlte es nicht an herben Verlusten. Von den gleichgesinnten oder geistesverwandten Männern, die seine Mitarbeiter, Gesellschafter, Hausgenossen gewesen, starben schon in den 60er Jahren Vieusseux (1863), Niccolini (1861), C. Ridolfi, V. Antinori, Massimo d'Azeglio († 1866). Das neunte Decennium

Digitized by Google

seines Lebens brachte ihm (14. Sept. 1872) den Geburtstagsgruß des Deutschen Kaisers, aber auch den Tod naher Freunde; Capei's, der an seinem Tisch vom Schlag getroffen wurde († 1868, 13. Aug.), Ag. Sagredo's († 1871), Raffaelo Lambruschini's, des liberalen Abbate's, mit dem ihn politische und landwirthschaftliche Interessen von früh an verbunden hatten († 1873), Niccolò Tommaséo's, des unruhigen dalmatiner Gelehrten († 1874, 1. Mai), Francesco Bonaini's, des hochverdienten Archivdirektors († 1874). So starb Capponi, wie er sich ausdrückte, selber stückweise. „Ich bin," meinte er 1872, „fast das einzige Blatt am alten Stamme; noch ein Windstoß, so bin auch ich weggeweht." Im Winter 1876 merkte man den zunehmenden Verfall seiner Kräfte; am 1. Februar 1877 ergriff ihn ein Fieber, wie es scheint, mit Lungenentzündung, dem er am 3., Nachmittags 1½ Uhr erlag. „Ganz Florenz," sagt Reumont, „empfand, was es an dem Manne verlor, ohne dessen ehrwürdige Gestalt auch die bejahrten Bürger sich die Stadt nicht gut denken konnten." Man strömte nach dem Palast, um die verehrten Züge noch einmal zu sehen; das Begräbniß war das eines Fürsten, großartig durch die Theilnahme des königlichen Hofes und der Spitzen der Gesellschaft, großartiger noch durch die wahre Trauer einer ganzen Bevölkerung. Nur durch ein „artifizio settario" meinte die „Civiltà cattolica", habe es solche Dimensionen gewinnen können. Capponi's sterbliche Reste ruhen in dem Garten der Villa von Marignolle neben den Gebeinen seines Vaters und seiner Gattin.

II.

Gino Capponi's politische Stellung und Bedeutung ist in der Darlegung seiner Entwickelung und seines Lebenslaufes im Wesentlichen gekennzeichnet. Seine Jugend war in die Napoleonische Zeit gefallen, wo die Geister Italiens zwischen der Anhänglichkeit an die alte und veraltete Ordnung der Dinge und jenem vagen Liberalismus getheilt waren, dessen „vornehmste Signatur die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden ist, mit dem

Digitized by Google

ewigen Schiboleth des Fortschritts, dessen Ungeduld keine Frucht wahrhaft reifen läßt." Gino Capponi war von streng monarchischen Gesinnungen ausgegangen und hat diese im Grunde nie für die volle Demokratie ausgetauscht. Im Jahre 1821 mahnte er Karl Albert an seine fürstliche Stellung und erinnerte ihn an Joseph's II. Wort: „mon métier à moi est d'être royaliste". Aber von der Beschränktheit der meisten adeligen Royalisten war Capponi allezeit frei. Die römische hohe Aristokratie, die sich in keinem Decennium unseres Jahrhunderts im Allgemeinen durch Geist und Thätigkeit ausgezeichnet, war ihm nicht sympathisch, und er meinte von mehr als einem Mitglied desselben, er würde ein ganz anderer Mensch geworden sein, „wäre er nicht mit dem Riesenzopf eines römischen Fürsten auf die Welt gekommen". Frühzeitig neigte Capponi zu dem Liberalismus der italienischen Patrioten hin: aber die Besonnenheit und Mäßigung, die ihm im Blut lagen, sein bedächtiges, ja zauderndes Temperament bewahrten ihn vor den Extravaganzen der Feuerköpfe jener Schule, wie Niccolini's und Ugo Foscolo's. Letzterer hat das selbst anerkannt. Nach Capponi's Abreise aus London schrieb er an eine Freundin: „der liebe Capponi! Ich habe mit Ihrer und seiner Abreise Alles verloren, was hier mein Leben erfreute. Sein Geist ist hochstrebend, kraftvoll unabhängig, aber zugleich reich und maßvoll; er ist ein Denker und von so naturwüchsiger Originalität, daß er in wenig Jahren die Fesseln einer falschen Erziehung und die einfältigen Vorurtheile unwissender Priester und müßiger Edelleute von selber zerbrochen hat."

Capponi war Anhänger der constitutionellen Monarchie, deren „Erfindung er vielleicht ebenso schön für die Könige, wie für die Völker" fand[1]). Er warf es Napoleon I. vor, daß er sich nicht zu ihr bekannt und mit ihr Polen und Italien regenerirt habe[2]).

---

[1]) „E cosi l'invenzione delle monarchie costituzionali è forse tanto bella per i re come per il popolo, almeno se ci fosse senno nella forza." Tabarrini p. 92.

[2]) Ebendas.

Digitized by Google

Welches Ideal er sich speciell für Italien zurecht gelegt hatte, haben wir oben gesehen. Ohne jemals den geheimen Gesellschaften angehört zu haben,[1]) stand er ganz entschieden auf der Seite derer, welche die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft und die Einigung desselben durch ein Staatenbündniß anstrebten. Massimo d'Azeglio und Cesare Balbo waren diejenigen, mit welchen er in seinen politischen Aspirationen am meisten übereinstimmte. Gioberti's mächtigen Geist verkannte er nicht; aber er verkannte auch nicht, wie sehr dessen überschwängliche Phantasie den Boden der praktischen Wirklichkeit verließ. Das merkwürdigste Buch Vincenzo Gioberti's, den „Primato", fand er im Ganzen lobenswerth (mi parve buono in tutto), aber doch nur mit starkem Vorbehalt, indem er weder die in demselben niedergelegten Ideen über den Primat der italienischen Nation, noch die tiefe Antipathie gegen die Franzosen guthieß und endlich Gioberti darin nicht beipflichtete, daß derselbe die Wiedergeburt Italiens hauptsächlich vom Papstthum erwartete[2]). Wie hoch auch einen Augenblick die Erwartungen waren, welche er auf Pio IX. gesetzt, er fand bald, daß der Taumel in Rom über das Maß schieße; und „die großen Kinder" klagte er, „verderben mir Pio Nono". Ein Zögling von Priestern, war Gino Capponi gleichwohl niemals ein Freund der Priesterherrschaft. Ein mit überwiegend geistlichen Kräften und unter überwiegend geistlichen Gesichtspunkten regierter Staat erschien ihm in dem heutigen politischen System Europas als eine Anomalie.[3]) „Die Priester", schreibt er 1837 gelegentlich eines Aufenthaltes in Ancona, „haben nicht das Herrscherbewußtsein wie Monarchen und Aristokraten; sie

[1]) Capponi hat selbst in einem Briefe an die Redaktion des „Siècle" erklärt, daß er niemals Carbonaro gewesen, eine Erklärung, welche Tabarrini S. 104 hervorhebt Angesichts der niedrigen Insinuation der „Civiltà cattolica", welche auf Montazio's Auctorität hin behauptet hatte, Capponi habe von Jugend auf dem Carbonarismus angehört. Vgl. Civ. catt. 1879, Ser. X, vol. X, 709 ff.

[2]) Tabarrini p. 258.

[3]) Reumont S. 344. Tabarrini p. 91.

Digitized by Google

wollen herrschen, aber regieren können und wollen sie nicht, und wofern sie nur das Geld haben; lassen sie die Anderen schon gerne machen[1])." Er constatirte, daß die Herrschaft der Priester im Kirchenstaat keineswegs hart und drückend war; sie erscheint ihm im Gegentheil schlaff, sorglos und ohnmächtig: daß sie sich nur durch fremdes Militär aufrecht erhalten kann, dünkt ihm ein Anzeichen ihres baldigen Todes[2]). Gleichwohl hat er der gewaltsamen Abschaffung der päpstlichen Souveränetät niemals das Wort geredet. Wie er 1845 diese Unabhängigkeit als Nothwendigkeit betont, so hat er seit 1870 nicht unterlassen, sowohl bei der Annexion von Rom als bei Berathung des Garantiengesetzes seine ernstesten Bedenken gegen das Vorgehen der Regierung geltend zu machen. Er fand, daß, nachdem Italien eine Revolution durchgemacht, welche ihm einen Platz in der Reihe der Nationen verschafft habe, man jetzt zu Schritten übergehe, welche von Andern als specifisch revolutionär angesehen werden und daß bei diesen Händeln „Kategorien von Individuen aufgetaucht seien, welche das conservative Europa zu fürchten hat und die nicht geeignet sind, guten Rath zu verschaffen". Die Schwierigkeiten des Garantiengesetzes lagen ihm darin, daß weder die Einwilligung des Papstes noch die reife Ueberzeugung der italienischen Katholiken, noch die Zustimmung der fremden Mächte gewonnen sei. „Es ist", rief er den Senatoren in seiner oben berührten Rede vom 29. Dezember 1870 zu, „es ist Thatsache, nur die Unabhängigkeit des Papstes sichert in Rom unsere Unabhängigkeit. So lange dieselbe nicht festgestellt ist, können wir, ich sage hier nichts Neues, Rom nicht moralisch noch sicher besitzen. In der Stadt der Paläste werden Sie genöthigt sein, für sich Paläste zu suchen; aber alle werden niedriger sein als der Vatican, welchen Jahrhunderte mit jenem Hebel, der mächtiger als alle anderen ist, mit der Religion emporgehoben haben. Der Bewohner dieses

[1]) Tabarrini p. 233.

[2]) Ebend. p. 235.

Digitized by Google

Palastes kann keinen über sich anerkennen — die Leere dieses Palastes würde erschreckende Einöde sein[1])!"

Wie die Unabhängigkeit des römischen Stuhles mit dem im Princip doch von ihm angenommenen italienischen Einheitsstaat zu vereinbaren sei, darüber finde ich keine Aeußerung Capponi's. Er dachte darüber vermuthlich wie d'Azeglio, mochte aber 1870 in Verlegenheit sein, wenn es sich um die praktische Lösung der Frage handelte. Jedenfalls wollte er dieselbe weder durch brüske Gewalt noch auf Schleichwegen gelöst wissen. Capponi verhehlte sich in der That nicht die Gefahren, „welche," wie der Staatsrath Tabarrini selbst sich ausdrückt, „die neue Richtung des italienischen Gedankens auf Pfaden bedrohten, von denen er nicht glaubte, daß sie zur wahren Freiheit führten." Mit Schmerz sah er die Politik des neuen Königreichs mehr und mehr sich auf den Boden rein materieller Interessen stellen. Die Moral der Interessen allein dünkte ihm nicht hinreichend, um die Freiheit zu begründen, und er lebte der festen Ueberzeugung, daß die anarchische Herrschaft der Massen immer nur das Vorspiel des Despotismus vom Glück begünstigter Cäsaren sei. Oft hob er hervor, die systematische Nichtswürdigkeit der italienischen Politik im 16. Jahrhundert habe dem Volke und Lande nichts genutzt; hatte Pompeo Neri im vorigen Jahrhundert, zur Zeit des Absolutismus, in seinen „Responsi" gesagt, der Fürst müsse der erste Ehrenmann des Staates (il primo galantuomo dello Stato) sein, so forderte Capponi, die Träger der öffentlichen Gewalt sollten Muster von Moralität und Ehrenhaftigkeit sein. „Wehe," rief er aus, „wehe der Regierung, welche zur Gemeinheit herabsinkt (s'incanaglia) und allen Anspruch auf Achtung verliert"[2]). Es braucht für den Kundigen nicht hervorgehoben zu werden, auf welche Männer und welche Vorgänge diese Worte zielten.

---

[1]) Reumont S. 349.

[2]) Tabarrini p. 257 f.

Digitized by Google

Ein so freier und hochgebildeter Geist, wie Gino Capponi, mußte über nationale Vorurtheile und provinziale Eitelkeit weit erhaben sein. Es mag unsern Lesern von Interesse sein, das Urtheil dieses Mannes über die verschiedenen Völker Europa's zu kennen. Am meisten hat Capponi, wie schon bemerkt, England imponirt. Nation, Verfassung und Litteratur behagten ihm, gleichmäßig, und seine politischen Ideen waren nach denen Altenglands eingerichtet. Die Beweglichkeit und die angenehmen Umgangsformen der Franzosen sagten ihm zu; aber während er die Individuen mochte, hatte er für das Volk und seine Politik wenig Sympathie. „Sie wissen," schrieb er 1850 an Tommaséo, „daß die Franzosen, einzeln genommen, gute Leute sind, während es mit Frankreich ein schlimmes Ding ist (è cosa pessissima)"[1]). „Frankreich," sagt er ein anderes Mal, „hat ein einziges Princip das seinige zu nennen, die nationale Einheit — dies Princip liegt in seiner Natur und ist von ihm stets vorangestellt worden. Alle übrigen Principien hat es anderswo geholt, in sich aufgenommen, verarbeitet, gezeitigt und gewissermaßen populärisirt und verbreitet. Darin liegt seine Kunst und Gewandtheit. Aber kein anderes großes moralisches, intellectuelles, sociales Grundgesetz ist französischen Ursprungs, und das der nationalen Einheit hat Ludwig XIV. zum Ideal der nationalen und absoluten Monarchie gestaltet[2])." Die Holländer fand unser Capponi zu phlegmatisch, ihre Porzellangesichter langweilten ihn; die tüchtigen Eigenschaften dieses Volkes will er aber nicht bestreiten und gibt zu, daß andere Nationen manches von ihnen zu lernen hätten[3]). Betreffs Irlands urtheilt er, die Unterdrücker wie die Unterdrückten seien gleichmäßig Schuld an dem Unglück der Insel, und er klagt den Klerus an, daß er nichts gethan, um das Volk aus seiner schmachvollen Roheit herauszuziehen[4]). Deutschland sah er auf seiner Reise, zu einer Zeit,

[1]) Tabarrini p. 358.
[2]) Reumont S. 412.
[3]) Tabarrini p. 87. [4]) Ebend. p. 72 f.

Digitized by Google

wo die Nebel der Reaction auf ihm lagen, und es ward ihm offenbar nicht wohl, während rings um ihn die Burschenschaftler verfolgt wurden. Von der deutsch-österreichischen Herrschaft in Italien sagt er: „die Macht der Franzosen lag darin, daß ihre Herrschaft Leben eingoß; bei den Priestern wohnt der Tod, bei den Deutschen der Schlaf. Die Deutschen schlugen aus Furcht vor jeder Bewegung alles nieder; das ist ihre Erbsünde gegen Italien; im Uebrigen waren sie gerechtere, mildere, verträglichere Herren als die Franzosen." Hatte Capponi in der Politik einige Mühe, sich mit uns zu verständigen[1]), so hat er dagegen in der Litteratur, besonders der historischen, Deutschland sein Recht angedeihen lassen. Von seinen eigenen Landsleuten meinte er, ihr Hauptübel sei, daß sie weder mit den Armen noch mit dem Kopf, noch mit dem Willen arbeiteten: „arbeiteten wir, so wären wir die Ersten, prima virorum".

III.

Die italienischen Altliberalen waren in ihrer Mehrzahl nicht irreligiös oder antireligiös, wenn wir der „Civittà cattolica" auch zugeben, daß sie nicht gerade von ihrer Religion waren. Silvio Pellico war von tiefer Frömmigkeit, auch ehe seine lange Gefangenschaft ihn zum Mystiker machte. Santa Rosa versäumte in seinem Pariser Exil die Messe nicht und konnte sich ereifern, wenn die französischen Abbé's das Latein der Messe durch ihre Aussprache verdarben. Der Naturforscher Collegno, Giuseppe Montanelli, in seiner Art auch Carlo Bini, waren gläubig. Gaetano di Castilla machte sein Kerker auf dem Spielberg tiefreligiös, und Confalonieri empfing die Sakramente, ehe er des Letzteren Leidensgenosse wurde, auf dem Krankenbett. Wenn Niccolini und Ugo Foscolo, Leopardi und Guerazzi der Religion den Rücken kehrten, so bezeugten ihr Alessandro Manzoni und

[1]) So forderte er noch 1866 das Trentino: „voi sapete che di politica non m' intendo, ma Trento lo voglio, delenda Carthago, anche a pagamento." Tabarrini p. 323.

Digitized by Google

Tommaséo um so größere Achtung, und weder Cesare Balbo noch Massimo d'Azeglio hörten auf, Katholiken zu sein. So war auch Gino Capponi gläubig, wenngleich, sagt Tabarrini, „nicht wie alte Weiber und Sacristane". Er war in tiefster Seele dem Materialismus abhold und öfter pflegte er auszuführen, wie gerade die materialistischen Schichten der Florentiner Gesellschaft im 16. Jahrhundert die Freiheit verriethen, während der letzte Verzweiflungskampf des untergehenden Freistaates von den Piagnonen geführt wurde, in deren Herzen die Stimme Savonarola's noch widerhallte. Angesichts des modernsten Materialismus konnte er sich, so wenig er laudator temporis acti war und so entschieden er sich als Sohn seines Jahrhunderts bekannte, doch des Gefühls nicht erwehren, daß auch unsere Gesellschaft sich in Decadenz befinde. Bei dieser Sachlage wollte er die Action des Christenthums in keiner Weise geschmälert und behindert wissen[1]), und er beklagte von diesem Gesichtspunkt aus die Engherzigkeit und Beschränktheit des ultramontanen Systems, welches die Form über das Wesen der Sache erhob und auch das Erhabenste klein machte[2]). In gewisser Beziehung hat Capponi's religiöser Standpunkt Verwandtschaft mit demjenigen der liberalen Katholiken Frankreichs, wie ihn die „Deutsche Rundschau" in einem frühern Aufsatze vorgelegt hat[3]). Aber die Romantik des französischen Katholicismus schloß ein Element in sich, welches Capponi von jeher widerstrebte. Gino Capponi war entschieden liberal, aber niemals demokratisch gesinnt. Er hat mit Lamennais Beziehungen gehabt[4]), ohne mit ihm oder

---

[1]) Schrieb doch selbst E. Renan: „. . . prenons garde d'être complices de la diminution de vertu qui menacerait nos sociétés, si le christianisme venait s'affaiblir. Que serions-nous sans lui?"

[2]) Tabarrini p. 355.

[3]) S. Felix Dupanloup, Deutsche Rundschau 1880, Band XXIII, S. 222 ff.

[4]) Tabarrini p. 211 (vergl. Reumont S. 403) theilt einen Brief Lamennais' an Capponi vom 24. Februar 1832 mit. Die von E. D. Forgues herausgegebene Briefsammlung des Ersteren (Paris, 1859) enthält leider kein Denkmal der Beziehungen beider Männer.

Digitized by Google

seiner Schule geradezu jemals intim gewesen zu sein. Die Erwartung des Heiles von den Massen lag nicht in seinem Temperament, und noch weniger konnte der revolutionäre Mysticismus der „Paroles d'un Croyant" — „der Jeremias in Babeuf übersetzt" — einen Reiz für ihn haben. Aber auch in der Schule der eigentlichen liberalen Katholiken der vierziger Jahre mußte der stark ausgeprägte demokratische Zug ihm mißfallen[1]). So gewiß es ist, daß der Liberalismus vermöge seiner Grundgesetze die Theilnahme am Staatswesen, an der Gesetzgebung und der Verwaltung auf alle Elemente auszudehnen suchen muß, welche durch Bildung und sociale Stellung Fähigkeit und Anspruch darauf haben, so gewiß erschien ihm als eine Unterhöhlung der Gesellschaft, wenn man vermöge des demokratischen Princips jene Theilnahme auf Alle ausdehnte, mochten sie auch noch so wenig sich dazu schicken. Auch Lacordaire erwartete die Besserung unserer Zustände im Staate wie in der Kirche aus dem Schoße des Volkes, und sein bedeutendster Schüler, der Dominicaner Didon hat in seinen viel besprochenen Conferenzen von Notredame, die ihm 1879 die Verbannung in ein Kloster Corsica's zu Wege brachten, den Bund der Religion mit der Demokratie verkündet. Das Alles war schwerlich nach dem Herzen Capponi's. Auch das Hineinziehen der Religion in die Politik war ihm mehr als bedenklich, nicht bloß in der Weise, wie die Jesuiten und Veuillot sie übten, sondern auch in den liberalen Schulen. „Die Religion," schreibt er einmal an Lambruschini, „schließt die allgemeine heilbringende Theorie in sich, gießt sie über die Welt und Menschen aus wie Himmelsregen. Der Mensch sammelt sie ein und gebraucht sie, nach seiner Natur und seinem Bedarf, wie nach den Umständen. Verbinde die Religion, das heißt ihre Moral, mit der socialen

[1]) Ob Capponi Lacordaire kennen gelernt hat, kann ich nicht sagen. „In Pisa," schrieb er 1835 an Tommaséo, „sah ich Montalembert, und wir verplauderten einen Abend gemüthlich miteinander. Eine schöne Seele, Euch mit Liebe und Achtung zugethan. Wir verständigten uns besser, als ich erwartete." Reumont S. 404.

Digitized by Google

Oekonomie, mit der Politik, womit Du willst; aber, um Alles in der Welt, mache die Oekonomie oder irgend ein sociales System oder eine der Discussion unterworfene Wissenschaft nicht zu einem Theile der Religion, denn ihre Principien stehen über den Thatsachen, und in allem Anderen können die Thatsachen Dir von einem Moment zum anderen Unrecht geben. Die Religion darf nie angerufen werden, irgend eine sociale Frage oder ein politisches System oder ein materielles Interesse zu definiren; das haben Päpste gethan, indem sie dieselbe auf den Boden herabzogen, das haben die Saint-Simonisten gewollt. Sie verkündet, sanctionirt, veredelt die großen leitenden Principien, deren praktische Anwendung Sache der Menschen ist. Wenn die Religion die Liebe und die Gleichheit geheiligt, die Menschenwürde anerkannt hat, so hat sie, was ihr zustand, gethan, um jede wohlthätige Umwälzung zu fördern[1]).“

Ein Mann, der so dachte, konnte die Organisation der „katholischen Partei“ in Frankreich nicht mit Wohlgefallen sehen. Der Ausdruck schon erschien ihm als die thörichteste Profanation der Religion. Mit Heftigkeit widersprach er François Rio, der den Katholicismus auf sein politisches Banner schrieb und als ausschließliches Schiboleth für die Jünger der Kunst aufstellte. Aber auch der milde und besonnene Ozanam fand nicht immer seinen Beifall, und gelegentlich des von diesem gestifteten Vincentiusvereines äußerte Capponi, er könne diese Reglementirung und Disciplinirung der Wohlthätigkeit nicht loben und glaube, die heutige Welt sei nicht geneigt, sich in Confraternitäten einordnen zu lassen[2]).

Gino Capponi hatte, wie alle die Besten in der Kirche, auf eine Transformation der Kirche — eine Reform, wenn man lieber will — gehofft, als Pius IX. den Stuhl Petri bestieg. Er sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht. Aber selbst die un-

[1]) Reumont S. 405.

[2]) Tabarrini p. 356.

Digitized by Google

erwünschteste Wendung der Dinge konnte ihn in seinen wesentlich conservativen religiösen Ueberzeugungen und seiner Stellung zur Kirche nicht irre machen. Führte man ihm den „Syllabus" und spätere Entscheidungen des Lehramtes als ewige Hindernisse einer Aussöhnung des Christenthums mit der modernen Bildung an, so sprach er die Ueberzeugung aus, daß diese Dinge wohl Kämpfe in den Schulen hervorrufen, aber auf die wirkliche Welt (sul mondo reale) ohne Einwirkung bleiben werden; sein Urtheil berührte sich also mit dem, was Lord Acton seiner Zeit in der „Times" erklärt hat[1]). Im Zusammenhang dieser Ansichten konnte er dem Altkatholicismus keinen Geschmack abgewinnen, und er sah in der von Döllinger versuchten Annäherung an die griechisch-russische Kirche nur eine Täuschung. Capponi haßte Alles, was nach sektirischem Geiste schmeckte, und es entging ihm nicht, daß die Bildung der altkatholischen Gemeinde die reformatorischen Elemente innerhalb der Kirche gerade lahm legen werde. „Je mehr die Opposition ihr Feld zu erweitern sucht, um so mehr bedroht uns anderseits engere Begrenzung. Die Jesuiten, die an politischen Ideen keinen Mangel, im Gegentheil Ueberfluß haben, haben meiner Ansicht nach ganz richtig berechnet, daß es, diesem Streben ihrer Widersacher gegenüber, sich möglichst zusammenzufassen und zusammenzuhalten gilt, woran ich den Hauptgrund neuerer Vorgänge zu erkennen glaube. Politisch haben sie vielleicht Recht, im Religiösen möge Gott uns beistehen — und Er wird es[2])."

Was sich in Deutschland seit 1870 zugetragen, hat Capponi's Aufmerksamkeit in hohem Grade beschäftigt. Ich fand ihn 1874 mit allen unseren Kämpfen vollkommen auf dem

[1]) Lord J. Acton, The Times, nov. 24, 1874: „in my endeavour to show that the safety of the State is not affected by the Vatican decrees I afirmed that they assign to the Papacy no power over temporal concerns greater than that which it had claimed and exercised before, and that the causes which heretofore deprived those claims of practical effect continue to operate now."

[2]) Reumont S. 407.

Digitized by Google

Laufenden. Er beklagte es, daß mein Vaterland in einem Augenblick, wo es tiefsten Friedens bedurfte, in eine der gefährlichsten inneren Krisen hineingerissen sei. „Der Reichskanzler," sagte er, „ist ein großer Mechaniker; in Bezug auf die geistigen Mächte verrechnet er sich und scheint sich keinen rechten Begriff von der Natur des Widerstandes zu machen, den er provocirt. Das unverjährte Recht der Kirche anerkennen, ist kein Canossa. Wollend oder nicht wollend, muß es doch geschehen, wenn dem Volke Ernst ist mit seinem Glauben und seiner Anhänglichkeit, wie es mir bei den deutschen Katholiken zu sein scheint. Gebe Gott, daß es so bleibe; die, welche jetzt dagegen kämpfen, werden selber davon Vortheil ziehen. Keine Regierung — ich leihe der Erfahrung eines langen Lebens Worte — vergibt sich etwas, wenn sie Dingen Rechnung trägt, die außerhalb ihrer Competenz liegen, und deren nach beiden Seiten genügende Gestaltung ihr eigenes Interesse ist[1])." Diese Worte, welche Reumont mittheilt, stehen in vollkommener Uebereinstimmung mit dem, was ich selbst aus Capponi's Munde gehört habe, wie sie denn überhaupt durchaus im Zusammenhang mit der Auffassung des Verhältnisses von Staat und Kirche bei den romanischen Liberalen stehen — einer Auffassung, welcher Terenzio Mamiani mir gegenüber noch vor wenigen Monaten mit den Worten Ausdruck verlieh: „wir wollen weder den Papst-König noch den König-Papst" (vogliamo nè il papa re nè il re-papa) und welche im Grunde auf das Cavour'sche „Libera Chiesa in Libero stato" zurückgeht[2]). Es kann hier nicht der Ort sein, auf diesen Gegenstand einzugehen und noch weniger, an dieser Formel die Bismarck'sche Politik zu messen; ich referire, aber ich kritisire hier nicht.

---

[1]) Reumont S. 411.

[2]) Ich verweise für die Geschichte dieses vielberufenen Satzes auf den Aufsatz meines leider so früh dahingegangenen Freundes Guido Padelletti: „Libera Chiesa in Libero Stato: Genesi della Formula Cavouriana", in der „Nuova Antologia (Juli 1875).

Digitized by Google

IV.

Gino Capponi besaß Eigenschaften, welche ihn in hervorragender Weise zum Schriftsteller befähigten. Er brauchte den Rath nicht auf sich zu beziehen, welchen, ich glaube, Le Brun Frauen und Fürsten gab: „inspirez, mais n'écrivez pas". Wenn gleichwohl seine schriftstellerische Thätigkeit nicht im Verhältniß zu seinem Vermögen und der langen Dauer seines Lebens stand, so lag der Grund zunächst in dem schweren Unglück, welches ihn in seinen besten Lebensjahren traf und das bei den meisten Anderen jeder litterarischen Beschäftigung ein Ende gemacht hätte. Aber Gino gab, auch erblindet, die Arbeit nicht auf. Von kleineren Gelegenheitsschriften und Aufsätzen, welche nach seinem Tode von Tabarrini gesammelt wurden, abgesehen, schenkte er 1852 seinem engeren Vaterlande die von seinem Freunde Giuseppe Giusti angelegte, von ihm selbst beträchtlich vermehrte Sammlung toscanischer Sprichwörter, deren zweite, 1871 erschienene Auflage weitaus Capponi's alleiniges Werk ist und seinen Namen am Kopfe trägt. In dem köstlichen Bande gab er seiner Heimath ein Denkmal volksthümlicher Sitte und Weisheit, „hunderte von Zeugnissen markiger, ausdrucksvoller, zierlicher Sprache."

Sein letztes und Hauptwerk ist die „Geschichte der florentinischen Republik", an der er im Grunde ein halbes Leben gearbeitet, die er dann, auf Reumont's Zureden, gegen seine anfängliche Absicht noch selbst dem Druck übergab (1875) und deren durchschlagender Erfolg die letzte große Freude seiner sich dem Ausgang zuneigenden Tage war[1]). Die Geschichte der älteren Zeit läßt die Strenge archäologischer und historischer Kritik vermissen; aber als Geschichtsschilderung des 15. und 16. Jahrhunderts steht das Buch in seiner Art einzig da. „Ein Werk

[1]) Vergl. „Deutsche Rundschau" 1875, Band III, S. 128: „Gino Capponi und die Geschichte der florentinischen Republik", von Angelo de Gubernatis.

Digitized by Google

späten Greisenalters, ist es voll Kraft und Leben, die Frucht reifer Erfahrung, langen Nachdenkens, sorgfältiger Studien, voll Vaterlandsliebe und warmen Gefühls für die alte Größe seiner Heimath, aber ohne Parteigeist und Sucht der Beschönigung, unabhängig, gerecht, ruhig . . . Es macht dem Leser klar, wie das kleine Florenz gleichsam durch wunderbare Fügung wuchs und die Führerschaft der modernen Civilisation übernahm."

So groß Capponi's schriftstellerische Verdienste sind, größer noch sind die, welche er durch Anregung und Inspiration Anderer gehabt hat. Ich kann hier leider nicht auf so Vieles eingehen, was der Erinnerung werth wäre: wenn von Florenz aus seit fünfzig Jahren eine Erneuerung des wissenschaftlichen Geistes und vornehmlich ein kräftiger und höchst erfolgreicher Anstoß für die historischen Studien ausgegangen ist, so ist dies in erster Linie Gino Capponi's Werk, und der „letzte Florentiner" hat hier in gewisser Beziehung jene Rolle gespielt, welche den großen Mediceern des 15. Jahrhunderts in der Geschichte der Wissenschaften zugeschrieben wird.

V.

Gino Capponi war von hohem herrlichen Wuchse, aus dem schönen offenen Antlitz, dessen Licht so früh erloschen war, strahlten Geist und Güte. Seine Stimme war über das Maß der Conversation stark und erhoben; Vincenzo Salvagnoli nannte sie die Glocke (il campanone) des Palazzo Vecchio. Fürstlich in Denkart und Benehmen, konnte Niemand in seinen Lebensgewohnheiten einfacher sein. Fremder Hülfe bediente er sich, auch in seiner Blindheit, so wenig als möglich, und man hatte Mühe, ihn zu bewegen, sich auf der Straße führen zu lassen. Tabarrini hörte ihn oft sagen: „ich war nicht zum Marchese geboren; dieser große Palast liegt mir auf der Seele, so oft ich in denselben eintrete; ich weiß nicht, wie ich's machen soll, um hineinzugehen, während der Kutscher draußen bleiben muß. Ich hätte mir einen Bruder gewünscht, der die Sorge für das Haus

Digitized by Google

übernommen hätte; mir hätten ein Tausend Zechinen, eine kleine Villa, Reisen und Studiren genügt." In dem Palaste der Via S. Sebastiano bewohnte er die Prunkgemächer nie. Seine Zimmer lagen an der Nordseite des zweiten Geschosses. „Ein geräumiger schmuckloser Vorsaal mit einigen großen stark nachgedunkelten Porträts der mediceischen Zeit, ein sehr einfaches Vorzimmer, an den Wänden vortreffliche Federzeichnungen Luigi Sabatelli's, darunter die ergreifende Composition der Pest Boccaccio's, führten in das nicht große, von Luigi Ademollo grau in grau gemalte Arbeitszimmer, wo er im Lehnstuhl neben dem Marmorkamin zu sitzen pflegte. Der Tisch mit Büchern, an der Wand ein tragbares Repositorium, ein Schränkchen für Handschriften, ein schmales Sopha, ein paar Stühle. Neben dem Arbeitszimmer lagen Schlafgemach und Badecabinet. Die große Bibliothek füllte eine beide Flügel des Palastes verbindende Gallerie; mehrere andere innere Räume dienten als Arbeitszimmer des Secretärs und für die täglich sich häufende Masse der Bücher, Zeitschriften, Papiere." Ich werde den Eindruck nie vergessen, welchen mir der erste Besuch in diesen Räumen hinterließ. Durch einen seiner nächsten Freunde bei Capponi eingeführt und angemeldet, fand ich ihn in dem Arbeitszimmer, dessen Einfachheit, man könnte fast sagen Aermlichkeit, gegenüber dem heutigen Luxus auffiel. Er saß auf dem schmalen Divan, der Vorleser entfernte sich, nachdem ich eingetreten, der Herr des Hauses erhob sich, und wie der blinde Mann den Mund öffnete und seine Menelaosstimme mir die süße Sprache Dante's zutrug, so hatte ich, der junge Fremde, den Eindruck, daß hier einer der Könige der Menschheit zu mir gesprochen habe. Stand das vollgewichtige Organ der Anmuth der Conversation einigermaßen im Wege, so entschädigte er dafür durch die Fülle köstlicher Erinnerungen, welche sein unvergleichliches Gedächtniß in einem langen Leben aufgehäuft hatte. „Der Mann, der von Wien im Jahre 1800 mit der noch lebendigen Tradition Metastasio's, mit Sonnenfels' Publicistenruf und Heinrich Joseph's von Collin Tragödien,

Digitized by Google

von Alfieri's Tod, von Napoleon und Elise Bacciochi erzählte, der den Hirten des Hermas, Augustinus' Bekenntnisse, Prudentius' peristephanische Hymnen wie Homer und Thukidides, Virgil und Tacitus kannte, in der Divina Commedia zu Hause war und ganze Seiten aus Ariost's Satiren gegenwärtig hatte, auf Machiavelli und Guicciardini mit vollkommener Sicherheit verwies, recitirte lange Stellen von Molière und Voltaire, von Shakespeare und Byron, verlor nicht einen Vers aus Manzoni's Chören und Hymnen, wußte hundert Epigramme und satirische Stellen von Parini und Alfieri bis auf Giuseppe Giusti."

Capponi war in der Verwaltung seines sehr bedeutenden Vermögens achtsam und haushälterisch. Die Hebung der Landwirthschaft war ihm nicht nur im wohlverstandenen eigenen Interesse, sondern auch in demjenigen seines engern Vaterlandes eine Herzenssache, und er hat sich viele Jahre hindurch theoretisch, schriftstellerisch und praktisch mit diesem überall wichtigen, für Italien vielleicht die ernsteste Lebensfrage bildenden Gegenstande befaßt. In der Verwendung seines Vermögens zeigte er von jeher große Freigebigkeit. Tabarrini konnte hervorheben, daß in den letzten sechzig Jahren kein dem Vaterland zu Ehren gereichendes Werk in Italien geschehen sei ohne die Unterstützung von Capponi's Namen und Börse. In den Tagen der Reaction hatte Vieusseux bei ihm ein offenes Conto zur Linderung der Noth, in der manche der Exilirten darbten; so hat, ohne Capponi's Wissen freilich, auch Garibaldi seiner Zeit sich seiner Wohlthaten zu erfreuen gehabt. Das Asyl für gefallene Mädchen, den Ritiro Capponi, welchen seine fromme Mutter bei Porta San Gallo gegründet, stiftete er gewissermaßen von Neuem und sorgte für dessen einsichtige Leitung. Sein Hauswesen hatte einen patriarchalischen Zuschnitt, und es bestand ein an leider längst verschwundene Zeiten erinnerndes familiäres Verhältniß zwischen dem Hausherrn und der meist aus den Colonenfamilien der Capponischen Besitzungen herstammenden Dienerschaft.

Gino Capponi's Auffassung der Welt und der Dinge war

Digitized by Google

mehr großartig als im Einzelnen immer zutreffend: in den Menschen hat er sich oft geirrt, seinem Herzen zur Ehre. Im Umgange war er von einer Feinheit, die der Empfindlichkeit nicht entbehrte, ohne je anders als großmüthig und edel zu sein. Er kannte nur ideale Zwecke und wollte nur ideale Mittel. Zum Handeln war er weniger geeignet. Giusti meinte einmal: „ich würde mich mit Gino nach geschehener That besprechen, vorher nicht, am Wenigsten, wenn es auf rasches Handeln ankäme, selbst auf Kosten eines Irrthums. Wer alle Federn liest, wird niemals ein Bett machen[1])." Wenn seine contemplative und alles abwägende Natur ihn vor manchem übereilten Entschlusse bewahrte, so hat sie ihm quälende Zweifel nicht erspart und seiner Stellung in der Welt und inmitten bedeutender Ereignisse den Stempel der Ungewißheit und Energielosigkeit aufgedrückt. In der Jugend hatte ihn die bittere Schule des Lebens nicht hinreichend gewürfelt; seine beste Männerkraft lähmte sein physisches Unvermögen und das Bewußtsein, einem kleinen und kleinlich regierten Gemeinwesen anzugehören; das Florenz Leopold's II. war kein Klima für große Thaten und gewaltige Entschlüsse. Capponi hat das selbst am tiefsten und schmerzlichsten empfunden; er fühlte den Abstand dessen, was er leistete, und dessen, wohin seine Gedanken und Wünsche ihn trugen, die weite Entfernung, die auch hier Ideal und Wirklichkeit trennen. In einer Grabschrift, die er sich selbst bestimmte, hat er sein Leben nutzlos und unglücklich genannt. Unglücklich ja, aber nutzlos gewiß nicht; und Gino Capponi hat, Alles in Allem, in ruhigen Stunden gewiß selbst dies Facit seines Daseins nicht gezogen. Leopardi's verzehrender Weltschmerz war seine Passion nicht, und die gerade an ihn gerichtete „Palinodie" des berühmten Dichters war ihm gar nicht aus der Seele geschrieben[2]). Es war eine milde, ergebene Melancholie, welche den Blinden in den langen

[1]) Chi guarda a ogni penna, non fa mai letto.

[2]) Vergl. Capponi's Aeußerungen über Leopardi bei Tabarrini p. 143, 366.

Digitized by Google

Stunden seiner Einsamkeit besuchte, und ich stelle mir vor, daß bei aller männlichen Fassung doch manche Thräne den Weg über dies edle Antlitz gefunden hat — „cum tamen interpellat fletus“. — —

Das Urtheil der Zeitgenossen über Gino Capponi ist, soweit es in Betracht kommt, einstimmig in Anerkennung und Verehrung seines Namens:[1]) nur den Schriftstellern der „Civiltà cattolica“ war es vorbehalten, einen Stein auf sein Grab zu werfen[2]). — Gervinus hat ihn schon vor Jahren mit dem Freiherrn von Stein verglichen[3]), und ich denke, die Nachwelt wird mit Reumont von dem Einen wie von dem Andern sagen: „ein Edelmann wie Wenige, in Person und Haltung, in Gesinnung und Ausdruck, Gott und dem Volke treu, mit warmem Herzen, offener Hand, freier Stirn, furchtlosem Worte.“

---

[1]) Wenn Madame Hortense Allart (Les enchantements de Pruderie, par Mme P. de Salomon, 1825, p. 145) ihn in einem Anflug übler Laune einmal „très-hautain, très-orgueilleux“ nennt und meint: „c'était plutôt un ambitieux grandiose et decouragé“, so nimmt sie ebend. p. 259 und 262 dies Urtheil mit den Worten zurück: „le marquis Camillo (d. i. Gino), un peu maigri, me parût plus beau et plus aimable que jamais . . . Il est d'une société pleine d'attrait, d'un esprit vif, plein d'abandon à d'une conservation brillante, très-savant, sans nulle prétention. Dans son âme un fond de grandeur et de bonhomie vous inspire en lui la plus grande confiance.“ Aehnlich äußerte sich Chateaubriand.

[2]) Vergl. den heftigen Artikel gegen Tabarrini, Civ. catt. a. a. O., wo indessen mit den Worten geschlossen wird (S. 726): „Capponi sei übrigens besser als sein Biograph gewesen.“ Wie sich die moderne Geschichte Italiens in dem Kopfe der Jesuiten zurecht legt, zeigt am besten der Satz S. 719: „wer spricht in der That heute noch von Leuten wie Tommaséo, Lambruschini, Gioberti und so vielen Andern dergleichen? Sie sind vergessen! Und so wird es den Heuchlern, die noch am Leben sind, gerade ergehen. Man wird vielleicht noch eine Zeitlang von den Cairoli oder Garibaldi reden. Aber wer soll sich über fünf Jahre mit jenen Füchsen im Gewand der Hennen (di queste volpi intabarrate da galline — das auf Tabarrini und die national gesinnten Katholiken gehende Wortspiel ist in seiner Feinheit und Roheit nicht zu übersetzen) noch abgeben?

[3]) Gervinus, Gesch. des XIX. Jahrh. III. 8.

Digitized by Google

Digitized by Google

II.

Don Luigi Bruzza.[1])

(1884.)

[1]) Abgedr. ‚D. R.' 1885, XLII 130—133.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Mann, dessen Erinnerung diese Zeilen gewidmet sind, dürfte den Wenigsten unter den Lesern dieser Zeitschrift auch nur dem Namen nach bekannt gewesen sein: und doch steht er sicherlich nicht in der letzten Reihe unter denjenigen unserer Zeitgenossen, welche sich den Anspruch erworben, in unserm Andenken fortzuleben und vor allem Denjenigen theuer zu bleiben, welche ihm durch gleiches Streben und verwandte Thätigkeit im Leben verbunden waren. Ich komme dem Wunsche zahlreicher Freunde jenseits der Alpen nach, indem ich ein Reis auf sein Grab lege, das nun freilich über ein Jahr alt, uns doch immer noch frisch ist.

Don Luigi Bruzza, der am 6. November 1883 aus diesem Leben schied, war 1813, im März oder April (der Geburtstag war nicht festzustellen) aus alter Familie in Genua geboren und frühzeitig bei den Barnabiten eingetreten. Seine philosophischen Studien machte er in Bologna, die theologischen in Rom, dessen Denkmäler ohne Zweifel schon damals einen mächtigen Eindruck auf seinen Geist machten und ihm die Richtung auf die antiquarischen Studien einpflanzten, die später seinen Ruhm begründeten. Das Institut regulirter Kleriker, welchem sich Bruzza angeschlossen, zählt nicht zu den großen, die Welt mit ihrem Namen und ihrer Thätigkeit erfüllenden Orden. Aber es hat in Oberitalien wie im Neapolitanischen angesehene und segensreich wirkende Collegien, und wie es ihm seit den drei Jahrhunderten seines Bestandes niemals an unterrichteten Männern gefehlt hat, so hatte es besonders in unseren Tagen namhafte Gelehrte auf-

Digitized by Google

zuweisen, welche der kirchlichen Wissenschaft zur Ehre gereichten. So Vercellone, den hochverdienten Herausgeber des neutestamentlichen Textes, so Bilio, welcher Mozzoni's kirchengeschichtliche Tabellen fortsetzte, bis zu seinem im letzten Winter erfolgten Tode bekanntlich eines der einflußreichsten Mitglieder des heiligen Collegiums, und der einzige Cardinal, welcher bei der letzten Papstwahl neben dem Erzbischof von Perugia ernstlich in Betracht kam, einen würdigen und in seiner Art bedeutenden Mann, dessen Bild der Parteigeist in gehässigster und thörichtester Weise verzerrt hat; endlich Bruzza, der in der archäologischen Welt einen höchst geachteten Namen hinterläßt: sie Alle haben das bescheidene Kloster in Via Tata Giovanni, nahe S. Carlo in Catinari, bewohnt und geziert.

Fast vierzig Jahre hindurch hat unser verewigter Freund in den Barnabitencollegien zu Vercelli (S. Cristoforo), Turin (Moncalieri), Neapel griechische und römische Litteratur vorgetragen; er war dann königlicher Direktor der höheren Schulen in Vercelli und wurde 1867 zu den höchsten Aemtern seines Ordens nach Rom berufen. Seine wissenschaftliche Thätigkeit lag theils auf dem historischen, theils auf dem archäologischen Gebiete. Beiden gehören jene eingehenden Studien über die älteste Geschichte Piemonts an, welche er namentlich in der Einleitung zu den Inschriften Vercelli's niederlegte. Die Kunstgeschichte bereicherte er in jenen Jahren durch seine sorgfältigen Forschungen über den Maler Sodoma (Notizie intorno alla patria ed ai primi studi del pittore Giovan Antonio Bazzi detto il Soddoma, zuerst in den Miscellanea di Storia Italiana, dann in Colombo's Documenti etc. 1883 neu gedruckt), von denen er indessen nur einen Theil selbst herausgab, während er ein weiteres reiches Material seinem Genossen und Mitarbeiter Padre Giuseppi Colombo überließ, der, kürzlich ebenfalls aus diesem Leben abgerufen, uns in seinen Documenti e Notizie intorno gli artisti Vercellesi (Vercelli 1883) werthvolle Studien über die Kunstgeschichte Vercelli's hinterlassen hat. Bruzza wie Co-

Digitized by Google

lombo weisen Vercelli als Vaterstadt des großen Künstlers nach und lassen durch ihre Untersuchungen den Charakter und den sittlichen Werth dieses von Vasari so ungünstig behandelten Meisters in einem hellern und reineren Lichte erscheinen.

Nach Rom übergesiedelt, fand Padre Bruzza bei seinem Sommeraufenthalte zu Subiaco, Tivoli u. s. f. Veranlassung zu den ergiebigsten Forschungen über die antike und mittelalterliche Topographie und Geschichte der Valeria, Arbeiten, welche wie das Regest der Kirche von Tivoli, in den ‚Studj e documenti di Storia e diritto dell' Accademia storico-giuridica' erschienen sind. Am meisten aber lagen ihm die römischen Alterthümer und die Inschriften am Herzen. In Vercelli war sein Name mit allen antiquarischen Bestrebungen der Stadt und der Gegend seit Jahren verknüpft, und das in dem schönen Kreuzgang von S. Andrea eingerichtete Lapidarmuseum verdankt seine Existenz und Einrichtung Bruzza's Anregung und Wirksamkeit. Im Jahre 1875 ließ die Stadt Vercelli, um das Andenken des Gelehrten, der so lange die Zierde derselben gewesen, zu ehren, eine Medaille mit der Aufschrift:

Ludovico Bruzzae || sodali . Paulliano ||
Vercell. antiquitatum || interpreti . consultissimo ||
an . MDCCCLXXV.

schlagen, und eine im selben Jahre von dem Municipium gesetzte Inschrift zu Eingang des Museums verkündet die Verdienste seines Begründers. Ich habe diese Stätte im Frühjahr 1883 in Gesellschaft eines Mannes besucht, der neben Bruzza mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch die Seele der antiquarischen Bestrebungen in Vercelli, allen fremden Forschern ein hingebender Führer und liebenswürdiger Gastfreund war. Es war der edle Graf Edoardo Mella, der trotz seines hohen Alters und seiner Gebrechlichkeit es sich nicht nehmen ließ, mir inmitten eines in Italien fast unerhörten Schneesturmes die Honneurs seiner Vaterstadt zu machen. Wir weilten in den Räumen des Museums und freuten uns an der Schöpfung des gemeinsamen Freundes: wir

Digitized by Google

ahnten nicht, daß wir weder ihn wiedersehen noch uns selbst auf dieser Erde wieder begegnen sollten[1]).

Die reifste Frucht seiner Vercelleser Jahre, das Hauptwerk seines Lebens, sind die ‚Icrizioni antiche Vercellesi', welche Bruzza 1874 in Rom herausgab. Wären, sagt Mommsen (Corp. Inscr. lat. V 736), alle städtischen Inschriftenwerke so gearbeitet, so müßte unser Unternehmen (das Corpus Inscriptionum) überflüssig erscheinen; und der durch nachsichtige Beurtheilung fremder Leistungen nicht gerade so wie durch sein immenses Wissen berühmte Epigraphiker fügt hinzu: er kenne von keiner andern Stadt ein so sorgfältiges und tüchtiges Inschriftenwerk. Wie hoch Mommsen Don Luigi geschätzt, geht übrigens auch aus dem von ihm an Bruzza gerichteten Sendschreiben über die Lex Tappula hervor[2]).

Die Uebersiedelung nach Rom mußte Bruzza's antiquarische Neigungen selbstverständlich aufs kräftigste nähren. Sechzehn Jahre hindurch hat er in der ewigen Stadt nach dieser Richtung hin eine stille, darum aber nicht minder ausgebreitete und fruchtbare Wirksamkeit entfaltet. Das deutsche Institut auf dem Capitol zählte ihn zu seinen fleißigsten und angesehensten Mitgliedern. Von zahlreichen kleineren Beiträgen abgesehen, verdankt ihm die profane römische Alterthumskunde jene mit äußerster Geduld und eindringendstem Scharfsinn geführten Untersuchungen über die im Alterthum verwendeten Marmorarten und über die auf den Tuffsteinen der ältesten römischen Bauten bemerkten Marken — die frühesten Reste der altlateinischen Schrift[3])! Eine umfangreiche Studie über die Marmorbrüche von Carrara ist durch seinen Tod abgebrochen worden. Zu seinen letzten einschlägigen Arbeiten zählt der schöne Aufsatz über das Fragment

---

[1]) Graf Mella ist im Januar 1884 gestorben.

[2]) Un frammento della Lex Tappula trovato a Vercelli. Lettera di Teodoro Mommsen al R^mo P. Bruzza. Bullett. del' Istit. di Corrisp. archeol. Agosto 1872.

[3]) Ebenda Annali dell' Istituto 1876.

Digitized by Google

eines gläsernen Discus, welches die Vicennalien des Diocletian darstellt, gleich anderen werthvollen Beiträgen in dem trefflichen ‚Bullettino della Commissione archeologica comunale di Roma (1882)' abgedruckt. Endlich hinterließ er noch ungedruckt die interessante Abhandlung ‚Iscrizione in onore di Iallia Bassia', welche De Rossi in der genannten Zeitschrift herausgab und welche derselbe auf Bruzza's Ersuchen als ein Andenken an die Freunde verschenkte, während er ihm in seinem eignen ‚Bullettino di archeologia cristiana' (1883, I—II, p. 66 f.) einen warmen Nachruf widmete[1]).

De Rossi hatte alle Ursache, Bruzza's Verlust zu beklagen; denn dieser war ihm wie der fähigste, so der liebenswürdigste Mitarbeiter in der Erforschung der Katakomben. Der nahe und beständige Verkehr mit dem Gelehrten, den wir als den Fürsten der christlichen Alterthumswissenschaft verehren, hatte Bruzza auch mehr und mehr den christlichen Antiquitäten zugeführt. Er war Mitglied der von Pius IX. eingesetzten Commission für die Ausgrabungen (Commissione pontifica di sacra Archeologia) in der Roma sotterranea und als solcher eine bedeutende Stütze des Unternehmens. Wie oft hatte ich bei unseren gemeinschaftlichen Ausflügen und Besuchen in den ‚Scavi' Gelegenheit, ebenso das ruhige, besonnene Urtheil, wie die jugendlich frische Begeisterung des trefflichen Mannes zu bewundern! Er hatte weiter mit de Rossi jenen Verein von Freunden des christlichen Alterthums (Società dei Cultori della cristiana Archeologia) gegründet, welche unter seinem Vorsitz zweimal im Monat an einem Sonntag Nachmittag in den Räumlichkeiten seines Klosters zusammenkamen, und wo alle Neuigkeiten auf dem Gebiet unserer Wissenschaft besprochen, neue Funde gezeigt oder

[1]) Einen zweiten kurzen Nekrolog brachte die „Rassegna nazionale" (1. Dezember 1883) aus der Feder Giacomo Lumbroso's. Ausführlicher ist der Nachruf, welchen das Municipium von Vercelli dem Verewigten widmete und mit welchem es zu einer Beisteuer zu einem Denkmale für denselben aufforderte (Città di Vercelli. Per un Ricordo al Padre Luigi Bruzza archeologo. Vercelli, 1884).

Digitized by Google

angekündigt wurden, wo die Jüngeren ihre Specimina eruditionis vorlegten, und die Meister den reichen Schatz ihres Wissens aufschlossen. Da pflegte er an dem Kopf des Tisches zu sitzen, Giovan Battista de Rossi zur Rechten, Donna Ersilia Caetani-Lovatelli, des geistvollen Herzogs von Sermoneta-Caetani geistvolle und gelehrte Tochter, zur Linken. Kein politischer oder religiöser Standpunkt war von diesen Versammlungen ausgeschlossen, und die römischen Monsignori begegneten sich da mit dem gelehrten und liebenswürdigen Israeliten Lumbroso wie mit den protestantischen Philologen und Theologen Deutschlands, Amerika's und Englands. Wie manchmal hat uns Bruzza da entzückt durch die wunderbare Art, mit der er auch dem kleinsten und unbedeutendsten Denkmale des Alterthumes Sinn und Bedeutung abzugewinnen wußte! Gerade die von Anderen vernachlässigten, gerade die abgelegensten Seiten antiken Lebens und Wissens waren ihm oft die liebsten: ganze Gebiete, an denen die „Großmeister" vorübergegangen waren, haben durch ihn Beleuchtung erfahren. Seine ausnehmende Bescheidenheit schien ihm, wie uns de Rossi berichtet, das Gebot aufzuerlegen, nur in der anspruchlosesten Einzelforschung seine Kraft zu bewähren — so ganz verschieden von der in der Gegenwart so oft hervortretenden zudringlichen Anmaßlichkeit junger Gelehrten, welche kaum von dem Hauche des Alterthums oberflächlich berührt, schon über die umfassendsten und schwierigsten Probleme ihr Urtheil fertig haben.

Wenn ich mit den römischen Freunden den Hingang Bruzza's beklage, so schmerzt mich in ihm auch der Verlust eines hervorragenden Mitarbeiters an meiner „Real-Encyclopädie der christlichen Alterthümer." Bruzza konnte nur wenige Artikel zu dem Werke beisteuern — einer derselben wird noch in dem Schlußbande erscheinen; aber das Wenige war um so willkommener, und mit dankbarer Befriedigung bewahre ich die Beweise der Sympathie, welche er der „Encyclopädie" entgegengebracht hat.

Digitized by Google

Vor etwa zwei Jahren war der Verblichene bei den Ausgrabungen in der Krypta des hl. Hippolytus bei S. Lorenzo gestürzt; seither hat er sich nicht mehr wohl gefühlt. Die Krankheit ergriff bald die unteren Gliedmaßen und stieg von da zu den edleren Organen empor; bedrohliche Erstickungsanfälle stellten sich ein. Einer derselben machte am Mittag des 6. November 1883 seinem Leben ein Ende. Er starb in der geräumigen, mit Büchern angefüllten Zelle, wo einst Hunderte bei ihm Rath und Belehrung gesucht — nicht bloß in wissenschaftlichen Dingen, sondern auch in Angelegenheiten des Lebens wie des Gemüthes: denn auch in ihnen war der einfach fromme, jedem Parteigetrieb fremde, in seinem Urtheil so milde Priester zu Hause. Er schied dahin, ein feiner Geist, ein edles Herz, Keinem ein Feind, Vielen ein unvergeßlicher Freund.

Digitized by Google

Digitized by Google

III.

Alessandro Manzoni.[1])

(1884.)

[1]) Abgedr. ‚D. R.‘ 1884, XXXIX, 208–228.

Digitized by Google

Digitized by Google

Als Aleſſandro Manzoni am 22. Mai 1873, acht und achtzig Jahre alt, aus dieſem Leben ſchied, erfuhr der größte Theil der Mitwelt mit einiger Verwunderung, daß der Verfaſſer der „Promessi sposi“ noch ihr Zeitgenoſſe geweſen. Manzoni war, lange ehe er ſtarb, für dieſe Welt ſchon ein Todter. Dem politiſchen Leben fremd, Geſchäften jeglicher Art abhold, hat er in einem Maße, wie dies wenige Männer von Genie über ſich gewinnen, zu den wechſelvollen Ereigniſſen ſeines Jahrhunderts ſich — faſt ein Jahrhundert lang — nur als ſtiller Zuſchauer verhalten. Die bedeutendſten Erzeugniſſe ſeines Geiſtes fallen in die erſte Hälfte ſeines Lebens, während ſein höheres Alter in litterariſcher Beziehung äußerſt geringe Fruchtbarkeit an den Tag legte: ſo kam es, daß des Dichters eignes Volk, während es ſeine Werke fort und fort mit Entzücken las, ſeiner Perſon beinahe vergeſſen hatte. Es hat ſeither nicht an Studien über ſein Leben und ſeine Dichtungen gefehlt[1]): aber erſt vor Jahresfriſt iſt eine belang- und umfangreichere Biographie des Dichters hervorgetreten[2]); wir verdanken ſie einem

[1]) So Giulio Carcano, Vita dell' autore vor der Volksausgabe der „Promessi sposi“, 15. ed. Milano 1883. — Felice Venosta, Alessandro Manzoni, Cenni sulla sua vita e sulle sue opere. — Carlo Morbio, Al. Manzoni ed i suoi autografi, ricordi personali, notizie e studi. Firenze 1874. — De Gubernatis, Al. Manzoni, studio biografico. Firenze 1879. — Ant. Stoppani, I primi anni di Al. M. p. A. — Vismara, Bibliografia Manzoniana. — Vgl. noch Didier in „Revue des deux Mondes“ 1834. — Sauer, Al. Manzoni, eine Studie. Mailand 1873.

[2]) Cesare Cantù, Al. Manzoni. Reminiscenze, Mil. 1882. 2 voll. Die Reminiscenze erſchienen zuerſt in der trefflichen Florentiner Zeitſchrift „Raſſegna nazionale“ 1882.

Digitized by Google

seiner ältesten und innigsten Freunde, dem durch seine zahlreichen historischen, litterargeschichtlichen und auch belletristischen Schriften weithin bekannten Director des königlichen Staatsarchivs zu Mailand, Herrn Cesare Cantù, von dem einmal, vor vielen Jahren oder Jahrzehnten, der Graf Montalembert gesagt hatte, er sei ein Mann nach seinem Herzen — ein Ausspruch, der deshalb erwähnt sei, weil er mit einem Wort den Standpunkt bezeichnet, von welchem aus Cantù's „Reminiscenze" geschrieben sind. Daß letztere hauptsächlich aus den persönlichen Erinnerungen des Verfassers schöpfen, versteht sich bei einem Manne von selbst, der ein halbes Jahrhundert hindurch in fast täglichem, freundschaftlichem Verkehr mit dem großen Todten zusammengelebt und auch dessen Anschauungen und Neigungen mit denjenigen seines „Heros", wie er ihn selbst nennt, so vollkommen übereinstimmten. Außer Cantù's „Erinnerungen" kommen jetzt für die Beurtheilung Manzoni's auch des letzteren „Briefe" in Betracht, von denen zur Stunde 465 veröffentlicht sind, welche genau siebenzig Jahre (1803—1873) umspannen[1]).

I.

Von seiner Mutter Seite entstammte Manzoni einer alten und durch eines ihrer Mitglieder, den Großvater des Dichters, Cesare Beccaria, in der Rechtswissenschaft berühmten Familie. Der Verfasser des Buches „Dei Delitti e delle Pene", der erste unter den modernen Juristen, welcher, soviel uns bekannt ist, die Abschaffung der Todesstrafe befürwortete, war der Erbe eines Geschlechtes, das einstmals das Dominium von Pavia und der „Dreizehn Hügel" jenseits des Tessin besessen hatte. Am 22. Februar 1761 heirathete er Donna Teresa, Tochter eines

[1]) Epistolario di Alessandro Manzoni, raccolto e annotato da Giov. Sforza. 2 voll. Milano, Paolo Carrara. 1882. 1883. Ein dritter Band ist angekündigt, aber noch nicht ausgegeben, da, wie es heißt, der Briefwechsel — aus irgend einem uns unbekannten Grunde — inzwischen mit Beschlag belegt wurde.

Digitized by Google

höhern Officiers sicilisch-spanischer Abkunft, welche ihm eine für damalige Zeiten nicht unbeträchtliche Mitgift brachte und, als sie 1774 am 29. Januar starb, ihrem Gatten zwei Töchter, Donna Giulia und Donna Maria hinterließ. Erstere heirathete am 12. September Don Pietro Manzoni, welcher damals bereits 46 Jahre alt, einer ursprünglich in Barzio im Valsassina ansässigen Familie jenes kleinen italienischen Landadels angehörte, der, von den wechselnden politischen Geschicken der Nation wenig berührt, von den fremden Gewalthabern sich fern haltend, aber sie als nothwendige Uebel ansehend, ruhig auf seinen Gütern dahinlebte, dieselben nicht gerade mit großem Geschick und glänzendem finanziellen Erfolg, aber meist mit Güte und Nachsicht für die Colonen bewirthschaftete, in Religion, Sitte und Anschauung den Landleuten nahestehend. Wer in den abgelegeneren Gegenden Italiens gereist hat, wird diesen guten und freundlichen „Padroni" noch manchmal begegnet sein und vielleicht mehr als einmal auf ihre Gastfreundschaft sich angewiesen gesehen haben. Hat der Fremde ein Interesse an Geschichte und Alterthümern der Gegend, so ist der „Nobile" stolz darauf, ihm die Honneurs seines Städtchens oder seines „Rione" zu machen und den distinto forestiere bei seiner Tafel den Kindern und Kindeskindern vorzuführen, die — neugierig wie alle Südländer und froh der Abwechslung — rasch mit dem Gaste vertraut sind. Die Chronik der Capuziner von Pescarenico (wohin Manzoni später, in seinen „Verlobten", den Fra Cristoforo versetzt), vermeldet von den Ahnen unseres Dichters, daß sie den Brüdern, wenn diese terminirten, regelmäßig einen vortrefflichen Käse als Almosen spendeten. Don Pietro, des Dichters Vater, war 1736 geboren; er hatte seine alte Wohnung in Lecco aufgegeben und in Mailand Domicil gewählt; hier wohnte er Via S. Damiano Nr. 20, und hier wurde am 7. März 1785 Alessandro geboren. Noch sehr jung, in seinem sechsten Jahre, ward der Knabe den Somaskern in Merate zur Erziehung anvertraut. Die Revolution und ihre Kriege vertrieben die Väter nach Lugano (1795), wohin sie ihren

Digitized by Google

Zögling mitnahmen, bis derselbe in das Collegio dei Nobili in Mailand aufgenommen wurde. Den Somaskern hat Manzoni stets ein gutes Andenken bewahrt; aber in dem Collegium der Adligen scheint er sich sehr unglücklich gefühlt zu haben. Die Verpflegung der Junker muß viel zu wünschen gelassen haben, wenn Alles wahr ist, was der junge Manzoni in einem Sonett in einem Anfall wilden Unmuths mittheilt, indem er diese Pension einen schmutzigen Stall schilt (sozzo ovil di mercenario armento), wo er nichts gelernt, als die Kunst, in vielen Worten wenig Vernünftiges zu sagen:

„l'arte onde in parole molte
poco senso si chiudo".

Manzoni hat sich später dagegen verwahrt, daß dies letztere Urtheil auch auf seine ersten Lehrer, die Somaskerpatres, ausgedehnt würde, unter denen in der That ein tüchtiger Schulmann war, der P. Soave, der sich schon damals mit dem preußischen Schulwesen bekannt gemacht und Locke und Kant gelesen hatte. Der gute Pater konnte sich freilich ereifern, wenn der kleine Alexander — sein Alessandrino — unter dem Einfluß des von Paris wehenden republikanischen Windes „re" und „imperatore" oder „papa" mit kleinen Anfangsbuchstaben schrieb. Lächeln wir nicht über den Ehrenmann, wir Zeugen der orthographischen Kriege der Gegenwart.

Alessandro bezog die Universität in Padua, wo er indessen nicht zu den Laureati zählte, so wenig wie Christoph Columbus, der an derselben Hochschule studirt haben soll. Vielleicht war unser junger Dichter dort auch nicht übermäßig fleißig und öfter auf dem Weg nach Venedig, als seinen Studien gut that. Die schöne Lagunenstadt hatte einen besonderen Reiz für ihn, indem er sich dort frühzeitig in eine Dame verliebte, welche die Dreißig bereits erreicht hatte. In seinen reifern Jahren lachte Manzoni selbst über diese Erstlingsliebe des unreifen, kaum den Knabenschuhen Entwachsenen und erinnerte sich mit Humor der Antwort, welche ihm ward, als er, von seinen Empfindungen hingerissen,

Digitized by Google

der Dame seines Herzens seine Hand anbot. „In Euerm Alter", erwiderte ihm die vernünftige Jungfrau, „soll man an die Schule und nicht an Liebeshändel denken".

Napoleon hatte mit seinen Franzosen Oberitalien soeben die Segnungen der Revolution und ihrer Aufklärung gebracht, als der junge Manzoni ins Leben, und, mit seinen ersten Versen, in die Litteratur eintrat. Sie waren nicht alle werth, vergessen zu werden, diese ersten Versuche des künftigen Fürsten der italienischen Romanciers: einer derselben ist klassisch und in aller Munde geblieben — jenes Motto, das er dem alten und, leider auch, dem neuen Italien gegeben hat:

pentita sempre, e non cangiata mai —
„reumüthig stets und niemals doch gebessert."

Vincenzo Monti war damals das tonangebende Haupt der italienischen Litteratur; Manzoni war frühe mit ihm bekannt geworden, bewunderte und vertheidigte ihn gegen schmähsüchtige Angriffe und gewann rasch des Dichters Freundschaft und Vertrauen. Es war eine hübsche Prophezeiung, welche Frau von Staël damals, von Manzoni redend, gegen Monti aussprach: „il sent votre talent, parce qu'il en a." Nicht als ob Manzoni Monti's oft brutalen Radicalismus hätte theilen mögen: aber er war dem Einflusse desselben doch längere Zeit ganz hingegeben, und dieser Einfluß war keineswegs durchweg ein übler. So wird erzählt, daß, als Monti hörte, Alessandro nehme zuweilen an den Hazardspielen in der Scala Theil, er dem jungen Freunde solche Vorwürfe machte, daß dieser nie mehr dahin zurückkehrte. War Monti Manzoni's erster litterarischer Freund, so war ein anderer berühmter Name, Ugo Foscolo, der Erste, welcher seinen Namen bekannter machte, indem er in einer Anmerkung der „Sepolcri" den aufstrebenden Poeten lobte. Außer den Genannten stand ihm Pagani nahe, der in Brescia wohnte (1784—1864), und den Monti einmal „eine Perle" nannte; näher noch der Graf Giovanni Carlo Imbonati, der treue Freund von Manzoni's Mutter Giulia, der unsern Dichter auf

Digitized by Google

einer Reise nach England begleitete, dann mit ihm in Paris (Petite rue verte No. 1116) zusammenwohnte und am 15. März 1805 dort plötzlich starb, nachdem er Giulia zur Universalerbin seines Vermögens eingesetzt. Die Freundin brachte den Leichnam des Todten nach Brusuglio, dem Familienbesitzthum bei Mailand, Alessandro besang den Dahingegangenen in seinen schönen „Versi in morte di Carlo Imbonati".

Der Aufenthalt in Paris, wo Manzoni mehrere Jahre mit seiner Mutter verlebte (1805—1808), machte ihn natürlich wie mit der französischen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, so mit den letzten Ausläufern dieser philosophischen Gesellschaft bekannt. Die Wittwe Helvetius', Notre-Dame d'Auteuil, wie Benjamin Franklin sie nannte, hat er freilich nicht mehr gesehen, da sie 1800 starb; aber Georges Cabanis, den sie wie ihren Sohn ansah, den berühmten Physiologen, den Verfasser der „Rapports du physique et du moral de l'homme" (1802), lernte er genau kennen, noch näher Sophia, dessen Schwägerin, die Schwester des Marschalls Grouchy (geb. 1765, gest. 1822), die Gattin des berühmten „Fanatikers des Unglaubens", Condorcets, der bereits 1794 dahingegangen war. Helvetius' Wittwe hatte Sophiens Schwester Charlotte, der Frau des Dr. Cabanis, die schöne Maisonette bei Meulan als Wohnsitz hinterlassen: das war dann der Mittelpunkt einer geistreichen und belebten Gesellschaft, deren Führerin in mehr als einer Beziehung Condorcet's Wittwe war — die Rivalin der Frau von Staël, die Freundin Fauriel's. Manzoni erinnerte sich noch, den hochbetagten Grimm, Frau von La Fayette, Frau von Houdetot, Rousseau's ehemalige Freundin (sie starb 1813) gesehen und Bernardin de St. Pierre in seiner Armuth unterstützt zu haben[1]). Keine andere Verbindung aber sollte ihm kostbarer und genußreicher werden als die hier in Paris angeknüpfte und bis an dessen Lebensende auf das

[1]) Cantù, S. 50. War diese Erinnerung genau? Der Verfasser von „Paul et Virginie" († 1814) war seit 1795 Mitglied des Instituts und von Napoleon und Joseph Bonaparte mit Pensionen bedacht.

Digitized by Google

Treulichſte unterhaltene Freundſchaft mit Claude Charles Fauriel (geb. 1722, geſt. 1844), den Cabanis wie ſeinen Sohn behandelte und an welchen er, um jene Zeit, kurz vor ſeinem Tode, die „Lettres sur les causes premières“ richtete, in welchen der ehemalige Materialiſt ſeine Rückkehr zu einer ſpiritualiſtiſchen Weltanſchauung erklärt und die Immaterialität der Seele wie die Exiſtenz einer göttlichen Vorſehung zugibt. Fauriel war eine anmuthige Erſcheinung. Sein weiches Temperament machte ihn den Empfindungen der Freundſchaft in hohem Grade zugänglich, wie es ihm auf der andern Seite die Kraft nahm, dem Liebreiz einer bedeutenden Frau ſich zu entziehen; bekannt iſt, daß er mit der Wittwe Condorcet's als vertrauteſter Freund zuſammenlebte: ein Verhältniß, deſſen zarter Charakter Manzoni und den Seinigen in ſpäteren Jahren gewiß peinlich wurde, das aber in ihrem Briefwechſel ſtets nur mit einer wunderbaren Rückſicht und Milde berührt wird. Fauriel's und Manzoni's Seelen durchdrangen ſich bis zu einem ſolchen Grade, daß Ste. Beuve ſagen konnte: man lerne den italieniſchen Dichter erſt durch das Medium des franzöſiſchen Litterarhiſtorikers kennen. In dem Auteuiler Kreiſe, welchen die Staël und Condorcet mit de Tracy und Benjamin Conſtant beherrſchten und zu dem unſere Schlegel und Humboldt in ſo nahen Beziehungen ſtanden, nahm Fauriel eine der vornehmſten Stellen ein. Als Gelehrter hat er das Verdienſt, einer der Erſten geweſen zu ſein, welche auf die Schätze der mittelalterlichen Volkspoeſie aufmerkſam machten und der heutigen romaniſchen Philologie den Weg bahnten. Damals, als Manzoni ihn in Paris kennen lernte, beſchäftigte er ſich mit einer Ueberſetzung Baggeſen's, welche 1810 erſchien; bald ſehen wir ihn, unterſtützt von Manzoni und mit deſſen bewunderndem Beifall belohnt, ſich dem Studium der Volkslieder der modernen Griechen und demjenigen Dante's zuwenden. Neben Fauriel verkehrte Manzoni vielleicht am meiſten mit Henri Gregoire, dem ehemaligen conſtitutionellen Biſchof von Blois, dem bekannten Conventsmitglied, das einen ſo großen Antheil an der Revolution

Digitized by Google

genommen hatte. Eine etwas wunderliche Gestalt, die aber doch viel Anziehendes und Bestechendes gehabt haben muß. Trotz seines demokratischen Radicalismus hatte er sich auch vor den Dolchen der Jakobiner geweigert, von der katholischen Religion abzufallen und den Cult der Vernunft mitzumachen; und während er in einem auch bei seinem Tode nicht ausgeglichenen Zerwürfnisse mit der kirchlichen Auctorität dahinlebte, seit dem Concordat seines Bisthums entsetzt, fuhr er fort, in seinem Hause die bischöfliche Kleidung zu tragen, ein Mann, „den ich lieben könnte, wenn er sich selbst verfluchte", meinte Victor Hugo in seinem „Telegraphe", den er freilich als conservativ gesinnter Jüngling — viele Jahre sind es her — geschrieben.

Dieser Umgang sagt, welches im Wesentlichen Manzoni's religiöse und politische Meinungen zu jener Zeit waren. In beiden Beziehungen stand er in dem großen Strome der Zeit und weit entfernt von den Ueberzeugungen seiner gläubigen Ahnen. In schmerzlichem Rückblick auf seine frühern Jahre hat das Manzoni mehr als einmal selber beklagt: nie wohl in stärkern Ausdrücken, als jenem neapolitanischen Gast gegenüber, welchem er ein Jahr vor seinem Tode sagte: „wissen Sie, wenn es einen Namen gibt, der keine Auctorität hat, so ist es der meine. Sie wissen vielleicht nicht, daß ich ein Ungläubiger war, und ein Verbreiter des Unglaubens; und daß ich, was das Schlimmste ist, ein Leben führte, das meiner Lehre entsprach. Und wenn mich die Vorsehung am Leben erhielt, so geschah es gewiß, damit ich mich erinnern sollte, daß ich einst ein Thier und ein Bösewicht war (una bestia e un cattivo)." [1]).

Wir sind, denke ich, nicht verpflichtet, das gerade sehr wörtlich zu nehmen. Jedenfalls aber bezeugt Manzoni's rein bürgerliche Ehe mit der protestantischen Henriette Blondel, der Tochter eines begüterten Genfer Bankiers, daß er damals positiven religiösen Ansichten nicht huldigte. Vorher hatte er in

[1]) Epistolario II, 415.

Digitized by Google

Genua ein zweites Mal (1801) geliebt: „in meiner früheſten Jugend," ſchreibt er im März 1807 an Fauriel, „hatte ich eine ſehr ſtarke und ſehr reine Leidenſchaft für ein Mädchen habitu et vultu adeo modesto, adeo venusto ut nihil supra, eine Leidenſchaft, welche vielleicht die Kraft meiner Seele für ähnliche Empfindungen erſchöpft hat. Sie iſt in Genua, und ich habe ſie verheirathet wieder geſehen!" Bald darauf aber bekennt er demſelben (8. April 1807), er empfinde nur mehr geringen Schmerz in der Trennung von der engelgleichen Luigina; an die Stelle der frühern Leidenſchaft ſeien jetzt Gefühle andächtiger Verehrung getreten[1]). Er ſagt nicht, ob eine andere Begegnung die Urſache dieſer Veränderung war. Genug, die Verbindung mit der ſechzehnjährigen ſchönen Genfer Blondine fand am 6. Februar 1808 in Paris ſtatt; da die junge Frau es wünſchte, ward die Ehe etwas ſpäter in Mailand, im Hauſe der Imbonati, von dem aus Bergamo herbeigerufenen proteſtantiſchen Geiſtlichen eingeſegnet. Am 23. September genas Enrichetta eines Töchterleins in Paris, welches Fauriel aus der Taufe hob, der bei dieſer Gelegenheit ſich als ‚homme de lettres' in das Taufregiſter einſchreiben ließ. Er war alſo, wie es ſcheint, nicht der Anſicht Villemain's: es ſei die Schriftſtellerei zu Allem gut, vorausgeſetzt, daß es einem gelinge, aus ihr herauszukommen.

In den nämlichen Pariſer Aufenthalt fällt aber auch die geiſtige Umwandlung Manzoni's: ſein Uebertritt zu poſitiv chriſtlichen Ueberzeugungen und jener Denk- und Empfindungsart, wie ſie die Grundlage ſeiner künftigen großen Schöpfungen werden ſollte. Einen maßgebenden Einfluß auf das Gemüth der jungen Gatten muß ein zu der Zeit als Mitglied des geſetzgebenden Körpers in Paris lebender Landsmann, der Graf Giambattiſta Somis di Chiavrie, geübt haben, welcher mit den Manzoni viel verkehrte und den Enrichetta zuerſt bat, ſie mit dem katholiſchen Glauben bekannt zu machen. Somis erklärte ſich dazu

[1]) Epistolario I, 33. 44.

Digitized by Google

nicht im Stande und führte ihr einen genuesischen Priester, Eustachio Degola zu, der, den revolutionären Ideen durchaus nicht abhold, im Jahre 1811 in Paris eine Rechtfertigung des Fra Paolo Sarpi und später, 1820, in Leipzig den „Catechismo dei Gesuiti“ drucken ließ. Die erste Folge dieser Belehrungen war das Gesuch Manzoni's um nachträglichen Ehedispens wegen Verschiedenheit der Confession und die katholische Einsegnung seiner Ehe am 15. Februar 1810 durch den Pfarrer der Madeleine; am 3. Mai schon trat Enrichetta zum Katholicismus über; Sylvestre de Sacy war Zeuge, als sie in S. Severin den Protestantismus abschwor. Dieser Uebertritt entzweite das Ehepaar mit den Eltern der jungen Frau, die sich erst zwei Jahre später ihrem sterbenden Vater wieder nahen durfte. Alessandro's Lebensweise ward jetzt mehr und mehr zurückgezogen: er las und studirte die großen Apologeten des Katholicismus, und zwar mit Vorliebe diejenigen der ältern jansenistischen Schule, den großen Arnauld und Pascal; nicht, als ob er jemals den Einseitigkeiten und Irrthümern der Jansenisten an sich Geschmack abgewonnen hätte, sondern offenbar, weil der gewaltige Geist, der in den Schriften der „Väter von Portroyal“ wohnt, mit seinen tiefen Gedanken und seinem hohen sittlichen Ernst eine Seele, wie diejenige Manzoni's ganz anders erfassen und fesseln mußte, als die kleinliche Dialektik und der geistlose Mechanismus ihrer Gegner. Daß aber Manzoni's Lectüre nicht einseitig in ihrer Auswahl war, sagt er uns selbst in dem Vorwort zu der „Morale Cattolica“, indem er unter den großen Moralisten der Vorzeit neben Pascal und Nicole auch Massillon und den Jesuiten Bourdaloue aufführt, von denen die letztern, wie er hinzufügt, durch ihre priesterliche Stellung einen Vorzug genossen, während allen zur Empfehlung ein großer Geist, langjährige Studien und ein stets christliches Leben zur Seite ständen. Das Werk, welches in jenen Jahren in Frankreich sich als populäre Apologie des Christenthums des größten Erfolges erfreute, Chateaubriand's „Génie du Christianisme“, konnte ihm dagegen keinen sonder-

Digitized by Google

lichen Beifall abgewinnen. So sehr er den Verfasser desselben als Dichter achtete, er tadelte an ihm das überall versteckte, nur zu oft hervortretende Haschen nach Effect, und es entging ihm nicht, daß Chateaubriand dem Katholicismus hauptsächlich nur ein ästhetisches Interesse entgegentrage, daß er selbst aber für seine Person innerlich vom Christenthum nicht durchdrungen und erneuert war. Viele Jahre später hat ein französischer Kritiker den Ausspruch gethan: „Herr von Chateaubriand ist wohl noch im Stande, Einsiedler oder Mönch zu werden — es müßte aber auf der Bühne sein."

Für Manzonis Geistesrichtung in diesen ersten Jahren nach dem, was er selbst seine Bekehrung nannte, ist weiter charakteristisch der Umstand, daß damals, und auch während des Restes seines Lebens, die ihm näher stehenden Geistlichen der Richtung des Jesuitenordens nicht angehörten. Zu diesen Freunden zählte der Abbate Gaetano Giudici, der von seinem Aufenthalt in Pavia und seinem Verkehr mit Tamburini und Zola her jansenistische Neigungen bewahrt hatte und dessen Briefe in Manzoni's Familie gelesen und wiedergelesen wurden. Er hat in der Lombardei viele Jahre hindurch als kaiserlicher Rath die Cultusangelegenheiten des Landes bearbeitet und zahlreiche Bischöfe zur Ernennung vorgeschlagen; für sich selbst hat er die Mitra nie begehrt, vielleicht weil er wohl wußte, daß man in Rom den alten Josephiner nicht mochte. Neben Giudici, der 1851 starb, nahm der Canonicus Luigi Tosi eine Vertrauensstellung in Manzoni's Hause ein. Denselben Ideen zuneigend, wie Giudici, muß er eine nicht unbedeutende und verehrenswerthe Persönlichkeit gewesen sein. Seit dem Jahre 1823 Bischof von Pavia geworden, hat er bis zu seinem Ende (1845) nicht aufgehört, Manzoni und den Seinigen ein treuer Freund und deren eigentlicher Gewissensrath zu sein.

Bedarf es des Nachweises, daß bei dem geistigen Zusammenleben unseres Dichters mit Männern solcher Richtung die Extremen der damaligen Zeit keinen großen Beifall bei ihm finden

Digitized by Google

konnten? Convertiten und Solche, welche aus dem Unglauben zum Glauben kommen, haben bekanntlich nur zu sehr die Neigung zu Uebertreibungen und werden selten, wenigstens in der ersten Stunde nach ihrer Sinnesänderung, dem angehören, was die Italiener mit einem schwer übersetzbaren Ausdruck „il parte savio“ nennen. Lamennais und Veuillot sind, von Andern zu schweigen, deß zum Beweise da. Manzoni's einfacher Sinn und das außerordentliche Maß des ihm innewohnenden und durch die glänzendsten Gaben nicht aufzuwiegenden gesunden Menschenverstandes hat ihn vor ähnlichen Extravaganzen bewahrt und ihn in der Politik wie in der Religion allen extremen Parteien abhold gemacht. Während unter Ludwig XVIII. bereits F. de Lamennais einerseits, die Jesuiten andererseits durch ihr Auftreten den französischen Katholicismus auf Bahnen mit sich fortrissen, welche, wie zum Sturze der Bourbons, so auch zum Niedergang der Religion führen mußten und geführt haben, äußert sich Manzoni in einem Briefe von 1819 so entschieden als möglich gegen jene Vermischung der religiösen Interessen und der zeitlichen, irdischen Leidenschaften, welche trotz der gegentheiligen Ansichten erleuchteter Katholiken die Oberhand zu gewinnen scheine „durch Jene, welche diese Artikel ihres politischen Glaubensbekenntnisses ihrem Credo angehängt haben. Wenn,“ fährt er fort, „der Glaube sich dem Volke in solcher Begleitung darstellt, kann man hoffen, es werde sich dasselbe jemals die Mühe geben, das, was von Gott kommt, zu unterscheiden von dem, was menschliche Erfindung ist? Die Einsiedler von Portroyal thaten es; aber sie waren in geringer Zahl, sie waren von dem Leben abgeschiedene Stubengelehrte, freilich unterstützt von jener Gnade, welche sie fortwährend anriefen“[1]). Und einige Wochen später, am 7. April 1820, schreibt er diesen merkwürdigen Brief, den unseres bescheidenen Dafürhaltens die französischen (und andere!) Bischöfe gut gethan hätten, in Lapidarschrift in jedem Pfarr-

[1]) Cantù, I, 82.

Digitized by Google

hause aufhängen zu lassen: „der Protestantismus wird in Frankreich nicht mehr darauf angesehen, ob er wahr oder falsch sei; er gilt als ein gegen die Unterdrückung geltend gemachtes Recht; und selbst die Feinde des Christenthums sind stets bereit, diese Sekte zu vertheidigen. Die Gründe für diese Stimmung der Geister sind leicht erkennbar. In Frankreich hat der Klerus stets zur Erhaltung der katholischen Religion die Gewalt angerufen. Auch wie die Dinge jetzt liegen, hat derselbe nicht bloß diese Theorie von der Anwendbarkeit der Gewalt niemals öffentlich abgeschworen, er hat nicht bloß niemals sein Verfahren vor der Revolution mißbilligt, sondern er fährt fort, diese dahingegangenen Zeiten als mustergültig zu preisen und danach zurückzuverlangen; und er führt ohne Unterlaß darüber Klage, daß die Religion des Schutzes seitens der Auctorität ermangle. So kommt es, daß diejenigen, welche die Religionsfreiheit als etwas Gerechtes und Nützliches wünschen, den Katholicismus davon ausschließen und zu Gegnern des Klerus werden. Diejenigen, welche diese Freiheit als eine Forderung der Gerechtigkeit, der Nützlichkeit und des Evangeliums ansprachen, seufzen und setzen sich ihr entgegen, ohne deshalb den der Religion selbst schuldigen Respekt aufzugeben. Die der Religion gegenüber Gleichgültigen oder ihr Feindseligen benutzen die Sachlage und Erbitterung, um, mit nur zu gutem Erfolg, jedes religiöse Gefühl im Volke zu zerstören. Sowie der Klerus die Erfüllung seiner Wünsche nur erleben kann, wenn er sich ausschließlich auf die religiösen Ideen stützt, und diese in der Masse des Volkes zu verbreiten sucht, so gehen alle Anstrengungen der Gegner und nun auch der Indifferenten darauf aus, diese religiösen Ideen zu diskreditiren, weil, sobald dies gelungen ist, dem Klerus das Fundament zur Aufrichtung seines Gebäudes fehlen wird. So steht es um diesen beklagenswerthen Kampf, der so leicht hätte vermieden oder auf einige Wenige beschränkt werden können, von denen Niemand Notiz genommen haben würde“[1]).

[1]) Cantù, I, 82. Epistolario I, 178 f.

Digitized by Google

Denjenigen, der seine Kirche liebt, muß der Inhalt dieses Schreibens in hohem Grade wehmüthig stimmen: wie Vieles wäre vermieden worden, wie ganz anders hätte der Verlauf unserer geistigen, sittlichen und sozialen Entwickelung sein können, wenn diese damals schon von einem so erleuchteten Geiste gepredigten Wahrheiten Beachtung gefunden hätten! Und doch hat ein sechzigjähriger handgreiflicher und sich täglich erneuernder Kommentar zu diesen Sätzen so wenig dazu beigetragen, diesen unter uns und an maßgebender Stelle zum Durchbruch zu verhelfen, daß das Häuflein der im Gegensatz zu dem „politischen Katholizismus" sich Vertreter des „religiösen Katholizismus" nennenden Männer nur als ein paar Offiziere ohne Armee, als ein hoffnungsloser Rest der katholischen Romantik behandelt wird, der in unseren Kammern keine Vertretung besitzt, der weder Tabaksregie noch Holzzölle zu bewilligen oder zu verweigern im Stande ist; eine seltsame Menschensorte, welcher unsere großen Staatsmänner alles Anrecht auf Beachtung zu verweigern, welche gänzlich aus ihrer Rechnung herauszulassen sie sich für berechtigt halten; eine Menschensorte, deren Existenz an gewissen Stellen nicht einmal begriffen wird und die in den Augen unserer Machthaber höchstens als antiquarische Curiosität einigen Werth hat!

Für Manzoni ergab sich bald eine Veranlassung, seine neuen Ueberzeugungen in voller Entschiedenheit und vor der Oeffentlichkeit auszusprechen. Im Jahre 1818 hatte Sismonde de Sismondi in Genf seine „Histoire des Républiques italiennes du moyen-âge" vollendet; ein Werk, das, trotz seiner Abfassung in französischer Sprache, durch seine für die damalige Zeit seltene Kenntniß der mittelalterlichen Verhältnisse der Halbinsel, die Lebhaftigkeit und Gewandtheit seines Stils und die den demokratischen Tendenzen des Tages völlig nachgebenden Neigungen seines Verfassers sich rasch viele Freunde und großen Ruf gewann. In dem berühmten 127., dem Schlußkapitel des Buches, hatte nun Sismondi die Frage aufgeworfen: welche Ursachen den Charakter der Italiener seit dem Untergang ihrer mittelalterlichen Frei-

Digitized by Google

ſtaaten ſo unvortheilhaft verändert haben; und er hatte dieſe Frage dahin beantwortet: es ſei die katholiſche Religion und deren Moral die Quelle einer derartigen Verderbniß. Mit demſelben ausgiebigen Maße von Haß und Abneigung, welches des nämlichen Sismondi's „Histoire des Français“ (1821—1843) in ihren 31 Bänden gegen das Königthum an den Tag legte, war hier der calviniſtiſche Autor gegen das Papſtthum und die katholiſchen Inſtitutionen der Heimath ſeiner Vorfahren (Sismondi ſtammte von einer begüterten Piſaner Familie) aufgetreten. Die Theſe war für einen Katholiken wie für einen Italiener gleich ſchmerzlich und beleidigend; Manzoni unternahm es, ſich zum Anwalt ſeines Landes und ſeiner Confeſſion zu machen, und er that dies in den berühmten „Osservazioni sulla Morale cattolica.“ Hätte das Werk kein anderes Verdienſt, ſo müßte man ihm den Ruhm laſſen, das Muſter einer Controverſchrift zu ſein — nicht wie dergleichen Schriften zu ſein pflegen, ſondern wie ſie ſein ſollten und ſein könnten, wenn es ſo leicht gelänge, die Diskuſſion über die Niederungen perſönlicher Eindrücke und Bitterkeiten zu der Höhe des Gegenſtandes zu erheben. So ſehr, angeſichts des Sismondi'ſchen Satzes, ein katholiſcher Italiener ſich verſucht fühlen mußte, an die Zweie zu denken, welche zum Gebet in den Tempel hinaufgingen und von denen der Zöllner gerechtfertigt, der Phariſäer verhärtet herabkamen, — die ganze Schrift athmet nur den Geiſt der Milde, der Güte und des Verzeihens, und der Verfaſſer nimmt in der Vorrede ausdrücklich Veranlaſſung, ſeine Werthſchätzung des Gegners zu betheuern und hervorzuheben, wie Sismondi eine Menge Wahrheiten klar geſtellt habe, welche durch die Indolenz ſeiner Vorgänger oder durch niedrige Rückſichten anderer Hiſtoriker verdeckt waren. Während dieſe nur zu oft die Ungerechtigkeiten der Machthaber rechtfertigten und ſelbſt den Gräbern noch ſchmeichelten, habe er faſt überall nicht dem Erfolg, ſondern der Gerechtigkeit der Sache die Ehre gegeben. Dann aber unternimmt es Manzoni, eine Moral zu vertheidigen, „deren Endzweck die Liebe iſt“, zu-

Digitized by Google

gleich aber auch die Meinung zurückzuweisen, als ob es in Italien in Dingen der Sittlichkeit schlimmer als anderwärts stände. Es fehlt dabei nicht an Ausblicken auf Frankreich und andere Länder, aber ohne jedes Gefühl einer Schadenfreude, die gewöhnlichen Seelen so gewöhnlich ist; „nie kann es," meint Manzoni (c. 2) „einem Christen zur Befriedigung seines Nationalstolzes gereichen, die Kirche in irgend einem Theile der Welt minder schön zu erblicken." Hatte Sismondi hervorgehoben: die Kirche habe ihren menschlichen Vorschriften eine Kraft gegeben, welche die Gesetze der Moral nie erhalten konnten; der Mörder, noch ganz voll des eben vergossenen Blutes, begnüge sich voll Andacht mit der Fastenspeise, während er noch über einen neuen Meuchelmord nachsinne," so weist Manzoni (c. 13) energisch die Behauptung zurück, als habe die Kirche jemals ihre Gebote als Stellvertreter der Moralgesetze vorgetragen, und als ob in Italien religiöse Uebungen den Zusammenbruch der öffentlichen Moral überlebt hätten. „Obschon hier," sagt er, „nicht Italien vertheidigt werden soll, sondern die Religion, so müssen wir doch Einspruch gegen die Auslegung erheben, zu welcher das von dem Verfasser angeführte Beispiel eben jene Ausländer veranlassen könnte, welche gewohnt sind, von dem armen Italien noch mehr Böses zu glauben, als ihnen erzählt wird, und welche deshalb, weil sie von fastenden Menschenmördern sprechen hören, sich gleich die Vorstellung machen könnten, Italien sei voll von Menschen, die so halb Gott und halb dem Teufel leben." Die Casuisten, meint Sismondi, hätten der Stimme der Wahrheit Schweigen auferlegt und die Nation damit gewöhnt, die Worte nicht als Ausdruck der Gedanken zu nehmen, wodurch das geheime Mißtrauen des Menschen gegen seinen Mitmenschen erhöht wurde. „Das Mißtrauen", antwortet Manzoni (c. 14), „wenn es eine Wirkung des Verbotes, Böses vom Nächsten zu sagen, müßte entweder überall gestiegen sein, da jenes Verbot in der ganzen katholischen Welt gepredigt wird (man sehe z. B. Massillon's Predigt über diesen Gegenstand, sowie auch die auf den Montag in der vierten Fastenwoche),

Digitized by Google

oder es müssen in Italien die Gebote genauer beobachtet werden, was gerade einen bessern Zustand der Moral bewiese. Ich weiß nicht, ob wir Italiener mißtrauischer als die übrigen Europäer sind; ich weiß aber, daß wir über zu wenig Mißtrauen Klage führen; ich weiß, daß wir, wie alle anderen Völker, sagen, unser Fehler bestehe in zu großer Leichtgläubigkeit und übertriebenem Zutrauen. Wäre jedoch das Mißtrauen allgemein unter uns, so müßte man es meiner Ansicht nach einer ganz andern Ursache, als dem Mangel an bösen Nachreden zuschreiben; denn diese Gewohnheit ist hier noch lange nicht ganz verschwunden." Sismondi hatte die Barmherzigkeit, wie sie unter uns geübt wird, angegriffen und gemeint: der Casuist lehre die Ausübung dieser Tugend nicht, um dem Nächsten sein Loos zu erleichtern, sondern aus dem bloßen egoistischen Motiv, um des eigenen Seelenheiles willen. Was Manzoni darauf antwortet, ist noch jetzt lesenswerth; besonders schön aber ist der Schluß des fünfzehnten Kapitels, in welchem er auf die im Dienste der Nächstenliebe sich verzehrende Thätigkeit einer vornehmen Mailänder Dame, Teresa Trotti Bentivogli-Arconati, die seiner Familie wohl nahe gestanden, hinweist: „es sollen", sagt er, „hier zwar die Werke der Mildthätigkeit, von denen die Geschichte des Katholicismus voll ist, nicht aufgezählt werden; aber eines möchte ich hervorheben, welches sich durch besonderes Zartgefühl auszeichnet: ich wähle es, weil es unserer Zeit angehört und so ein tröstliches Zeugniß von dem Geiste ablegt, der immerdar fortlebt. Eine Frau, die wir unter uns wandeln gesehen, deren Namen wir unseren Kindern wiederholen werden, eine Frau, aufgewachsen im Wohlstand, aber seit Langem gewohnt, sich dessen zu entschlagen und in dem Reichthum nur ein Mittel zur Unterstützung Anderer zu sehen, trat eines Tages, nachdem sie eben in einer Dorfkirche über die Nächstenliebe hatte predigen gehört, in eine halb verfallene Hütte, in der eine Kranke lang, deren Körper ganz Schmutz und Eiter war; und hier begnügt sie sich nicht damit, der Kranken die nur allzu peinlichen Dienste zu leisten, welche auch der be-

Digitized by Google

zahlte Wärter als Werke der Barmherzigkeit betrachtet, sondern voll überströmenden Liebesdrangs umarmt sie die Leidende, küßt sie, setzt sich neben sie, theilt das einsame Schmerzenslager und nennt sie immer und immer wieder mit dem Namen der Schwester. — O! der Gedanke, ein menschliches Geschöpf zu erquicken, war bei diesen edlen Umarmungen gewiß nicht ausgeschlossen. Das Brod fremder Freigebigkeit zu essen, Mittel zur Linderung der körperlichen Leiden und zur nothdürftigen Fristung des Lebens zu erhalten, das sind nicht die einzigen Bedürfnisse des Menschen, auf welchem Elend und Krankheit lasten; er fühlt, daß auch er zu dem Mahle der Liebe und der geselligen Gemeinschaft berufen ist; die Einsamkeit, in der er gelassen wird; der Blick, mit dem sich selbst jener ihm nähert, der ihm Hülfe bringt; das traurige Gefühl, nie ein Lächeln zu sehen — das sind vielleicht die bittersten seiner Schmerzen. Und ein Herz, das dieser Leiden gedenkt und ihnen abhilft, das den sinnlichen Ekel überwindet, um nur auf die unsterbliche Seele, die leidet und sich läutert, zu sehen, ein solches Herz ist das schönste Zeugniß für die Lehren, die es erzogen haben, ist ein Beweis, daß dieselben es nie an den glühendsten und erfindungsreichsten Eingebungen allumfassender Liebe fehlen lassen."

Manche Jahre nach Manzoni haben zwei andere geistvolle Apologeten der katholischen Kirche das nämliche Thema behandelt: Jakob Balmes in seinem Buche über den Protestantismus, und der Cardinal John Henry Newman in seinen „Vorträgen über die gegenwärtige Stellung der Katholiken in England" (1851), deren deutsche Uebersetzung im Jahre 1853 Döllinger eingeleitet hat. Sie alle weisen gleich dem Mailänder Dichter die Annahme zurück, als ständen die romanischen Völker in Folge der katholischen Lehren und Institutionen im Punkte der Sittlichkeit hinter dem protestantischen Norden zurück. Diese Annahme ist gleichwohl auch jetzt noch eine sehr verbreitete und sie pflegt zu ihrem Beweise kurzweg auf die Thatsache zu verweisen, daß, seit dem 16. Jahrhundert, die katholisch gebliebenen

Digitized by Google

Völker des Südens in socialer und politischer Beziehung zurückgegangen, während die protestantischen Nationen des nördlichen Europa gerade jetzt emporgestiegen, zu Wohlstand und Blüthe gediehen seien und ein Maß öffentlicher Sittlichkeit, eine Ordnung des öffentlichen Lebens aufweisen, gegen welche die Zerfahrenheit der Romanen nur zu übel absteche. Ich will die Thatsache nicht untersuchen; aber gesetzt, es verhalte sich also, so scheinen mir eine Menge klimatischer und ethnographischer Verhältnisse vorzuliegen, welche jenen Unterschied zwischen der socialen und ethischen Verfassung von Romanen und Germanen hinlänglich erklären, ohne daß man nöthig hätte, die angebliche Verschiedenheit der jene Völker beherrschenden sittlichen Begriffe und Anschauungen anzurufen. Weiter verwechselt man aber auch hier, wie so oft, den Katholicismus mit krankhaften Auswüchsen desselben, welche allerdings, wo es sich um die Geschichte der geistigen Decadenz Italiens und Spaniens handelt, in Betracht zu ziehen sind: ein Punkt, auf den Niemand schärfer eingegangen ist als der Graf Montalembert in jenem letzten, kurz vor seinem Hinscheiden aus dieser Welt geschriebenen Aufsatz „L'Espagne et la Liberté", der, bereits im Juni 1869 für den „Correspondant" gesetzt, in diesem nicht mehr erscheinen durfte und der dann bekanntlich, von Hyacinthe Loyson in der „Revue Suisse" gedruckt, zu einem Processe zwischen dem ehemaligen Carmelitermönche und der Familie Montalembert, sowie zur gerichtlichen Unterdrückung des Lausanner Druckes in Frankreich führte.[1])

---

[1]) Montalembert hatte einigen Freunden Correcturbogen des für den „Correspondant" bestimmten Artikels zugestellt. Vor mir liegt das Guizot mitgetheilte und von diesem mit einigen Randglossen versehene Exemplar, in welchem der berühmte Staatsmann zu der Stelle, wo Philipp's II. Monarchie charakterisirt wird (S. 20), auf die allerdings sehr merkwürdigen Aeußerungen verweist, in welchen ein großer katholischer Theologe und Kirchenfürst das Regiment und System Philipp's verdammt: es sind diejenigen Fénélon's im „Dialogue des Morts".

Digitized by Google

II.

Nach Italien zurückgekehrt, kaufte Manzoni 1814 zu Mailand in der Via Morone das Haus Nr. 1168 (jetzt Nr. 1), nahe dem Teatro della Scala, wo er den Rest seines Lebens wohnte. Vier Jahre später verkaufte er den väterlichen Besitz bei Lecco um 105,000 Lire und concentrirte sein Vermögen in dem ziemlich umfangreichen Gute von Brusuglio, außer welchem er noch Ländereien in Pozzuole und Lampugnano besaß. In diese Zeit fällt der maßgebende Antheil, den er an der Entwickelung der modernen italienischen Poesie genommen.

Wie Deutschland und Frankreich, hatte auch Italien damals seinen Kampf zwischen Classicismus und Romantik. Wie in Deutschland, so hing auch in Italien die romantische Richtung aufs Engste mit politischen und nationalen Tendenzen zusammen. Hatte die Fremdherrschaft Napoleon's keine gefährlicheren Feinde, als die Männer, welche dem deutschen Volke seine eigene Vergangenheit in Poesie und Kunst wieder aufwiesen und dahingeschwundene Ideale von Neuem belebten, so stellte auch die italienische Romantik sich sofort in den Dienst der Unabhängigkeits- und Freiheitsgedanken. Die Kunst wie die Poesie des Kaiserreichs waren ein rein künstliches — man kann nicht sagen Wiederaufleben — nein, ein Nachäffen antiker Formen, deren entsetzliche Erfrorenheit und Geschmacklosigkeit ganz zu der Signatur eines Systems paßten, welches die edelsten Völker der gebildeten Welt von ihrer historischen Entwickelung loszureißen und durch Ertödtung jeder natürlichen und freien Empfindung dem Einen Machthaber zu unterwerfen sich verfing. Indem die Dichtung sich von dem conventionellen mythologischen Kram lossagte und eine volksthümliche ward, unternahm sie für ihr Theil das Werk der Befreiung: instinctiv fühlten es die Vertreter der Unterdrückung, daß vor dem freien Schlag des Herzens einst die unnatürlichen Bande zerspringen müßten. Monti und Ugo Foscolo, die zu jener Zeit die bedeutendsten Sterne am italienischen

Digitized by Google

Himmel waren, standen beide noch ganz in dem hergebrachten Classicismus. Sie hatten beide die Ahnung, daß ihnen dadurch der Zugang zu dem Herzen des Volkes auf die Dauer verwehrt sei; sie fühlten die Nothwendigkeit einer Erlösung, aber sie konnten sie ihrer Nation nicht bringen. Auch Manzoni, der in seiner Ode auf Imbonati's Tod sich einer freiern Auffassung genähert, hat noch in seinem zweiten Gedichte, dem „Poemetto Urania", dem Classicismus gehuldigt; aber als er, nach Italien heimgekehrt, seine „Inni sacri" 1815 herausgab, war die ästhetische Conversion bei ihm ebenso wie die religiöse zum Durchbruch gekommen. Schon 1812 hatte er die „Risurrezione", denn 1813 „il Nome di Maria" und „il Natale", 1815 die „Passione" gedichtet; erst 1822 entstand und erschien der bedeutendste der Hymnen, die „Pentecoste"[1]). Man hat diese Hymnen den „Heroldruf der italienischen Romantik" genannt: sie waren das — wenn man auch Gubernatis zugeben muß, daß Manzoni in denselben mehr gedacht als empfunden hat; aber sie hatten — uns scheint es heute schwer zu begreifen — große Mühe und bedurften einiger Zeit, um als solche begriffen zu werden. Die Classicisten nahmen sie natürlich kalt oder feindlich auf, und das Ansehen Ugo Foscolo's und Monti's war noch zu groß, als daß Manzoni ohne Weiteres durchdringen konnte. Der „Conciliatore", der seit 1818 in Mailand von Männern der Manzoni'schen Richtung — unter ihnen waren Silvio Pellico und Berchet, Cristoforis und Gonfaloniere — herausgegeben wurde, setzte den Kampf dann fort und bemühte sich den Horizont der Italiener durch Mittheilungen über die Litteratur der Ausländer zu erweitern. An seiner Redaction nahm Manzoni keinen Antheil; aber er rächte sich nicht bloß mit Humor an seinen Geg-

[1]) Gubernatis, S. 137. Dem Leser der ‚D. R.' sind die Hymnen aus Paul Heyse's unübertrefflicher Uebersetzung bekannt, weshalb wir hier rascher, als sie es verdienen, über sie hinweggehen Vergl. Deutsche Rundschau, 1880, Bd. XXV, S. 29 ff.: „Alessandro Manzoni's heilige Hymnen" von Paul Heyse, und dazu: „Reumont A., A. Z." 1881, Nr. 7. B.

Digitized by Google

nern, indem er die „Ira di Apollo" ausgehen ließ, sondern nachhaltiger durch seine erste Tragödie, den „Conte di Carmagnola", an welchem er von 1816—1819 arbeitete und mit welchem er seinen Ruf als Dramatiker begründete.

Manzoni's Rückkehr zum Katholicismus und der damit zusammenhängende Uebertritt zur romantischen Schule wird selbstverständlich je nach dem religiösen und wissenschaftlichen Glaubensbekenntnisse eines jeden Kritikers verschieden beurtheilt. Aber ich denke, Jedermann wird das besonnene Urtheil unterschreiben wollen, welches einer der neuesten Darsteller der italienischen Litteraturgeschichte, K. M. Sauer, fällt: „für Manzoni's Poesie war diese merkwürdige psychologische Wandelung von entscheidender Wirkung. In seinem Glauben fand er die Quelle jener Einheit des Denkens und Fühlens, deren der große Dichter bedarf, um Werke von unvergänglicher Dauer zu schaffen. Wie er zu dieser Einheit gelangt, ob auf dem Wege freien, alles positive Glaubenselement abstreifenden Forschens und Erkennens oder durch rückhaltloses Erfassen irgend einer Glaubenslehre, bleibt im Grunde für die Sache selbst ebenso gleichgültig, wie die Frage, ob er denn auch wirklich die Wahrheit gefunden habe oder sich in Illusionen wiege. Die Hauptsache ist, daß er für sich die unverrückbare Basis, das Bleibende in der Flucht der Erscheinungen besitze"[1]). Man wird dann mit Sauer gerecht genug sein müssen, um mit demselben Maßstabe objectiver Betrachtung Manzoni's glaubensvolle und glaubensstarke Schöpfungen zu bemessen, mit welchen man sich gewöhnt hat den Werken gegenüberzustehen, die aus Goethe's pantheistischer oder Leopardi's nihilistisch-pessimistischer Weltanschauung hervorgingen; man wird darüber hinaus zugestehen müssen, daß Manzoni's Dichtung den großen Vorzug hat, von den die Masse seines Volkes beherrschenden Anschauungen und Empfindungen nicht abseits, sondern im engsten Zusammenhang mit denselben zu stehen; mir däucht, kein Schaden für ihn und die Poesie.

[1]) K. M. Sauer, Gesch. d. ital. Litteratur. Leipzig 1883, S. 502.

Digitized by Google

Die Jahre, in denen der „Graf von Carmagnola“ entstand, waren die gesegneten Jahre der Heiligen Allianz: die Jahre, auf denen der Fluch dessen lag und liegt, was Geist und Leben heißt. Die Freunde, welche den „Conciliatore“ gegründet, Silvio Pellico vorab, verfielen der Rache Metternich's; schon nach Jahresfrist wurde die Zeitschrift verboten, Pellico mit Andern als des Carbonarismus verdächtig eingezogen und zu jenem Kerker verurtheilt, der ihn mit Ruhm und Oesterreich mit Schmach bedeckt hat. Manzoni entging zwar, in Folge seiner größeren Zurückhaltung von den öffentlichen Angelegenheiten, einem gleichen Geschicke, nicht aber dem Argwohn der österreichischen Polizei, welche ihn überwachte und ihm gleich so Vielen das Leben schwer machte. Im Jahre 1817 schreibt er an Claude Fauriel, wie ihn körperliches und geistiges Unwohlsein plage; wie er gerne zu seiner Erholung eine Reise ins Ausland unternehmen möchte, aber dazu keine Erlaubniß Seitens der Regierung und keine Pässe erhalte. Schlimmer als dies scheint er noch den Uebelstand empfunden zu haben, daß es für die Oesterreicher kein Briefgeheimniß gab, und manche Sendungen unterschlagen wurden. Wir haben heute Mühe, uns eine Vorstellung von dem ganzen quälerischen Apparat zu machen, welchen die Polizei Metternich's mit einem einer bessern Sache würdigen Scharfsinn gegen die „Patrioten“ aufzubieten wußte; aber wir begreifen, daß, wer unter der Herrschaft dieser „Weltordnung“ gestanden hat, den geheimen Verschwörungen nur zu geneigt war. Manzoni hat sich auch von diesen stets fern gehalten, als von einem politischen Mittel, das weder seinen sittlichen Grundsätzen noch seinem Naturell entsprach. Aber er begrüßte lebhaft jede Action, welche eine Befreiung des Vaterlandes anzukündigen schien: selbst Murat's Unternehmen, das ihn zu dem „Proclama di Rimini“ begeisterte, und das mit dem raschen Untergange des Exkönigs geendet hatte, ehe der Dichter mit seinem Poem fertig war; ein Mißgeschick, das unserm Manzoni wieder mit dem „Marzo 1831“ begegnete, in welchen er Santa-

Digitized by Google

rosa's bei Novara zu Grabe getragenen Versuch einer Erhebung gefeiert hatte und den er dann 1848 erst beendigte. Ein Mann von solchen Gesinnungen konnte Napoleon nicht lieben. Manzoni hatte ihn von seinen Pariser Freunden verabscheuen gelernt. Cesare Cantù erzählte er, wie er den Kaiser 1805 nach dem Tedeum für den Austerlitzer Sieg über den Carroussselplatz nach den Tuilerien zurückfahren gesehen „grün vor Stolz und Neid, komödiantenhaft (in aria di tragico), wie wenn er seinen Feinden schmeichelte, um sie zu betrügen oder sie brutalisirte, um sie zu erschrecken." Und als Cantù dem Freund bemerkte, daß er Angesichts der Asche des Kaisers jedes böse Wort unterdrückt habe, erwiderte Manzoni: Napoleon's Tod habe ihn erschüttert, wie wenn die Welt ein ihr nothwendiges Element verloren habe; es habe ihn ein unbesiegbares Bedürfniß (smania) ergriffen, von diesem Ereigniß zu sprechen, und so sei die Ode entstanden, das einzige seiner Gedichte, das er in weniger als drei Tagen vollendet[1]). Die Unvollkommenheiten derselben habe er sich nicht verhehlt, aber es habe ihm keine Ruhe gelassen, bis er sie hinausgegeben. Er schickte sie dem Censor, der ihm den Rath gab, sie nicht drucken zu lassen; aber aus dem Bureau des Censor selbst fand sie den Weg in die Presse.

Napoleon war von zahlreichen Poeten besungen worden: Monti und Ugo Foscolo hatten es nicht verschmäht, ihn anzusingen; nie aber hat ein Größerer und nie hat Jemand Größeres über ihn gesagt als Manzoni in seinem „Cinque Maggio". Carcano meint von dem Gedichte, Pindar's Größe vermähle sich in ihm mit der göttlichen Begeisterung Davids. Alle Welt weiß, daß Goethe den „fünften Mai" übersetzte: diese Ehre allein reicht hin, um der Ode die Unsterblichkeit zu sichern. Andere

[1]) Sforza, Epistol. I, 224 f. erzählt, Manzoni habe sich mit Mutter und Gattin im Garten seiner Villa in Brusuglio befunden, als die Nachricht vom Tode Napoleon's ihm gebracht wurde. Er sei „zitto, zitto" weggegangen, habe sich in sein Zimmer zurückgezogen und die Ode sofort niedergeschrieben.

Digitized by Google

Uebersetzungen folgten; De la Motte-Fouqué, Ribbeck, Giesebrecht, Zeune versuchten sich an ihr; keiner hat das Original tiefer erfaßt und vollendeter wiedergegeben als Paul Heyse.

Manzoni hat in seiner Ode den todten Kaiser weder geschmäht noch ihm geschmeichelt: das Gedicht ist eine Anticipation des Weltgerichtes. Man hat die Empfindung, daß im Hintergrunde alles geschichtlichen Daseins wohl die ausgleichende Gerechtigkeit, aber auch die erlösende und erbarmende Liebe harret. Nur ein großes, edles Gemüth konnte das schreiben:

Heiß' schweigen jedes Lästerwort,
Das diese Asche schändet!
Es hat der Gott, der stürzt und hebt,
Der Leid und Tröstung sendet,
Auf dem verlass'nen Sterbebett
Ihm an der Brust geruht.

Um zu Manzoni's Thätigkeit auf dem dramatischen Gebiete zurückzukommen, so hat sein „Graf von Carmagnola" in der eigenen Heimath zunächst kein rechtes Verständniß und sehr getheilte Aufnahme gefunden. Dafür ward der Dichter durch Goethe's reichen und vollen Beifall belohnt. Goethe hatte schon vor dem Erscheinen des Dramas auf dasselbe aufmerksam gemacht und sich (1818) bereits über den Kampf der „Klassiker und Romantiker in Italien" in einer die Verdienste beider Richtungen weise abwägenden, den aufstrebenden Romantikern aber sehr schmeichelhaften Weise vernehmen lassen. Die dem „Conte di Carmagnola" von dem Verfasser vorausgeschickten Bemerkungen, wo den alten Bedingungen der Zeit und des Ortes, den sog. „Einheiten" der Krieg erklärt wird, hält er „aller Aufmerksamkeit auch bei uns werth." Seine Figuren findet er „alle aus Einem Guß, eine so ideal wie die andere"; kurz, er nimmt keinen Anstand, die Arbeit „klassisch" zu nennen. Später (1821) kommt er nochmals auf das Stück zurück, um es gegen einen englischen Kunstkritiker zu vertheidigen. Manzoni dankte Goethe in einem von diesem abgedruckten und übersetzten Schreiben, in welchem

Digitized by Google

er in würdigster Form es ausspricht, daß der Blick des Meisters endlich und allein in dieser Tragödie gefunden, was der Verfasser hineinzulegen beabsichtigt habe. Die Kritik hat seither Goethe's Urtheil nicht aufgehoben, aber Silvio Pellico's Meinung bestätigt, daß das Drama der Handlung zu sehr entbehre. In dieser Hinsicht und überhaupt in dem dramatischen Bau zeigt die zweite Tragödie Manzoni's „Adelchi" (1822) einen entschiedenen Fortschritt. Sie behandelt den Untergang des Longobardenreiches durch Karl's des Großen Politik — ein Sujet, das in der Vertheilung der Rollen einen vorsichtigen Protest gegen die Fremdherrschaft auf der Halbinsel in sich schließt. Goethe hat (1827) auch dieses Trauerspiel, welches Fauriel ins Französische übertragen, in Deutschland eingeführt und Svarto's großartigen Monolog daraus übersetzt; schade, daß er seinem Vaterlande nicht auch Martino's herrliche Wanderung durch die Alpenwelt (im zweiten Act) in gleicher Weise vermittelt hat!

Aber Goethe sollte noch eine andere und bedeutendere Veranlassung haben, sich mit Manzoni zu beschäftigen und demselben den Zoll seiner Bewunderung zu schenken.

Es ist auffallend zu sehen, daß Italiens so alte und so reiche Litteratur bis zum 19. Jahrhundert eigentlich keinen Roman besaß, während antike und mittelalterliche Litteraturen längst im Besitze dieser Form der Dichtung gewesen. Man behalf sich mit der Novelle, welche Boccaccio so glänzend cultivirt und später, im 16. Jahrhundert, Bandello und Firenzuola erneuert hatten. Uns muß es heut zu Tage einigermaßen Wunder nehmen, daß die Nation sich so lange ausschließlich an einer Litteraturgattung erfreuen konnte, der gewiß Anmuth und Komik nicht abzusprechen sind, die aber doch längst allen Reiz der Originalität verloren und, durch die häufige Wiederholung bestimmter Themata ermüdend geworden, durch die Betonung frivoler Motive wahrhaftig nicht von vortheilhafter Wirkung sein konnte. Der beste Kenner italienischer Litteratur in Deutschland hat es bereits vor

Digitized by Google

vierzig Jahren hervorgehoben[1]), daß auch da, wo man sich, in unserm Jahrhundert, endlich in Italien an den Roman wagte, fremde Einflüsse die Richtung angeben. Werther gab Ugo Foscolo's „Ultime Lettere di Jacopo Ortis" das Dasein, der Anacharsis weckte den Reiseroman Vincenzo Cuoco's (Platone in Italia); Niemand bezweifelte gleich beim Erscheinen des Werkes, daß die „Promessi sposi" dem Dichter des „Waverley" ihre Entstehung verdankten. Manzoni selbst sagte es Walter Scott, als dieser, im letzten Jahre seines Lebens, ihn besuchte, und der große Schotte antwortete darauf: „wenn dem so ist, so ist das mein schönstes Werk." Die Nachahmung war eine so freie und selbständige, daß Keiner an eine Copie denken konnte. Gleich von vorneherein versetzt uns der Verfasser so mitten in die Berge des schönen Comersees und so mitten unter die Menschen der Gegend, er läßt diese so handgreiflich vor uns aufsteigen, von Don Abbondio an, daß ein jeder Italiener sofort ein heimathliches Interesse an dem Buche hat und der Gedanke an einen fremden Ursprung nicht aufkommt.

Auch die „Verlobten" fanden anfangs keinen ungetheilten Beifall. Manzoni hatte viele Jahre an ihnen gearbeitet — schon 1822 schreibt er an Fauriel, er hoffe bis Ende Februar 1823 mit der Arbeit fertig zu sein. Aber er feilte daran bis in den März 1827, und erst Juni oder Juli desselben Jahres erblickte das neu vollendete Werk das Licht der Welt. Tommaséo erzählt, wie er einst, während Manzoni die Correcturbogen an der Sonne trocknete, zu ihm kam und der Dichter ihm lächelnd sagte: „sehen Sie, ich habe auch etwas an der Sonne" (vede che ho qualcosa anch' io al sole). Der Erste, dem Tommaséo ein Stück des Romans vorlas, war der Abbate Rosmini, der während der Vorlesung des dritten Theiles in seinem Zimmer auf- und abging, lächelnd und bewundernd (sorrideva e ammi-

[1]) (Reumont, A. v.). Neue römische Briefe von einem Florentiner. Lpz. 1844. II, 104 f. — Vergl. jetzt noch Bindoni, La Topografia del romanzo J. Promessi sposi. Mil. 1895—1900.

Digitized by Google

rava). Anders urtheilte Leopardi, der, nachdem er sich einige Seiten hatte vorlesen lassen, von Florenz aus schrieb: „Leute von Geschmack finden das Buch weit unter ihrer Erwartung; die übrigen loben es insgemein.“ Der gelehrte Boucheron beklagte, daß in kurzer Zeit 3000 Exemplare der „Promessi sposi“ in Piemont verkauft wurden. Mario Pieri war so gütig, dem Autor einen großen und anmuthigen Geist zuzusprechen, aber vieles in dem Buch „schlechten Geschmackes“ zu erklären. Felice Bellotti meinte, den Frauen und dem niederen, nicht dummen aber auch nicht gelehrten Volke stände das Urtheil darüber zu, ob das Werk gut oder schlecht sei, und auch G. B. Niccolini wollte mit einer Aeußerung warten, bis das schöne Geschlecht seine Meinung abgegeben habe[1]). Cesare Cantù, welcher dem „Indicatore Lombardo“ eine Besprechung des Romans eingesandt, mußte von dem Director des Journals die Antwort hinnehmen, er habe über ein bereits vergessenes Buch geschrieben. Ein vergessenes Buch! Und schon Vismara konnte vor etlichen Jahren 118 Ausgaben des Originals, 54 Uebersetzungen in fremde Sprachen verzeichnen! Ein vergessenes Buch! Und es liegt auf jedem Tische, im Salon des Fürsten und in der Hütte des Armen, des kleinen fleißigen Mannes, der von Manzoni gelernt hat, daß auch die Armuth ihre Poesie besitzt, und der heute noch Manzoni dafür dankt. „Die Reinheit der Gesinnung, die poetische Zartheit und Anmuth, das Eindringen in die innersten Seelenzustände, welche wir in Manzoni's Dichtungen finden, sind in dem Roman mit einer nicht selten überraschenden Kraft und Sicherheit der Darstellung gepaart, mit epischer Fülle, mit malerischer Anschaulichkeit, mit bestimmter, sprechender Charakte-

[1]) Man vergl. Giordani Pensieri per uno scritto sui Promessi sposi di A. M., Opere XI, 132 f. und andere Beurtheilungen bei Sforza, Epistol. I, 369 f. Manzoni selbst nennt einmal in einem Briefe an den Marquis de Montgrand in Marseille, welcher die „Promessi“ ins Französische übersetzt hatte, sein Werk „un ouvrage trop volumineux pour être appelé bluette, trop frivole pour mériter un autre nom, et qui du reste, a eu le temps de vieillir“ (1832. Epistolario I, 453).

Digitized by Google

ristik der Personen wie der ganzen Epoche. Mir wurde das recht klar, als ich manche der Lokalitäten besuchte, zu denen die „Promessi sposi“ führen, und besonders als ich an der Porta orientale von Mailand vor dem Lazareth stand, dieser ehemaligen Wohnung des Schreckens und Elends, die in dem Buche so graphisch beschrieben ist.“

Ich selbst kann diese Eindrücke des Verfassers der „Römischen Briefe eines Florentiners“ nur bestätigen, seit ich mit den Erinnerungen an den vor vielen Jahren gelesenen Roman den Lago di Lecco bereist und die Gegend des San Martino und des Resegone kennen gelernt habe. Es war mir, als habe ich vor langen Zeiten hier gelebt und gewandelt: eine Empfindung, wie sie mir nur einmal wiedergekehrt ist, als ich die Stätten besuchte, an denen die Helden Walter Scott's gelebt und gelitten haben. Wenn aber irgend Etwas den wahrhaft volksthümlichen Charakter der Dichtung erreichen kann, so ist es die tragische Geschichte, welche uns die Tagesblätter neulich erzählten. In Venedig entfernten sich die drei Töchter eines wohlhabenden siebzigjährigen Geschäftsmannes, Mädchen im Alter von 18 bis 24 Jahren, vom Hause, fuhren mit dem Lokaldampfer nach dem Lido und kehrten nicht mehr zurück. Man hatte sie zuletzt Arm in Arm an das Meeresgestade herniedersteigen gesehen. Andern Tages wurde die eine der Schwestern als Leiche ans Ufer geschwemmt, und es ist kein Zweifel, daß auch die beiden anderen ihren Tod in den Wellen gefunden haben. Beim Fortgehen aus ihrer Wohnung hatten die unglücklichen Mädchen, von denen zweie etwas kränklich, die dritte schwermüthig war, die Stelle in den „Verlobten“ aufgeschlagen zurückgelassen, wo von der Flucht des Paares die Rede ist. — — —

Auch die „Promessi sposi“ sind zuerst in Deutschland zu voller Anerkennung gelangt. Tieck äußerte sich dahin, sie würden Jahrhunderte überdauern; eingehend und voller Bewunderung aber urtheilte Goethe: „Alles, was aus der Seele des Dichters kommt, ist durchaus vollkommen, und das Aeußere, alle

Digitized by Google

Zeichnungen von Lokalitäten und dergleichen, stehen gegen die großen inneren Eigenschaften um kein Haar zurück, weshalb man beim Lesen immer von der Rührung in die Bewunderung und von der Bewunderung in die Rührung verfällt, so daß man aus einer von diesen großen Wirkungen gar nicht herauskommt." Ueberschwänglicher noch nannte Carcano den Roman „die Iliade des Christenthums". Aber das Buch ist groß genug, um nicht zu verlieren, wenn man auch hervorhebt, was weniger vollkommen ist. Das Schreckensbild der Pest, welches nach Goethe's Urtheil allein hinreichte, Manzoni unsterblich zu machen, ist ein Meisterwerk, doppelt kühn und bewundernswerth, nachdem ein Boccaccio das Thema behandelt hatte; aber es ist doch zu lang ausgesponnen, der Roman hat überhaupt in Folge der eingelegten wissenschaftlichen Erörterungen Längen, welche der Abrundung und Harmonie des Ganzen ebenso schaden, wie der schleppende Fluß der dramatischen Entwickelung und die Unzulänglichkeit des Haupthelden des Stückes. Sehr richtig bemerkte Reumont des Weiteren, es sei, als legte die ungewohnte Form des Romans dem Dichter Fesseln an, als wisse er nicht recht, auf welche Weise den Stoff und seine Gedanken unterbringen. „Er steht bisweilen selbst noch als eine Mittelsperson zwischen seinem Werke und dem Leser."

Und welches ist der tiefste Sinn dieses Romans? worin liegt das Geheimniß, weshalb er die Nation, weshalb er die gesammte gebildete Welt so sehr ergriff und trotz der erwähnten Mißstände, trotz der zahlreichen Feinde, trotz des angeblich „reactionären" Charakters, den ihm Settembrini vorwirft, ein rechtes Volksbuch im edelsten Sinne geworden ist?

Camillo Ugoni hat die Vermuthung ausgesprochen, Manzoni verdanke den ersten Anstoß zur Abfassung der „Promessi sposi" einer Aeußerung Gaetano Filangieri's, wo der historische Roman als Mittel zur Erziehung des Volkes empfohlen wird.

Die Beziehungen der Familie Manzoni's zu den Filangieri

Digitized by Google

machen dies nicht unwahrscheinlich; wie dem aber sei, gewiß wollte der Dichter mit seinem Romane seinem Volke ein großes, gutes Werk stiften. Man hat die „Promessi sposi“ als einen essentiell demokratischen Roman bezeichnet; mit Recht, wenn man damit nichts anderes meint, als das volle Verständniß für das Leben, die Bedürfnisse, die Art des Volkes und die unbesiegbare, durch keine Irrthümer und keine Unarten dieses Volkes beirrte Liebe zu demselben. Täusche ich mich nicht, so sind die „Verlobten“ der historisch-poetische Commentar zu der „Morale cattolica,“ und eins dieser Bücher muß das andere erklären. Wenn irgend ein Gedanke sich als rother Faden durch den Roman hindurchzieht, so ist es der, daß dies niedere, seiner Religion und Sitte treue Volk einen Schatz in seinem Herzen birgt, der es reich und groß genug macht, um alles erlittene Weh zu verzeihen. „In einer so traurigen Welt, in so traurigen Zeitläuften, umringt von Hochmuth und Beleidigung — wir müssen doch immer, immer und Alles verzeihen.“ Lucia's und ihres Geliebten Schicksal soll die Idee klar machen, daß „Gott die Freude seiner Kinder nur stört, um ihnen eine bleibendere und noch größere zu bereiten.“ Ist das nicht der erläuternde Commentar zu jenen Stellen der „Moral“: „das Leben ist nicht bestimmt, für die Einen ein Fest, für die Anderen eine Plage zu sein; es ist für Alle eine Pflicht. — In dem Wohlwollen des Thoren liegt etwas Edleres und Vortrefflicheres als in dem Scharfsinn eines großen Denkers. — Wer viel liebt, hat keine Zeit zu hassen.“

Manzoni's Volk hat diese Seele voll Liebe und Güte verstanden. Mir ist, als ob eine einzige solche Seele gut mache, was Tausende seines Volkes gefehlt.

Niemand hat es seither in Italien gewagt, einen Stein auf die „Promessi sposi“ zu werfen — Niemand, als ein belletristischer Schriftsteller des Jesuitenordens, welcher, um zu zeigen, wie man zu liberalen Ideen verführt wird, seine Heldin beschuldigt, Manzoni's „Verlobte“, Cantù's „Mar-

Digitized by Google

gherita Pusterla" und d'Azeglio's „Ettore Fieramosca" gelesen zu haben [1]).

Die locale Färbung, welche den „Verlobten" anhaftet, hatte ihre Vortheile; aber, indem sie sich auch auf die Sprache erstreckte, gab sie dem antipathischen Vorurtheil Vieler einen gewissen Vorschub. Erst sein längerer Aufenthalt in Florenz, wo Manzoni mit Gino Capponi enge Freundschaft schloß und mit den Mitgliedern der Crusca fleißig verkehrte, veranlaßte den Dichter zu einer Revision seines Romanes, welche die Beseitigung der specifisch lombardischen Provinzialismen bezweckte und dem Werke eine größere Reinheit der Diction im Sinne der Toscaner schenkte. Manzoni ist zu öfteren Malen auf diese Arbeit zurückgekommen; ob alle diese Versuche, welche den Roman gewiß für das große Publikum lesbarer machten, zum Vortheil desselben ausgeschlagen seien, mögen Andere beurtheilen; uns ist der erste Wurf der liebste. Wie sehr indessen diese sprachlichen, litterargeschichtlichen und kritischen Studien Manzoni in den langen Jahren seiner Zurückgezogenheit in Mailand und Brusuglio (1830—1848) beschäftigten, davon zeugen auch sein Dialog „Dell' Invenzione", die an Chauve gerichtete „Lettera su l'Unità di tempo e di luogo nella Tragedia", die Abhandlung „Il Romanticismo in Italia", die „Pensieri sulla Critica", vorzüglich auch die über seine eigenen Absichten aufklärende Untersuchung „Del Romanzo storico e, in genere, dei componimenti misti di storia e d'invenzione", endlich der Brief an Giacinto Carena „Sulla Lingua Italiana", höchst werthvolle Beiträge zur Anbahnung einer in ganz Italien anzuerkennenden, den localen Ton der einzelnen Provinzen abstreifenden Schriftsprache; Arbeiten, denen die feste Ueberzeugung unterlag, daß die Gemeinsamkeit des litterarischen Werkzeuges eine nothwendige Vorbedingung für die Gemeinsamkeit des politischen Gedankens und die künftige Einigung des Vaterlandes sei.

[1]) Cantù I, 155, Not. 1. Man vergl. die Charakteristik der beiden letztern Romane bei Reumont, Neue Röm. Briefe II, 113. 120.

Digitized by Google

Manzoni hatte eine Ergänzung zu den „Promessi sposi“, die Geschichte der Schandsäule von 1630, versprochen, welche, lange erwartet, endlich im Jahre 1840 erschien. Sie sollte die Geschichte der vorgeblichen Giftmischer, denen man die Entstehung der großen Pest zuschrieb, erzählen. Es war durch des Grafen Pietro Verri's „Osservazioni sulla tortura“ und die in unserer Zeit gefundenen Proceßacten, betreffend die „Untori“ (d. h. die Personen, welche angeblich durch Bestreichen der Wohnhäuser, Kleidungen u. s. w. mit vergifteten Salben die Krankheit erzeugt hatten) bekannt, daß der Hauptheld in dieser traurigen Geschichte, der Barbier Gian Giacomo Mora, die Tortur erlitten, hingerichtet, seine Wohnung abgerissen und an ihrer Stelle die sogenannte „Colonna infame“ errichtet worden war. Man hatte ganz allgemein einen neuen Roman unter diesem Titel erwartet; was der Dichter gab, war eine mit philosophisch-juristischen Betrachtungen verwobene Geschichte jenes Ereignisses und eine zwar sehr einschneidende, aber in der Form stets ruhige und milde Kritik der Culturzustände und der juristischen Anschauungen des 17. Jahrhunderts. Manzoni äußerte sich selbst in einem unter dem 14. Februar 1843 an den Grafen A. von Circourt, den Verfasser der „Histoire des Arabes d'Espagne“ und der „Bataille de Hastings“, gerichteten Schreiben über die Aufnahme, welche sein neuestes Buch gefunden und über die Absichten, welche ihn dabei geleitet hatten. — „Ein vereinzeltes Ereigniß ohne Zusammenhang mit den großen Thatsachen der Geschichte, unbekannte Persönlichkeiten, so die mächtigeren wie die untergeordneten, ein Irrthum, über welchen bei keinem Leser Licht verbreitet zu werden braucht, Institutionen, gegen welche man sich nicht mehr zu schützen genöthigt ist, — unter allem Diesem schien mir doch noch ein Punkt zu liegen, der die stets vorhandenen Gefahren der Menschheit berührt, ihre edelsten, wie ihre materiellsten Interessen, ihren nie rastenden Kampf auf dieser Erde. Wer gerne zielt, findet leicht eine Scheibe, und die lebendigste Ueberzeugung, die aber doch auch bloße Selbst-

Digitized by Google

täuschung sein kann, das Urtheil von Freunden, deren sonst gewichtiges Urtheil durch Sympathie beirrt werden könnte, vermögen nur halbwegs gegen die Furcht zu schützen, daß man sich im Irrthum befindet. Vom Publikum erwartet man, wenn nicht vollkommene, doch größere Sicherheit, und diese Probe ist entschieden zu meinen Ungunsten ausgefallen. Als meine kleine Geschichte erschien, ward es ringsum stille — erlauben Sie mir das Wort in seiner wahren Bedeutung zu gebrauchen, nicht in der von Ihnen ihm beigelegten, zu günstigen. Die Neugier, während des Winters ziemlich lebendig, hörte plötzlich auf, nicht befriedigt, sondern enttäuscht. Urtheilen Sie nun selbst, welche Freude mir eine unerwartete und beredte Stimme bereitete, die mir sagte, ich habe mich nicht völlig geirrt" [1]). In diesem Sinne nämlich hatte Circourt an Manzoni geschrieben, und er war in der angenehmen Lage, demselben gleich günstige Aeußerungen Augustin Thierry's und Lamartine's berichten zu können.

III.

Sein ganzes Leben hindurch hat Manzoni die Leiden einer gebrechlichen und niemals vollkommenen Gesundheit getragen. Dieser mächtige und gesunde Geist war in einen Körper eingeschlossen, dessen äußerst zarte und nervöse Constitution freilich das geeignete Organ für die so feine, sensible Seele abgab, dafür aber mit fortwährenden Nervenleiden bezahlte. Von dem Gesetze, welchem alle fein organisirten Naturen unterliegen, war also auch der Dichter der „Promessi sposi" nicht befreit. Schon in seinem Jugend- und besten Mannesalter war er von quälender nervöser Unruhe, von Schwindel und Neurosen befallen, die ihm das Ausgehen ohne Begleitung schwer machten, wie er denn die bis zuletzt bewahrte Gewohnheit annahm, nur von einem oder mehreren Freunden begleitet das Haus zu verlassen. Daß ein

[1]) Sforza, Epistolario I, 89 f. Der Brief ist ganz übersetzt von Reumont, Briefe heiliger und gottesfürchtiger Italiener. S. 297 f.

Digitized by Google

ruhiger Landaufenthalt unter diesen Umständen für ihn die geeignetste Existenz bot, lag auf der Hand; daß die Enthaltung von der Theilnahme an öffentlichen Geschäften und einer aufreibenden politischen Thätigkeit geboten war, mochte er bei seinem zurückhaltenden Naturell und seiner doch vorwaltend contemplativen Natur kaum schwer empfinden. Die Freuden des Landlebens erhöhte und sicherte sich Manzoni durch jenes Mittel, welches seit den Tagen der alten Römer so mancher von der Welt abgekehrte Staatsmann oder Weltweise gegen die Hauptgefahr dieser Lebensweise, die Langeweile, angewendet hat: er wurde Landwirth im strengsten Sinne und betheiligte sich geradezu fachmännisch an der Hebung der Agricultur in der Lombardei, ein Gebiet, auf welchem seine Leistungen vollste Anerkennung gefunden haben[1]). Ein eingehendes Studium der agronomischen Litteratur der Alten wie der Neuen, praktische Versuche, mit Verständniß und Liebe fortgesetzt, machten ihn zu einem genauen Kenner mehrerer Zweige dieser für die Volkswirthschaft so wichtigen Wissenschaft. Namentlich der Weinstock und der Seidenbau beschäftigten ihn. Lange Jahre bevor man sich in Italien mit der Cultur der Baumwolle officiell abgab, pflanzte sie Manzoni auf seinem Gute, wie ihm überhaupt die erste Einführung verschiedener Culturpflanzen in der Lombardei zu verdanken ist. Ein eigenes Gefühl überkommt mich, wenn ich die Briefe wieder lese, in denen Manzoni von seinem jungen Freunde, dem nun auch in das Alter der grauen Haare eingetretenen Ruggero Bonghi, sich Samen verschreibt, oder wo er sich über die Ursachen des Bouquets unserer heimischen Weine ausläßt[2]).

Aber die liebenswürdige Beschäftigung mit Pflanzen, Bäumen und Blumen konnte die Einsamkeit des großen Dichters nicht ganz ausfüllen: Größeres beschäftigte seinen Geist, seitdem ihn das Schicksal in engste Beziehungen zu demjenigen gesetzt hatte,

[1]) Vergl. A. Galanti, Alessandro Manzoni agronomo, eine in der Mailänder „Perseveranza", 1873, XV., Nr. 4907 veröffentlichte Monographie.

[2]) Epistolario II, 240 f.

Digitized by Google

welchen er „l' uomo incomparabile“ — den Unvergleichlichen — zu nennen liebte.

Ja, der Unvergleichliche, Antonio Rosmini! Wie jetzt, wo ich diese Zeilen niederschreibe, sein Bild auf mich herabblickt, — Ceroni's wundervoller Stich nach F. Hayez' Gemälde, dessen Original im Besitz des Grafen Stampa in Mailand ist, und von dem eine Copie über dem Sterbelager des großen Todten zu Stresa hängt, — da fühle ich es mehr denn je: kein mächtigeres Haupt, keinen edlern Geist hat meine Kirche in diesem Jahrhundert gezeugt als ihn. Dies Bild, mir doppelt werth als Gabe der letzten noch lebenden Freunde, die einst, vor dreißig Jahren, dies Sterbelager umstanden, weist eine Vereinigung von Hoheit und Anmuth, von Genialität und Güte auf, wie ich es in einem an Begegnissen mit bedeutenden Menschen nicht armen Leben nur einmal, bei John Henry Newman, wiedergefunden — dem einzigen in der That, den ich, was Gaben des Geistes und des Herzens und den guten Gebrauch von beiden betrifft, unmittelbar neben den Begründer des Istituto della Carità stelle!

Paris hatte Manzoni mit der französischen Philosophie bekannt gemacht; sie war nicht derart, daß sie ihn befriedigen konnte. Lamennais' Lehre von dem „Sens commun“ konnte ihm nicht einleuchten, wenn er ihrem Urheber seine Achtung auch nicht versagte: sein ganzes Wesen widerstrebte einem Fundamentalsatze wie demjenigen des unglücklichen Einsiedlers von La Chenaie: „il faut pousser l'homme jusqu'au néant pour l'épouvanter de lui-même; le consentement commun est pour nous le sceau de la vérité; il n'y en a pas d'autre.“ Derselbe gesunde Menschenverstand, welcher ihn davor bewahrte, einen Satz anzunehmen, der alle kirchlichen und politischen Extravaganzen der Lamennais-Veuillot'schen Schule eingeleitet hat, mußte ihn der kantischen Philosophie geneigt machen, deren Kenntniß damals in Oberitalien durch Pasquale Galluppi's „Saggio filosofico sulla critica della conoscenza“ (1819) verbreitet wurde. Cantù vermuthet, Manzoni habe Rosmini mit Galluppi's Schrift be-

Digitized by Google

kannt gemacht und ihn so veranlaßt, sich mit der Kantischen Ideenlehre zu befreunden. Sie hat auf Rosmini's bedeutendste Arbeit, den „Nuovo Saggio sull' Origine delle Idee" einen nicht zu unterschätzenden Einfluß geübt. Begonnen in Roveredo 1824, in Mailand, in Manzoni's Nähe 1826 fortgesetzt, in Domodossola 1828 abgeschlossen, erschien das Werk 1830 zuerst: seither hat Rosmini's Ideologie trotz der bittern Feindschaft der Jesuiten steigenden Einfluß gewonnen, und sie beginnt eben, solchen auch im Auslande zu üben, in welchem naturgemäß, bei dem Mangel an Uebersetzungen, Rosmini's in italienischer Sprache geschriebenen Hauptwerke nur langsamer bekannt werden konnten. Nicht ohne Weiteres ergab sich Manzoni dem Rosmini'schen Ontologismus; aber er nahm schließlich die Grundlehre desselben an, nach welcher die Idee des Seins uns durch sich selbst klar, die einzige dem menschlichen Geiste eingeborene Idee ist, durch welche uns die Objektivität der Wahrheit gewährleistet ist. Die daraus sich ergebende befestigte Grundlage für die Sittenlehre muß ihm namentlich imponirt haben, und bald steht er nicht mehr an, den Roveredaner den Philosophen nach seinem Herzen — il filosofo della sua mente — zu nennen. Aber er ist ihm noch mehr gewesen. Nachdem Rosmini jenen Verein von Geistlichen gegründet, welchem die Pflege der christlichen Wissenschaft, der Unterricht und die Werke der Nächstenliebe als Zweck vorgeschrieben, nachdem Gregor XVI. das Istituto della Carità bestätigt und seinen Stifter zu dessen ersten Generalobern ernannt, ging Manzoni eine Ahnung von Rosmini's providentieller Sendung auf, und er konnte in den maßlosen Bitterkeiten und Verfolgungen, welche ihn und sein Werk trafen, nur eine Bestätigung dieser Ahnung sehen. „Alle Stifter religiöser Genossenschaften," schreibt er 1849 von Lesa aus, „hatten Verfolgungen zu erleiden, und wenn ich mich nicht täusche, erlitten sie dieselben meistens von Personen des geistlichen Standes: eine eigene Fügung der Vorsehung, die ihre geheimen, zuweilen auch ihre leicht erkennbaren Pläne hat! Armer Rosmini, rufe auch ich von

Digitized by Google

Herzen! Der aber ist ein Mensch, den man nur lieben darf wie er sich selbst liebt, d. h. mit einer Liebe, die zu jeder Prüfung, zu jedem Opfer bereit ist — eine Art der Freundschaft, bequem für die Eigenliebe, schwer für jede aufrichtige Freundschaft."

Ist das nicht eine Weissagung jenes bodenlosen Hasses, der sich gerade in diesen unsern Tagen gegen Antonio Rosmini und die Seinigen wieder erhebt?

Ich will hier nicht sprechen von Rosmini's Stellung zu den großen Ereignissen der Jahre 1848 und 1849; Manzoni kann der Mission seines Freundes in Rom, dem Aufsteigen seines Einflusses und dem Zusammensturz seiner politischen Hoffnungen nicht ohne die größte Theilnahme zugesehen haben. Rosmini kehrte von Gaëta in Manzoni's Nähe zurück, um sein gebrochenes Herz auf den Tod vorzubereiten.

Wer kennt nicht, wenigstens aus der Beschreibung unserer Reisebücher, jenen wundervollen See, dessen Glanzpunkt, die Isola Bella, schon 1654 ein Mailänder Governatore „das schönste Reich Italiens" genannt hat? Pallanza, Baveno, die borromäischen Inseln ziehen die Fremden vor allem an; mir ist Stresa das Liebste in diesem irdischen Paradies. Man steigt hinter dem Flecken zwischen freundlichen Gärten eine Viertelstunde hinauf nach dem Kloster, in welchem die Väter des „Istituto della Carità" jetzt eine blühende Lehranstalt halten. Wie ein Fürstenschloß liegt das Gebäude da mit seiner kleinen Kirche, in deren Gruft wir Vela's herrliches Marmordenkmal des Stifters bewundern. Unbeschreiblich schön ist die Aussicht, welche die Hauptfaçade des Klosters mit ihren Loggien und dem heitern vor ihr terrassenförmig absteigenden Garten gewährt. Man hat die Isola Bella gerade vor sich; die Eisfelder und Schneespitzen der Alpen bilden den Abschluß des Panorama's, das den Simplon und Monterosa begreift. Der See liegt vor unserem Auge fast in seiner ganzen Ausdehnung, geziert mit einem Kranze leuchtender Städtchen und Dörfer, über denen die nächsten Hügel mit ihren Kastanienwäldern und ihren fröhlichen Weinlauben, die entfernteren Berge

Digitized by Google

mit dunklem Waldgürtel emporsteigen. Hier hat, von 1849 bis 1855 Rosmini meistens gelebt; hier hat Italiens reinster und bester Geist sich als stummer Zuschauer von Dingen verzehrt, die er nicht loben konnte und nicht anklagen mochte — sedebat solitarius et tacebat[1]). Aber nicht nach dem See und dem paradiesischen Ausblick zu hatte er seine Wohnung gewählt. Man erstaunt über Rosmini's höchst einfaches Arbeits- und Sterbezimmer. Es geht in einen häßlichen Hof; warum hat der demüthige Mann die Façade mit ihrer Aussicht gemieden! War sein Blick über die Schönheit dieser Welt schon hinaus, nur den Herrlichkeiten der jenseitigen mehr aufgethan? Da steht das ärmliche Lager, auf dem er geruht und gestorben; da stehen die vierzig Bände seiner hinterlassenen Schriften und Briefe, von denen noch lange nicht Alles bekannt ist. Da hängen, von den Brüdern als Reliquien bewahrt, die einfachen Kleider, die er getragen, und daneben in dem Schranke, dem Bett gegenüber, der Purpur, den er nie getragen und der Cardinalshut, den er nie aufgesetzt hat.

Manzoni bewohnte in jenen Jahren in der Sommerzeit vielfach Lesa, das etwa eine deutsche Meile südöstlich von Stresa an dem See, Arona zu, liegt, offenbar um in der Nähe Rosmini's zu sein, der ihn hier, auf dem Rückwege von Gaëta und Rom, am 2. November 1849 zuerst begrüßt hatte. Man sah sich fast täglich, und wenn Witterung oder Befinden den einen der Freunde abhielt den andern aufzusuchen, so vermittelten kurze und herzliche Billette den Verkehr. Ungetrübt waren jene Tage gewiß nicht; was mochte das Herz der beiden Männer empfunden haben, als — um nur an Eines zu erinnern — im Jahre 1852 eine Person im weltlichen Gewande den Kammerdiener Rosmini's zur Vergiftung seines Herrn verführen wollte. Ach, dies Gift, das er in seiner Chokolade trinken sollte, war nicht der bitterste Trank, der ihm und den Seinigen bereitet wurde! Uebermäßige geistige

[1]) Klagelieder 28.

Digitized by Google

Anstrengungen, schmerzliche Seelenleiden untergruben Rosmini's Gesundheit, und eine seit 1827 schon aufgetretene Leberkrankheit führte ihn seit Anfang 1855 einem raschen Ende entgegen. Nichts ist rührender als der Bericht über die letzten Lebenstage des Kranken[1]). Am 16. Juni langte Manzoni mit dem Mailänder Arzte Pagliaghi in Stresa an; Letzterer hatte zuerst mit einem andern Arzte eine Consultation am Bette des Patienten, dann sagte diesem sein Sekretär und späterer Biograph, Don Francesco Paoli, jetzt Vorsteher des Hauses in Roveredo und dort unser liebenswürdiger Gastfreund: „Padre, der Doktor Pagliaghi bringt Ihnen von Mailand die allerbeste Medicin mit"; worauf Rosmini sein Auge weit öffnete und antwortete: „wie? Manzoni ist also gekommen? warum lasset Ihr ihn warten? bringt ihn gleich her." Paoli kam sofort mit Manzoni und dem gemeinsamen Freunde Pestalozza wieder; sie stellten sich rechts und links neben den Kranken, dessen Blick sich sofort auf den zuerst eingetretenen Manzoni gerichtet hatte; dann brach Letzterer das Schweigen, und es fand folgendes Zwiegespräch statt: „Ach, mein lieber Rosmini, wie steht's?" — „Ich bin in der Hand Gottes und befinde mich also wohl. Aber Sie, Manzoni, wie kommen Sie nach Stresa in diesem Wetter und kaum hergestellt (der Dichter war eben schwer erkrankt gewesen); ich fürchte, Sie leiden." — „Ich weiß nicht, was ich gethan haben würde, um meinen Rosmini zu sehen." — „Ja, Sie haben einen Act wahrer Freundschaft geübt; schließlich bleibt Manzoni stets mein Manzoni, in Zeit und Ewigkeit, wo immer ich bin." — „Hoffen wir, daß der Herr Sie noch unter uns erhalten wolle, und Ihnen Zeit gebe, so viel Schönes zu Ende zu führen, das Sie begonnen: Ihre Gegenwart unter uns ist zu nöthig." — „Nein, nein, Gott hat Niemanden nöthig. Die Werke, die Gott begonnen, wird er auch vollenden mit den Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen,

[1]) Zuerst publicirt 1855, dann 1857 wiederholt in den Cenni biografici di Antonio Rosmini, Mil. 1857; am vollständigsten bei Paoli, Della vita di A. R. 1880, 529 f.

Digitized by Google

und diese Mittel sind zahlreich, unerschöpflich: wir können vor diesem Abgrund göttlicher Allmacht uns nur anbetend niederwerfen. Was mich anlangt, so bin ich ganz überflüssig, ja ich fürchte, sogar schädlich, und diese Befürchtung läßt mich den Tod nicht nur mit Ergebenheit, sondern geradezu mit Sehnsucht erwarten." — „O, um des Himmels Willen, sprechen Sie so nicht! Was soll denn aus uns werden!" — „Anbeten, schweigen, zufrieden und froh sein," — adorare, tacere e godere.

Rosmini, tief ergriffen, drückte Manzoni stärker die Hand, zog sie an sich und küßte sie. Manzoni, hiervon überrascht und ganz verwirrt, neigte sich nieder, um auch seinerseits die Hand zu küssen, die er in der seinen hielt, dann aber, wie er selbst später erzählte, besann er sich, daß er sich damit gewissermaßen auf eine und dieselbe Stufe mit dem Sterbenden stelle; er eilte zu dem Fußende des Lagers und bückte sich, um die Füße Rosmini's zu küssen, „die einzige ihm zukommende Stellung", wie er sich ausdrückte; Rosmini protestirte dagegen mit Hand und Auge und meinte dann: „dies Mal bleiben Sie Meister, weil ich keine Kraft zu widerstehen mehr habe."

Am 24. Juni kam auch Tommaséo. Paoli führte den fast erblindeten Gast in das Krankenzimmer, wo ihn der Freund wie einen Knaben ans Herz zog. Dann kamen auch Manzoni und die Uebrigen herein und man betete gemeinsam. Am folgenden Morgen ließ Rosmini Manzoni allein zu sich bitten, und beide hatten eine lange Besprechung, deren Zeuge Niemand gewesen ist. Am 30. Juni war Manzoni zugegen, als der Bischof Moreno von Ivrea Rosmini besuchte und ihm als seinem geistlichen Vater den glühendsten Dank für das darbrachte, was er ihm, seiner Kirche, Piemont gewesen. Er möge, wenn er im Paradiese sei, seiner, seiner Kirche, des Vaterlandes eingedenk sein. Mit Mühe brachte Rosmini noch die Worte hervor: „ich bin beschämt — sono confuso! sono confuso!" und „grazie! grazie!" Es war das Letzte, was der herrliche Mund gesprochen. Nach Mitternacht, gegen zwei Uhr, den 1. Juli 1855 entschlief Rosmini in

Digitized by Google

Gegenwart des Arztes, des Grafen Stampa und des Padre de Vit[1]). Wenige Tage vorher, am 27. Juni, hatte Manzoni seinem Schwiegersohne, Professor Giorgini zu Siena, über den Zustand des Kranken jenen schönen Brief geschrieben, den Sforza uns mittheilt[2]). Am 25. Juli 1855 spricht er in einem Schreiben an Don Francesco Paoli[3]) seine bestimmte Erwartung aus, Rosmini's Stiftung zu großen Dingen berufen zu sehen; am 12. Juli 1856 gratulirt er Bonghi, daß dieser das theure, heilige, herrliche und verehrte Andenken des Mannes vertheidigen will, dessen Namen er nunmehr nicht schreiben oder aussprechen könne, ohne daß ihm das Herz sich zusammenschnüre. — — —

Daß ein Verhältniß wie dasjenige zwischen Manzoni und Rosmini nicht dreißig Jahre bestehen kann, ohne daß in dem, was beiden Männern zunächst am Herzen lag, in Dingen der Religion, ein intimes Einverständniß herrschte, versteht sich von selbst, auch wenn nicht der Eine oder der Andere Gelegenheit genommen hätte, es zu bekräftigen. Es ist nicht unwichtig, noch einen Augenblick bei diesem Gegenstande zu verweilen. Alle Schriften Manzoni's, von den Hymnen angefangen bis zu dem Roman, bezeugen, wie ganz und voll sich Alessandro Manzoni seit dem, was er seine Bekehrung nannte, dem katholischen Christenthume angeschlossen hatte; ihm war, wie Rosmini, die Religion die Luft geworden, in der er allein zu athmen, zu leben, zu denken vermochte. Aber die Art, wie beide den Katholicismus erfaßten und begriffen, war nicht diejenige, welche wir heute unter dem Ultramontanismus verstehen. Er liebte als Verehrer der Schriftsteller des Port Royal, die Jesuiten nicht; doch mißbilligte er die maßlosen und leidenschaftlichen Angriffe, welche Michelet,

---

[1]) In Rom kennen Alle den einfachen, bescheidenen Greis, Padre Vincenzo de Vit, den berühmten Herausgeber und Fortsetzer von Forcellini's Lexicon totius Latinitatis, der mit Paoli und den Engländern O. Hirst und Lockhart den Stamm des Istituto della Carità bildet.

[2]) Epistolario II, 248.

[3]) Eb. II, 253.

Digitized by Google

Eugène Sue, Gioberti auf den Orden machten, und er lobte Dupanloup und Berryer, als sie, Thiers und Cousin entgegen, gleiches Recht für Alle verlangten und jedes Ausnahmegesetz gegen die Jesuiten bekämpften. So war ihm überhaupt jede Maßlosigkeit und jede Leidenschaftlichkeit zuwider. Als Gioberti seinen „Gesuita moderno" schrieb, sprach er seine Unzufriedenheit mit dem Buche offen aus, und ebenso fand er es weder eines Priesters würdig noch politisch, als derselbe die Lombardei durchzog, um den unmittelbaren Anschluß derselben an Piemont herbeizuführen; und doch hatte Gioberti mehr als irgend Jemand ihm zugejauchzt, indem er die „Promessi sposi" das „grandioseste und wundervollste Werk hieß," „das seit der Divina Commedia und dem Furioso (Ariost's Rasendem Roland) in Italien veröffentlicht worden." Und so hat Manzoni auch in diesem Falle bewiesen, daß seine Idee der Religion den Erdengeschmack abgestreift hatte; wie er das in einem der „Fragmente" so schön ausspricht: „Alles das, was nicht auf das zukünftige Leben hinführt; alles das, was uns vergessen machen kann, daß wir uns auf der Wanderschaft befinden; alles das, was wir als bleibende Wohnstätte ansehen — ist Eitelkeit und Irrthum. Die Religion erfüllt all' unser Denken in Betreff der irdischen Dinge mit der Idee der Vergänglichkeit, des Mißverhältnisses zu unserm Sehnen und unserm Endzweck, der Nothwendigkeit, dieses Irdische aufzugeben" [1]).

Es kann nach dem Obigen nicht verwundern, daß Alessandro Manzoni auch den neuesten Phasen der religiösen und kirchlichen Entwickelung mit jener maßvollen Ruhe, jener alle Seiten eines Dinges abschätzenden Besonnenheit gegenüber stand, welche, weniger in seinem Vaterland als in Deutschland und Frankreich, so Manchen in unsern Tagen verlassen hat. Der kluge und an Vieles in seiner nächsten Nähe gewohnte Blick des Italieners verliert selten oder niemals das Gefühl, daß der liebe Gott die

[1]) Cantù I, 337.

Digitized by Google

Bäume nicht in den Himmel wachsen läßt. So verstehen sich die Aeußerungen, welche Manzoni kurz vor seinem Tod, im Oktober 1872, jenem schon erwähnten Neapolitanischen Gast gegenüber machte. „Man hat," sagte Manzoni damals, „über das Dogma von der Unfehlbarkeit großen Lärm schlagen wollen, als ob dies Dogma für uns etwas Neues wäre. Ich möchte wohl wissen, ob Jemand je in Zweifel gezogen, daß Leo X. in der Bulle gegen Luther infallibel gewesen. Sonderbarer Weise erkennen die Gegner dieses Dogma's selbst an, daß der Papst ein Bischof wie die Anderen ist, aber mit etwas mehr an Befugnissen als jene; und sie nehmen nicht wahr, daß dieses „etwas mehr" nichts Anderes ist und sein kann als die Unfehlbarkeit, welche sie ihm gerade absprechen. Das Unheil ist, daß diese trefflichen (benedetti) deutschen Bischöfe Alles übertreiben und die Infallibilität des Papstes auf alle seine Handlungen und Worte ausdehnen; und das ist falsch. Zum Glück ist alle Uebertreibung ein Irrthum und diejenige, um welche es sich hier handelt, ist von vorneherein nicht lebensfähig, weil der kirchlichen Lehre fremd. Sie erinnern sich, daß die sog. Petite église in Frankreich, welche auch nach dem Concordat keine Concessionen machen wollte, schließlich verlassen wurde und verschwand. Und so wird es auch mit gewissen ultramontanen Uebertreibungen gehen."[1])

Ein Mann, der zwischen extremen und leidenschaftlichen Parteien den Weg der Mitte ruhig und unbeirrt geht, kann immer darauf gefaßt sein, dem Hasse beider zu verfallen. Auch Manzoni ist dem nicht entgangen. Settembrini hat, wie wir schon gesehen, seinen Roman reaktionär gefunden; Carducci, der „rasende Roland" der modernsten „Italia irridenta", klagt über das schwere Unheil, welches Manzoni's Erneuerung des Katholizismus und sein Neoguelfismus Italien gebracht habe[2]); Giudici, Petrucelli, Emiliani und De Sanctis bliesen dasselbe Lied,

[1]) Epistolario II, 414. Cantù II, 306.

[2]) Carducci, Confessioni e battiglie, p. 80.

Digitized by Google

während von der anderen Seite der „Osservatore cattolico“ von Mailand in Manzoni's Handlungen und Aussprüchen ein feines Gift (veleno fino) verspürte, das „Giornale degli studiosi“ vom 9. Juni 1873 ihm sein Votum für die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz als einen entfernten Angriff auf den Papst vorwarf, und Poujoulat in der „Union“ vom 16. Juni 1872 sogar Cesare Cantù wegen der Aeußerung tadelte, Manzoni wisse zugleich ein aufrichtiger Gläubiger und ein guter Patriot zu sein, während er doch ein schlechter Christ sei.

Freilich, ein schlechter Christ war Manzoni in dem Sinne, als er kein unbedingter Freund der weltlichen Herrschaft des Papstes war. Als ihm sein Schwiegersohn Massimo d'Azeglio Eugène Rendu's bekannte Broschüre „La Souveraineté pontificale et l'Italie“ übersandt, schrieb er ihm zurück (9. April 1863): „auf dem Punkte, wo die Dinge jetzt stehen, muß ich bekennen: wenn es eine vernünftige Lösung dieser Frage gibt, so gibt es wenigstens in diesem Augenblick keine mögliche, und Gott weiß, wann es eine solche geben wird. Jede freiwillige Vereinbarung ist unmöglich; eine erzwungene Vereinigung wäre hier wie immer nur eine scheinbare Lösung und in Wirklichkeit nur der Anfang einer neuen Verwickelung (un da capo in realtà). Gerne zöge ich wie ein Zeitungsschreiber den Schluß: vedremo; aber bei mir und bei meinem Alter hieße das die Rechnung ohne den Wirth machen[1].“ Aehnlich schrieb er bald darauf Rendu selbst: „ich sehe immer nur zwei Ultimatum vor mir, beide gleich unbeugsam[2]. In den „Adelchi“ hatte er den Angriff der Longobarden auf den Kirchenstaat (insofern man damals von einem solchen sprechen konnte) entschieden gemißbilligt; doch hielt er auch für jene Zeiten die weltliche Herrschaft für nichts Wesentliches. Cantù hörte ihn sagen: „die Fortdauer der geistlichen Gewalt ist Glaubenssache; sie kann also nicht verwechselt werden mit der weltlichen Herrschaft, welche etwas Zu-

[1]) Epistolario II, 310.
[2]) Eb. II, 312.

Digitized by Google

fälliges ist: es gab eine Zeit, wo diese nicht existirte; sie nahm zu und ab, sie könnte einst aufhören, ohne daß damit die Kirche aufhörte". Daß die auch von ihm herbeigesehnte Einheit Italiens die weltliche Papstherrschaft nothwendig zerstören müsse, sah er nicht voraus; als es eintraf, zeigte er sich darüber nicht bestürzt. Einen französischen Benedictiner, welcher die Aufsaugung des Kirchenstaates durch das Königreich unstatthaft fand, frug er: „würden Sie die Rechte des Papstes auf Avignon zugeben?" Und als dieser ihm antwortete: „aber mit Frankreich ist es eine andere Sache," meinte der Dichter: „wir sind aber doch auch so eine Sache." Als Rom annectirt wurde, protestirte er nicht: er nahm das ihm angetragene Bürgerrecht der ewigen Stadt an; daß er den Ausspruch gethan: „der Papst, welcher sich als Gefangener erkläre, komme ihm vor wie Einer, der mitten auf einem Platz rufe: ich bin stumm" — scheint mir unbewiesen und wenig wahrscheinlich.

Manzoni's politisches Glaubensbekenntniß kann nach all' dem Gesagten nicht zweifelhaft sein.

Die Grundlage seiner politischen Ueberzeugungen war ein gemäßigter Liberalismus. Er sah in der Freiheit die Achtung alles dessen, aber auch nur dessen, was gerecht ist. Die Herrschaft der brutalen Masse war ihm gleich widerlich wie die knechtische Gesinnung, welche in Frankreich auf die Revolution gefolgt war. Im Jahre 1814 protestirte er gegen die von dem italienischen Senat beschlossene Proclamation Beauharnais' als König von Italien, indem er die Einberufung der Comitien als der einzigen legitimen Vertretung des Volkes forderte. Murat's Versuch, ein einiges Italien zu schaffen, begrüßte er, wie anderseits die Restauration in Frankreich als Erlösung von Napoleon. Die Verurtheilung des „Avenir" durch die Encyclica Gregor XVI. vom 15. August 1830 schmerzte ihn, weil ihm die Encyclica die Verurtheilung aller Freiheiten auszusprechen schien. Der Aufstand der Polen von 1830 war ihm sympathisch. Mit den Oesterreichern sich irgendwie einzulassen, hat er sich stets ge-

Digitized by Google

weigert. Ein freundliches und ehrendes Anerbieten des Erzherzogs Maximilian lehnte er ab[1]); das konnte ein Mann nicht anders, der einmal erklärt hatte, daß keine österreichische Uniform seine Treppe heraufkommen dürfe[2]). Wie er früher über Napoleon III. gedacht, weiß ich nicht; doch hatte er über den Kaiser freundliche Worte an Nigra, als dieser ihm im Auftrage Napoleon's dessen Geschichte Cäsar's übersandt; des Kaisers Regierung, meint er, stelle nach so vielen fruchtlosen Versuchen die Möglichkeit einer ruhigen staatlichen Entwickelung dar (1865[3]); es war der Nachhall des Enthusiasmus, welchen 1859 alle Lombarden für den Verbündeten Victor Emmanuel's gehegt. In Hinsicht Italiens dachte er verschieden von seinem Freunde Rosmini, der für die Conföderation war, während Manzoni für die Einheit schwärmte. „Der Bundesstaat," äußerte er früher einmal, „ist eine häßliche, der Einheitsstaat eine schöne Utopie." Als die Utopie anfing Wahrheit zu werden, ging Manzoni mit jugendlicher Begeisterung auf die Ereignisse ein. Er, der sein ganzes Leben jede Auszeichnung abgelehnt hatte, von welchem Fürsten sie auch angeboten sein mochte, ließ sich bestimmen, von Victor Emmanuel eine hohe Decoration, den Großcordon des Mauritiusordens mit einer Pension anzunehmen, auf welcher der von den zurückgegangenen Vermögensverhältnissen des Dichters unterrichtete König bestand; er nahm 1862 den Besuch Garibaldi's in Mailand an und schloß den General in seine Arme, doch lehnte er (1863) die Ehre ab, in das Comité für Errichtung eines Denkmals zu Ehren Anita Garibaldi's einzutreten. Zum Senator des Königreichs ernannt, nahm er zweimal an den Sitzungen der Körperschaft Theil; am 16. Februar 1861, wo er die Abtretung Savoyens und Nizza's und die Proclamation des italienischen Königreichs votirte, und 1864, wo er für die Verlegung der Residenz nach Florenz stimmte, zum großen

[1]) Cantù II, 290.
[2]) Eb. 276.
[3]) Epistolario II, 328.

Digitized by Google

Verdruß seiner piemontesischen Freunde[1]) und seines Schwiegersohnes d'Azeglio. Aber er sprach nicht im Senat und beschränkte seine Thätigkeit darauf, daß er Cialdini ein Glas Zuckerwasser mischte. Der Conflict zwischen Staat und Kirche erfüllte ihn mit Trauer; doch vertraute er auf die Vorsehung, welche die Kirche auch nach ihrer Beraubung und in der Verfolgung beschützen werde. In Ansehung des Kirchenstreites verglich er die heutigen Staatsmänner Leuten, welche in eine Camera obscura eintreten, wo man Anfangs nichts unterscheidet, bis das Auge allmählich sich gewöhnt, und man Personen und Dinge wiedererkennt.

IV.

Manzoni's Briefwechsel, soweit er bis jetzt vorliegt, wird Manche enttäuscht haben. Jedes, auch das kleinste Billet, ist der Ausdruck eines edlen und vornehmen Geistes, dessen tiefernster Grundton das Walten eines stets wohlwollenden und öfter gegen sich selbst als gegen Andere gerichteten Humors nicht ausschließt. Aber des Dichters Natur war zu wenig expansiv, um seinen Briefwechsel jenen Werth zu geben, welchen in seinem eigenen Vaterland wie namentlich in Frankreich und England die großen Vertreter der epistolographischen Litteratur beanspruchen. Immerhin enthalten die Briefe des Werthvollen genug, um auch von dem berichtet zu werden, welcher einstmals versuchen wird, eine Geschichte dieser Gattung von Geisteserzeugnissen zu schreiben — ein Versuch, den leider noch Niemand unternommen hat, und der doch lohnende Resultate abwerfen würde, wollte man die so verschiedene Entwickelung dieses Litteraturzweiges von den Alten herab durch die Periode der christlichen Kirchenväter, wo Basilius, Gregor von Nazianz,

[1]) Carlo Promis, der bekannte Architekt und Archäolog (gestorben 1873, 20. Mai), hat ihm das nie verziehen, obwohl er Manzoni so bewunderte, daß er neben dem „Orlando furioso" jedes Jahr im September die „Promessi sposi" wiederlas. Vergl. Epistol. II, 163, und Lumbroso, Mem. e lett. di C. Promis, p. XXX.

Digitized by Google

Syneſius, Chryſoſtomus, Cyprian, Hieronymus, Auguſtinus in dieſem Genre hervorragen, weiter durch das Mittelalter und den Humanismus hindurch bis zur Gegenwart verfolgen und die Pſychologie der Völker und der Zeiten an dieſen intimſten Offenbarungen des Menſchengeiſtes ſtudiren.

Manzoni's Briefe umſpannen, wie ſchon bemerkt, eine lange Zeit: ſiebenzig Jahre (1803—73), mehr als den Meiſten von uns überhaupt zu leben gegönnt iſt. In der erſten Periode waltet der freundſchaftliche und litterariſche Verkehr mit Monti, Pagani, Calderari, vor Allen mit Claude Fauriel vor; auch an Degola, Giudici, Toſi wird häufig geſchrieben. Dem Marcheſe Ceſare Taparelli d'Azeglio (geſt. 1830) iſt ein langes Schreiben über Romanticismus und Claſſicismus gewidmet (1823, 22. Sept.), der Gräfin Diodata Saluzzo (geſt. 1840), einer nicht übel berufenen Dichterin, ſchreibt er über Lamennais (Ep. I. No. 115). Viele Briefe aus dem Ende der zwanziger und den dreißiger Jahren gehen an den Canonicus Borghi in Florenz und betreffen ſprachliche Auseinanderſetzungen; andere ſehr zahlreiche, an Tommaſéo, an Ceſare Cantù, an Antonio Rosmini[1]). Mit dem trefflichen venezianiſchen Israeliten Marco Coen unterhält Manzoni (um 1832) eine Correſpondenz über deſſen Uebertritt zum Chriſtenthum. Viele Briefe an den Marquis de Montgrand in Marſeille werden durch die von dieſem unternommene Ueberſetzung der „Promessi sposi" veranlaßt; ähnlich derjenige an den Greifswalder Gymnaſialdirector Friedrich Mohnicke, welcher den „Cinque Maggio" ins Deutſche übertragen hatte. Reizende Billette richtete Manzoni an ſeine Tochter Vittoria. Dem Ende der dreißiger und ſpäteren Jahre gehört der Briefwechſel mit dem Cavaliere Carlo Morbio an, dem Verfaſſer der „Storie de' Municipi italiani" (Mil. 1836 bis 46), deſſen reiche Bibliothek gerne von Manzoni benutzt

[1]) Einen neuen Briefwechſel Rosmini's und Manzoni's hat ſoeben Bonola, Mil. 1900, herausgegeben.

Digitized by Google

wurde[1]). Das Verzeichniß der von ihm s. Z. entliehenen Werke (Epist. I, 513) gibt willkommenes Zeugniß für die Richtung, in welcher sich die Lectüre des Dichters bewegte.

Im zweiten Bande des Epistolario handeln zahlreiche Briefe an den Turiner Gonin u. A. über die illustrirte Ausgabe der „Verlobten", andere betreffen den Nachdruck des letzteren durch den Florentiner Buchhändler Le Monnier, welcher schließlich zu einer Zahlung von 35,000 Lire an den Verfasser verurtheilt wurde (1860). Mit F. A. Rio, dem bekannten französischen Kunsthistoriker (gest. 16. Juli 1874), wechselt er einige Briefe, welche dessen Studien über die italienische Kunst betreffen. Die interessanteste Aeußerung an denselben findet sich nicht in dem „Epistolario". Sie steht in einem, so viel mir bekannt ist, noch unedirten Schreiben an Montalembert, von welchem Rio selbst diese Stelle veröffentlicht hat: „sagen Sie Herrn Rio, ich könne auf die Wirkung, welche sein Buch (l'Art chrétien) auf Sachverständige machen müsse, nach derjenigen urtheilen, welche es auf mich hervorgebracht hat, den unwissendsten Menschen in Dingen der Malerei, durchaus ungewohnt, ihre Einflüsse an sich zu erfahren. Nach der Lectüre des Werkes glaube ich eine lebhafte Empfindung des christlichen Ideals, welches die Malerei zum Ausdruck bringen kann, theils gewonnen, theils wiedergefunden zu haben, und was mich noch mehr überrascht, ist, daß mir das gelungen ist, ohne daß ich ein einziges jener Gemälde vor Augen hatte, welche Rio mit einem so hellen Auge und einem so christlichen Sinne beschreibt[2])."

Von anderen Correspondenten seien erwähnt: Poujoulat, der Verfasser einer „Histoire de S. Augustin" (Par. 1844) und langjähriger Redacteur der legitimistischen „Union", welchem

[1]) Morbio starb am 27. Jan. 1881. Er war der glückliche Besitzer einer auserlesenen Sammlung altchristlicher und mittelalterlicher Kunstschätze und Alterthümer, welche im J. 1883, am 10. und 17. September, in München versteigert wurden, leider ohne daß man die betheiligten Fachkreise in entsprechender Weise von dem Verkauf benachrichtigt hatte.

[2]) Rio, Epilogue à l'art chrétien. Par. 1870. II, 400.

Digitized by Google

Manzoni 1843 eine interessante Notiz über das Cassiciacum der Bekenntnisse Augustin's (das Landgut, wo sich dessen Bekehrung vollzog) zusendet (Ep. II, No. 260); Giuseppe Giusti, der berühmte Dichter, Alexander von Humboldt, dem Manzoni 1844 seinen Dank für den, übrigens von ihm abgelehnten Orden pour le mérite, welchen Friedrich Wilhelm IV. ihm verliehen, ausspricht — ein Brief in französischer Sprache, der sich unter Varnhagen's Papieren wiedergefunden, und zwar mit der Bemerkung Humboldt's: er sei „en assez mauvais style" geschrieben, während Humboldt Manzoni selbst gegenüber dies Schreiben „admirable" nennt. Mit dem Heranwachsen seiner Kinder mehren sich natürlich die Familienbriefe, zu denen auch diejenigen an seinen Schwiegersohn, den Staatsmann, Dichter und Militär Marchese Massimo d'Azeglio, zählen. Die Beziehungen zu Rosmini führen, namentlich nach dessen Hinscheiden, Correspondenzen mit den Freunden und Bundesgenossen des letztern, de Vit, Paoli, mit Ruggero Bonghi, herbei. Mit dem letztern und dem damaligen Unterrichtsminister Emilio Broglio wird 1868 ein eingehender Briefwechsel über die Unificirung der italienischen Schriftsprache unterhalten, zu welchem Zwecke der Minister eine von Manzoni präsidirte Commission niedergesetzt hatte (Ep. II, 350).

Nach dem Tode Manzoni's sind eine Reihe Fragmente und von ihm selbst niemals der Oeffentlichkeit übergebene Gedichte und Versuche in Prosa von Anderen gedruckt worden. Man hätte den Willen des Dichters, der diese unvollkommeneren Proben seines Genies der Vergessenheit anheimgeben wollte, vielleicht erfüllen sollen; da es nun doch nicht geschehen, ersuchte ein Mitglied der Familie, Herr Pietro Brambilla, welcher mit Vittoria, Manzoni's Enkelin, Tochter seines Sohnes Pietro, verheirathet ist, Herrn Ruggero Bonghi, diese Fragmente und kleineren Schriften zu sammeln. Es konnte kein geeigneterer Herausgeber gefunden werden, als der langjährige Freund des Verewigten und der beste Kenner der italienischen Litteratur.

Digitized by Google

Bonghi hat bis jetzt einen Band herausgegeben [1]), welcher die poetischen Stücke und namentlich die Autographa und die verschiedenen Redactionen mehrerer seiner Gedichte, so des 5. Mai, enthält: eine für das litterargeschichtliche Studium höchst willkommene Arbeit.

V.

Wer lange lebt, stirbt häufig. Auch Manzoni hat die Seinigen alle begraben müssen. Giulia Beccaria, seine geliebte Mutter, die dem Sohne ihren Geist eingehaucht, ward am 7. Juli 1841 zu Brusuglio beigesetzt. Henriette Blondel hatte ihren Gatten viel früher, am 25. Dezember 1833, verlassen. Sie hatte ihn zum Vater von drei Knaben und fünf Mädchen gemacht: Manzoni malte sie und ihre Liebe in der Ermengard seines Dramas Adelchi, vielleicht auch in jener Scene des Grafen von Carmagnola: „Pensa alla moglia tua" u. s. f. Die älteste Tochter, Giulia, heirathete um 1833 Massimo d'Azeglio, wurde Mutter und starb am 20. September 1834; Cristina, Gattin von Cristoforo Baroggi, starb 1841, Sofia, die schönste, 1845, als Gattin von Lodovico Trotti, Matilde 1856 in Siena, bei ihrer Schwester Vittoria, welche als Gattin des Professors G. B. Giorgini noch lebt. Von den Söhnen schied der jüngere, Filippo, 42 Jahre alt, 1868, der ältere am 28. April 1873, wenige Wochen vor dem Vater. Vier Jahre nach Henriette's Tode hatte Manzoni sich zum zweiten Male, mit Teresa di Cesare, aus dem Hause der Grafen Borri (2. Januar 1837), verehelicht; Donna Teresa war Wittwe eines lombardischen Edelmannes, Stampa, und Mutter eines heranwachsenden Sohnes. Das Verhältniß der Stiefmutter zu den Kindern scheint nicht das glücklichste gewesen zu sein; auch die Freunde klagten, und

[1]) Rugg. Bonghi, Opere inedite e rare di Alessandro Manzoni. Vol. I. Milano, Rechiedei. 1883. Es sind seither — bis 1898 — 5 Bände erschienen.

Digitized by Google

der langjährige Hausfreund Grossi, der stete Genosse Manzoni's, verließ Brusuglio. Die Gräfin starb 1861.

Manzoni's Vermögensverhältnisse waren, wie wir gesehen, von Hause aus gut und hatten sich durch Carlo Imbonati's testamentarische Schenkung einer Rente von 10000 Lire an seine Mutter noch verbessert. Als die schlimmen Jahre für die Landwirthschaft kamen und mit Giulia Beccaria's Tode diese Rente wegfiel, dagegen viele Kinder zu erziehen waren, verschlechterte sich seine pecuniäre Lage so, daß er sich einschränken und selbst auf Wagen und Pferde verzichten mußte. Sein Mangel an Activität machte ihn nicht geeignet, Geld zu erwerben. Die damaligen Verhältnisse des italienischen Buchhandels gestatteten ihm bei der Menge der Nachdrucke nicht, aus seinem Roman den Nutzen zu ziehen, dessen sich heute unsere „großen" Romanciers zu versichern wissen. Später konnte er die Gesammtausgaben seiner Werke besser verkaufen; die ihm von Victor Emmanuel gewährte oder vielmehr aufgenöthigte Pension setzte ihn dann in den letzten Jahren seines Lebens über alle Schwierigkeiten hinweg.

Im Jahre 1858 erkrankte Manzoni ernstlich, ganz Mailand war bestürzt, auch Erzherzog Maximilian ließ täglich sich nach dem Befinden des Kranken erkundigen; „er that ja Alles," meint Cantù, „um sich seine Eigenschaft als Oesterreicher verzeihen zu machen." Aber der Patient hatte noch Lebenskraft genug, um nicht nur die Krankheit, sondern die wahrscheinlich viel gefährlichere ärztliche Behandlung zu überstehen; achtzehn Aderlässe, mit denen er nach den Recepten der alten italienischen Schule heimgesucht wurde, brachten ihn nicht um. Wiederhergestellt, ward seine Gesundheit durch einen Fall in seinem eigenen Hause und einen zweiten bei einem Kirchgange aufs Neue erschüttert. Von da ab nahmen auch seine geistigen Kräfte ab, was er selbst nicht ohne tiefstes Leidwesen bemerkte. Als sein Sohn Pietro starb, war er bereits in einen Zustand von Apathie versunken. Am 22. Mai 1873 erlosch sein Lebenslicht.

Digitized by Google

Manzoni war von mittlerer Statur, im Alter etwas vorgebückt, leicht in den Bewegungen, rasch im Gange, so daß Rosmini, wie er sagte, seine Schritte verdoppeln mußte, wenn sie zusammen am Lago Maggiore spazieren gingen. In Kleidung und Einrichtung seiner Wohnung war er höchst einfach und von allem modernen Luxus weit entfernt, alles Auffallende vermeidend. Seine Constitution war kräftig, die Lungen gesund, aber die Nervosität stark ausgesprochen, so daß er, wie schon gesagt, sich meist nicht getraute, allein auszugehen; Gemüse und Vegetabilien konnte er kaum genießen, Verdrießlichkeiten griffen ihn heftig an. Schon 1816 schreibt er an Fauriel: „wenn die Melancholie mich befällt, mache ich längere Spaziergänge. Zuweilen fehlt mir dazu der Muth, und ich kehre um; überwinde ich mich weiterzugehen, so komme ich erleichtert wieder.[1]“) Im Jahre 1819 beschreibt die Mutter seinen Zustand so, „daß er nicht aus Schwäche, sondern aus einem convulsivischen Gefühl von Furcht, nicht einen Schritt allein zu machen wagte.“ Stadt und Straßen liebte er darum nicht.[2]) Nicht einmal durch den Garten getraute er sich allein zu gehen. Und 1821 berichtet er Fauriel, er arbeite täglich vier bis fünf Stunden, sei dann aber so abgespannt, daß er nicht mehr denken könne. Nach dem Frühstück pflegte er aus einer Thonpfeife zu rauchen, auch schnupfte er gerne: beides wohl nicht zum Vortheil seiner Nerven. Hayez hat ihn mit der Tabaksdose in der Hand gemalt: sich selbst hat Manzoni sehr jung noch (1801) in einem Sonett geschildert, das er später nicht unter seine Werke aufnahm, das aber nach seinem Tode veröffentlicht wurde. Braunes Haar, hohe Stirn, sprechendes Auge, lebhafte Farbe, schmale Lippen und kleinen Mund; eckige Formen, aber ein edles Herz, legt sich der Jüngling bei; ehrgeizig nennt er sich, gut gegen die Guten, gut gegen die Traurigen, froh nur in der Einsamkeit, rasch zum

[1]) Vgl. Epistolario I, 137 f.

[2]) Eb. I, 157: „les rues me paraissent une des plus vilaines œuvres des hommes“.

Digitized by Google

Zorn, rascher zum Vergeben, Andern wenig, sich selber noch weniger bekannt[1]).

Zu Geschäften irgend welcher Art bekannte sich Manzoni gerne unfähig, ja er gefiel sich zuweilen das Motto „strenua nos exercet inertia — uns stählt ein rechter Müßiggang" zu wiederholen. Darum seine Abneigung gegen die Politik und gegen ausgedehnten Verkehr, den er sich gerne auf Berufung auf seine Gesundheit ferne hielt; darum schrieb er auch so ungern Briefe. Nichts war ihm verhaßter, als wenn Autographensammler ihm einige Zeilen abverlangten oder Neugierige ihn sehen wollten[2]). Dagegen war ihm die Conversation mit den Freunden ein Bedürfniß, und diese bestätigen, daß er die Gabe der Unterhaltung in hohem Maße besessen, und daß ihm während derselben nicht selten sehr merkwürdige und bedeutende Lichtblicke wurden; er konnte sich nicht wie Schiller beklagen, daß ihm das Beste erst einzufallen pflege, wenn das Gespräch zu Ende war. Dem Humor und der Satire war er nicht abgeneigt, und er konnte in der Discussion mit Behagen Temperament und Charakter seiner Bekannten zum Verwechseln wiedergeben. Auf die Zeitungen und Zeitungsschreiber war er schlecht zu sprechen; der unersättliche Hunger des Publikums nach Neuigkeiten war ihm lächerlich. Von Hause aus unabhängig gestellt, sah er in der Schriftstellerei kein Mittel zum Erwerb, sei es von Geld, sei es von Ruf; beides ließ ihn ziemlich kalt, und er schrieb vor Allem für sich. Napoleon's I. Tod hatte er in dem „Cinque Maggio" gefeiert, weil das tragische Geschick des großen Kaisers ihm persönlich nahe ging. Als man bei Napoleon's III. Tode ihm etwas Aehnliches zumuthete, lehnte er es ab; er sei zu alt — das Feuer, welches ein Greis noch haben könne, mache Niemanden warm. Gegen Longfellow äußerte er einmal über den „Cinque Maggio": „der Todte habe damals den Lebenden

[1]) Bonghi a. a. O. I, S. 68 f.

[2]) Epistolario I, 333: „non vuol gente nuova", wie Tommaséo berichtet.

Digitized by Google

getragen.“ An Bonmots fand er stets Gefallen, und weder Zunge noch Feder versagten sich hier und da einen guten Stich. Sein Urtheil über Andere war nicht selten scharf, weit mehr in dem mündlichen Verkehr als in seinen Schriften, und er schonte auch die Koryphäen seiner eigenen Litteratur nicht. Arioſt fand er im Stil bewundernswerth, in der Erzählung, in der Erfindung und in seiner Moral inept. Taſſo erkannte er weder eine große Intelligenz noch einen großen Charakter zu, und wunderte sich, daß Goethe ihn zum Helden seines Dramas gewählt. Sehr günstig beurtheilte er Goldoni; für Schiller war er weniger als für Goethe eingenommen. Von Alfieri sprach er mit großer Verehrung; Metaſtaſio warf er seine Unterwürfigkeit so gegen Maria Thereſia wie gegen Pius VI. vor. Parini bewunderte er; Silvio Pellico's „Prigioni“ nannte er ein gut ausgefallenes Buch (fortunato). An Guerazzi lobte er manche tüchtige Eigenschaft, tadelte aber die gekünstelte Sprache und seine Gottlosigkeit. Gioberti war er wegen deſſen Rivalität mit Rosmini abgeneigt, seine politiſchen Ideen waren ihm zu specifiſch piemonteſiſch. Am meiſten fühlte er sich zu Pascal hingezogen, mit dem ihn in der That eine gewiſſe Geiſtesverwandtſchaft verband und deſſen „Pensées“ er gerne citirte. Ein leidenſchaftlicher Freund der Gartenkunſt wie der Landwirthſchaft hatte er für Muſik, auf die er sich nicht verſtand, wenig Sinn. Auch im Spiel war er kein Held und er bekannte seine Untauglichkeit dazu. Seine Sprachkenntniß war nicht groß. Das Griechiſche verſtand er wenig, das Deutſche nicht zu wiſſen, ſchämte er sich in reifem Alter, so daß er noch Unterricht darin nahm. Des Franzöſiſchen war er durchaus mächtig, auch die italieniſchen Dialekte betrieb er fleißig, doch war ihm die moderne Sprachwiſſenſchaft nicht erſchloſſen; ſie galt ihm für nicht vielmehr als ein Zeitvertreib. Litterariſche wie politiſche Factionen, jegliches Parteiweſen war ihm verhaßt. Bei ſeinen geſchichtlichen Studien feſſelten ihn beſonders Perſonen und Epiſoden, denen gegenüber, ſeiner Anſicht nach, die Geſchichtſchreibung früheres Unrecht gut

Digitized by Google

zu machen hat. Das ist der Grundzug der „Storia della Colonna infame“; das erklärt, weshalb er in seinen letzten Jahren mit besonderer Vorliebe sich mit Marie Antoinette beschäftigte; gerne hätte er an diesem Stoff bewiesen, wie er selbst sich äußerte, daß „ein großer Dichter und ein großer Historiker sich, ohne sich gegenseitig zu schaden, im selben Menschen zusammenfinden können[1].“ Und das war der Grundzug seines Wesens: Güte, Wohlwollen, brüderliche Gesinnung; kann Jemand das schöner aussprechen, als er es am Schlusse des zweiten Actes im „Conte di Carmagnola“ thut:

„. . . Vereinigt Euch, liebt
Euch als Brüder! Die Hand reicht zum Bunde!
Fluch dem, der ihn verletzt, dem Meineidigen!
Der den Weinenden wagt zu beleidigen,
Der unsterbliche Geister betrübt!“

Das ist Manzoni's Vermächtniß an Italien: möchten die Besiegten von gestern, die Sieger von heute, möchten die hadernden Parteien das Wort des großen Patrioten in sich aufnehmen:

„Maledetto colui . . .
Che contrista un spirto immortal!“

[1]) Del Romanzo Storico, p. 231.

Digitized by Google

Digitized by Google

IV.

Frau von Staël und ihre neueste Biographie.[1])

(1889.)

[1]) Abgedr. ‚D. R.‘ 1889. LVIII, 462—469.

Digitized by Google

Digitized by Google

Es ist ein wunderbares Stück Erde, der Genfer See mit den Bergen Savoyens, die ihn umgeben. Eine paradiesische Idylle, weit abgelegen von den Centren des politischen Lebens: und wie viel bedeutet doch dies Stückchen Land für die geistige Entwickelung jenes mächtigen Nachbars, dessen Sprache Savoyen und die französische Schweiz reden! Ein Sohn jener savoyschen Berge — und sicher keiner der schlechtesten — der Bischof Dupanloup, pflegte dies Thema mit Vorliebe zu berühren. Bei einem Diner in der Villa Grazioli, wo wir, Lady Blennerhassett und der Referent, im Februar 1870, Gäste des Bischofs von Orléans waren, erzählte er uns mit Behagen, wie er einst einen Franzosen, der sich die Bemerkung erlaubt hatte, aus Savoyen kämen nur Schuhputzer (décrotteurs), die Antwort gegeben: „oui, nous sommes des décrotteurs, mais nous avons joliment decrotté votre littérature française.“ In der That darf das kleine Savoyen mit Stolz seine Franisço de Sales, Gerdil, Berthollet, Vaugelas, Michaud, Joseph und Xavier de Maistre nennen; noch größer aber und geradezu maßgebend ist der Einfluß, welchen die Schriftsteller Genfs auf die Litteratur der Franzosen ausgeübt haben. Man braucht nicht an Männer wie Casaubonus, Theophile und Charles Bonnet, Deluc, de Saussure, de Candolle, Sismondi, Necker, Töpffer, bis herab auf die Genf verwandte Gruppe Vinet, Naville, Monod zu erinnern, um diesen Einfluß des Näheren zu belegen; zwei Namen, Rousseau und Frau von Staël, reichen hin, um uns nahe zu legen, was Genf nicht bloß für Frank-

Digitized by Google

reich, sondern für die Weltlitteratur bedeutet. Welcher Art dieser Einfluß gewesen, wäre schwer mit wenigen Worten zu sagen: der politische springt in die Augen, wenn man die letzterwähnten beiden großen Namen nennt; welchen Charakter der litterarische Einfluß Genfs auf die französische Litteratur gehabt, das hat der Verfasser der „Nouvelle Héloïse“ vorahnend am besten ausgesprochen, da, wo er Juliens Freund jene berühmte Schilderung der Landschaft eingab (I, Lettre XXIII), in welcher die Einwirkung des Sees und seiner Umgebung auf Geist und Gemüth des Menschen unübertrefflich gemalt wird. „In der That,“ heißt es da, „Jedermann empfindet, wenn es auch nicht Jedermann zum Bewußtsein kommt, daß man im Gebirge, wo die Luft reiner und feiner ist, leichter athmet, leichter geht und leichtern Gemüthes ist; während zugleich die Empfindung der Lust herabgestimmt, und die Leidenschaften gemäßigter werden. Unsere Betrachtungen nehmen auf den Bergeshöhen einen großartigen und erhabenen Charakter an, wie er den uns umgebenden Gegenständen entspricht: es gesellt sich ihnen ein stilles Entzücken bei, dem nichts Herbes oder Sinnliches anhaftet. Indem man sich über die Wohnungen der Menschen erhebt, läßt man, so scheint es, alle niedrigen und irdischen Empfindungen dort unten, und je mehr man sich den Regionen des Aethers nähert, desto entschiedener nimmt die Seele etwas von deren unantastbarer Reinheit an. Man wird in diesen Höhen ernst und doch nicht schwermüthig, friedvoll, und doch nicht unempfindlich.“

Ueber das Leben der Frau von Staël liegt bekanntlich eine nicht unbeträchtliche Litteratur vor. Sie selbst hat in den „Dix années d'exil“ wie in den „Considérations sur la Révolution française“ die wichtigsten Beiträge zu ihrer Biographie gegeben, ganz abgesehen von dem Einblick in ihr innerstes Wesen, welchen sie uns in „Delphine“ und besonders in der „Corinne“ gestattet hat. Madame Necker de Saussure, Benjamin Constant, Alexandre Vinet, St. Beuve haben ihr ausführliche Studien gewidmet; fast alle bedeutenderen französischen Schriftsteller des neunzehnten

Digitized by Google

Jahrhunderts, von M. J. Chenier herab bis auf Taine, haben, freundlich oder feindlich, sie auf ihrem Wege begrüßt, d'Haussonville's „Salon de Madame Necker“ und ähnliche Schriften haben nicht wenig zur Kenntniß der Atmosphäre beigetragen, in welcher die merkwürdige Frau aufgewachsen war. In England und Amerika sind neuestens Versuche aufgetreten, ihr Lebensbild vorzugsweise nach der persönlichen Seite zu schildern. In unserer deutschen Litteratur fehlte es bisher durchaus an einer guten Biographie der Schriftstellerin, deren Werk „De l'Allemagne“ Deutschlands damalige und unseres Volkes künftige Größe inmitten unserer tiefsten Erniedrigung den Franzosen aufdeckte oder ahnend voraus verkündigt, und deren Gestalt, wie sie uns in „Corinne“ entgegentritt, Grillparzer zu seiner „Sappho“ begeistert hatte. Es blieb uns hier eine Ehrenschuld abzutragen. Aber es blieb überhaupt noch eine Biographie der Frau von Staël zu schreiben, welche im Lichte der heutigen Entwickelung dieser Erscheinung ihre wahre Stellung anwies und ihre politische wie ihre litterarische Persönlichkeit zum ersten Male in ihr wahres Licht setzte. Daß das in Frankreich im vollen Umfange nicht versucht wurde, kann auf den ersten Blick wohl überraschen, aber es erklärt sich. Instinctiv mochten die Franzosen fühlen, daß sie zur Zeit am allerwenigsten in der geistigen Verfassung sind, um den Maßstab einer objectiven Beurtheilung an diesen Gegenstand anzulegen.

Es war aber auch nach allen anderen Seiten kein leichtes Unternehmen, welches die Verfasserin des vorliegenden Buches auf sich nahm. Schwierigkeiten lagen vor, die sowohl von Seiten der Verfasserin als von Seiten des Gegenstandes sich einstellen mußten. Es herrscht ein allgemeines und nicht unberechtigtes Vorurtheil gegen die biographische Schilderung einer Frau durch eine andere. Frauen pflegen Menschen und Dinge nur zu sehr du petit côté anzusehen. Labruyère gibt einen anderen Grund an, weshalb ihr Urtheil meist von demjenigen der Männer abweicht; ihre Interessen, meint er, gehen zu weit auseinander.

Digitized by Google

Sicher ist es mehr Folge der Erziehung und der socialen Stellung, wenn Frauen selten im Stande sind, über dem Kleinen und dem Detail, das sie anzieht oder verletzt, sich den Blick für das Ganze und Große zu bewahren. Gerade bei Frau von Staël war das nicht leicht. Auch bedeutende Männer ihrer Zeit haben es nicht vermocht, über das Augen- und Zufällige ihrer Erscheinung und ihres Auftretens zur Erkenntniß ihres Kernes vorzudringen: wie viel schwerer mußte das einer Frau von sehr verschiedener Lebensführung und vielfach verschiedener Auffassung sein. Wenn Lady Blennerhassett trotzdem hinter ihrer Aufgabe nicht zurückgeblieben ist, so konnte das nur geschehen, weil sich hier ein congenialer Geist von dem anderen berührt fand. Man wird zugeben müssen, daß sie einen in den Annalen unserer Litteraturgeschichte seltenen Ausnahmsfall zu Gunsten ihres Geschlechtes darstellt.

Die Schwierigkeiten lagen nicht minder auf Seiten des Sujets. Ist die Gegenwart vorbereitet und geneigt, mit einer Biographie der Frau von Staël beschenkt zu werden, das heißt eine solche aufzunehmen, nicht bloß wie jede litterarische Erscheinung, sondern auch als eine That, deren Einwirkung sie willig wäre, über sich ergehen zu lassen? Ich fürchte, nein. Frau von Staël war vor allem eine Enthusiastin. Sie fand die Zeiten und Menschen nur glücklich, die von dem hohen, alle Kräfte der Seele emportragenden Zug der Begeisterung erfaßt sind. „Ihnen allein verklären sich Kunst und Natur, Ehre und Pflicht, Vaterland und Liebe. Nur für begeisterungsfähige Menschen hat Raffael gemalt, Mozart in Tönen gesprochen, der tragische Dichter die Tiefen der Seelen erschüttert. Ihnen allein enthüllen sich die Schätze, die in den einfachsten wie in den höchsten Empfindungen der Menschenbrust verborgen liegen." Der Enthusiasmus ist die eigentliche Natur der Frau von Staël: was sie selbst aber als eine unabwendbare Folge der geselligen Ausbildung vorausgesehen — die Ertödtung des Enthusiasmus durch Verfeinerung derselben und Schärfung des Sinnes für das

Digitized by Google

Lächerliche, die Herrschaft einer sich wesentlich negativ verhaltenden Kritik — das ist nicht in Frankreich allein längst eingetreten. Es gibt noch Fanatismus, aber die Flamme des reinen und edlen Enthusiasmus ist erloschen, und die Gegenwart hat sich darum unfähig erweisen müssen, irgend ein großes Kunstwerk von bleibendem Werthe zu erzeugen. Wie soll eine solche Zeit Verständniß für einen Apostel der Begeisterung haben?

Und wird sie mehr Verständniß haben für das, was Frau von Staël als das politische Werk ihres Lebens betrachten durfte? „Die politische Bedeutung von Frau von Staël," sagt die Verfasserin (Bd. I, S. 455) „beruht darauf, daß sie die Traditionen, in denen sie aufgewachsen und herangereift war, in späteren Jahren durch die Erfahrung geläutert und von mancher Täuschung befreit hat. Die Frau, die Schriftstellerin, hat ihre besondere Geschichte. Ihr historisches Verdienst ist vor Allem dieses, ein geistiges Glied in der Kette einer großen Ueberlieferung gewesen zu sein, und dem neuen, unter despotischem Druck groß gewordenen Geschlechte den Freiheitsgedanken vermittelt zu haben, den sie mit männlichem Muth aus zwölfjähriger Verfolgung gerettet hatte." Sie selbst hat bezweifelt, ob es möglich sei, Frankreich die Freiheit zu erhalten; was wir seit Jahren und Jahrzehnten dort sehen, läßt allerdings den Schluß zu, daß diese Nation der Freiheit nicht fähig ist. Das Freiheitsideal der Frau von Staël und der ihr seelenverwandten Doctrinärs hat keinen Reiz mehr für das heutige Frankreich, dessen eine Hälfte dem Taumel der Anarchie verfällt, während die andere sich die größte politische Null, die je am Himmel dieses schönen Landes auftauchte, zum Herrn und Meister wählt. In Frankreich würde eine Biographie der Staël heute kaum auf eine große Wirkung zählen dürfen. Und in Deutschland? Wir sind gewiß nicht dem Pharisäer im Tempel zu vergleichen, wenn wir mit Dank gegen die Vorsehung unserm Staatswesen und unseren Zuständen den Vorzug vor denen all' unseren Nachbaren geben. Ob aber das Freiheits-

Digitized by Google

ideal der Frau von Staël der Mehrheit unseres gebildeten Publicums viel sagt, ist mir zweifelhaft. Ein guter Theil unserer Deutschen ist sicher auch heute noch Goethe's Ansicht: es sei mit der Freiheit ein wunderlich Ding, und ein Jeder habe es leicht genug, wenn er sich nur zu begnügen und zu finden wisse; „hat Einer so viel Freiheit, um gesund zu leben und sein Gewerbe zu treiben, so hat er genug, und so viel hat leicht ein Jeder" (Eckermann, Gespräche, Bd. I, S. 306 f.). Der Erste Consul, der seinen Feinden nichts „schuldig zu sein glaubte als Eisen," konnte nicht verstehen, was Frau von Staël eigentlich wolle. „Mein Gott," erwiderte sie seinem Bruder Joseph, „es handelt sich ja nicht um das, was ich will, sondern um das, was ich denke." Die Frau, welche diese Antwort gab, paßt nicht in eine Zeit, deren ausgesprochenster Schade die Beugung der Charaktere und die Zerknitterung der geistigen Unabhängigkeit zu werden droht.

Das sind die Schwierigkeiten, die einem jeden Buche über Frau von Staël heute entgegentreten, und es hindern müssen, die großen Massen in dem Umfange zu ergreifen und hinzureißen, wie das einstmals ihre „Corinne" oder ihr Werk über Deutschland gethan hat. Vielleicht irre ich mich; um so besser. Worin ich gewiß bin, mich nicht zu irren, ist die Ueberzeugung, daß Lady Blennerhassett ein Werk geschaffen hat, welches eines bleibenden Erfolges sicher sein darf und berufen ist, eine dauernde und heilsame Einwirkung auf die besten Geister unserer Nation auszuüben. Die Erfolge, welche ihre Essays in der „Deutschen Rundschau" wie in englischen Zeitschriften aufzuweisen hatten, durften Denjenigen eine Befriedigung sein, welche den litterarischen Beruf der Verfasserin erkannt hatten: was sie heute uns bietet, erhebt sie zur ersten Schriftstellerin Deutschlands. Den Lorbeer, der den sterbenden Händen ihrer Heldin entfallen ist, hat sie aufgehoben und sich muthig um die Schläfe gewunden, die dessen werth ist wie keine andere.

Es ist nicht leicht, ein Buch zu analysiren, von dem jede

Digitized by Google

Seite verdient, aufmerksam gelesen zu werden. Versuchen wir den Gedankengang der Verfasserin auseinanderzulegen.

Man könnte versucht sein, den ersten Band, der uns nur bis zu Mirabeau's Tod führt, zu weit in der Exposition zu finden. Ich habe Urtheile in diesem Sinne gehört. Aber ein großes Bild kann doch nur in einem weiten Rahmen zu seinem Rechte kommen. Und es ist vielleicht gerade dieser Band, der am meisten Neues bringt und die Verfasserin in staunenswerther Weise auf der Höhe der politisch-historischen Forschung zeigt. Lady Blennerhassett ging vor Allem darauf aus, die politische Geschichte der Frau von Staël zu schreiben. Um diese zu verstehen, mußte sie das, was ihr unmittelbar vorausgegangen und sie eingeleitet hatte, darstellen. Für den ersten Band resultirte demnach als Aufgabe, außer der Jugendgeschichte der Heldin, die Geschichte der Ministerien Necker zu geben. Eine ausführliche Studie über die ökonomische Lage Frankreichs und der Verwaltung Turgot's geht ihr voraus. Diese Studie beruht wesentlich auf kürzlich erst erschlossenen französischen Quellen und stellt für Deutschland etwas durchaus Neues dar. Die Darstellung verbreitet sich denn über die Zwischenministerien Calonne und Brienne, um den Uebergang zum zweiten Ministerium Necker verständlich zu machen, mit dessen Geschichte zugleich diejenige der großen Revolution bis zum Ende des dritten Ministeriums Necker vorgeführt wird. Mir scheint, daß kaum ein anderes Werk der deutschen Litteratur die äußeren Ereignisse der Revolution in dieser Epoche, auch namentlich die kirchlichen Verhältnisse, so anschaulich und klar schildert; trotzdem lege ich noch weit mehr Gewicht auf die Auseinandersetzung der inneren Ursachen und der inneren Wendung der Bewegung. Vortreffliche Kapitel sind jedenfalls diejenigen über die Gegensätze der Politik des achtzehnten Jahrhunderts (Bd. I, S. 111 f.) und das über den Wechsel der öffentlichen Meinung in Frankreich (Bd. I, S. 136—146), wo nachgewiesen wird, wie diese öffentliche Meinung von Montesquieu zu Rousseau, vom Freiheitsideal

Digitized by Google

nach den Gesetzen der geschichtlichen Entwickelung und den gegebenen Zuständen zum Gleichheitsideal nach einem abstracten Begriff, nach der Theorie des falschen Naturrechts des „Contrat social“ überging. Es ergab sich von selbst, daß hier eine eingehende Erörterung über Jean Jacques Rousseau eingeschoben wurde (Bd. I, S. 237—283), welche allerdings einen breiten Raum einnimmt, aber nothwendig erschien, um den Einfluß Rousseau's auf Frau von Staël selbst ins rechte Licht zu setzen. Denn Frau von Staël ist in ihrer Jugend ganz durch Rousseau beherrscht. Sie gibt sich ihm als gläubige Jüngerin hin, sie erstrebt die Verwirklichung seiner Theorien und dessen, was das Ideal ihres Vaters war, der Verbindung von Moral und Politik, indem sie sich an der Bildung der Partei der Monarchisch-Constitutionellen betheiligt, welche die besten Geister zu den ihrigen zählt: junge liberale Aristokraten wie Mounier, Malouet, Ludwigs XVI. spätern Freund, Mallet du Pan, Lally-Tollendal, Montmorency, Leute, von denen Renan sagt, sie hätten den Begriff des Vaterlandes entdeckt. Nach den Octobertagen hat diese Partei die Revolution in ihrer Mehrheit verloren gegeben (Bd. I, S. 451—455). Es ist schwer zu ermessen, welch' andere Wendung die Dinge genommen hätten, wäre Mirabeau, der jenen Standpunkt mehr und mehr sich angeeignet und den Begriff der englischen Constitution in sich aufgenommen, nicht von Necker zurückgewiesen worden. Er sah sich dadurch genöthigt, den Leidenschaften der demokratischen Menge zu schmeicheln und jenes doppelte Spiel zu wagen, dessen Räthsel auch sein Tod nicht gehoben hat (Bd. I, S. 358—390). Im Gegensatz zu dem Vater hatte die Tochter das Heil von ihm erwartet (Bd. I, S. 505—509). Sein plötzlicher Tod vollzieht die Schwenkung nach links (Bd. I, S. 519—521), und es greifen jetzt, nach der Flucht von Varennes, die Nachfolger jener Monarchisch-Constitutionellen, die Constitutionellen des Jahres 1791, in die Verhältnisse ein: ihr Führer ist Narbonne, der Freund und Geliebte der Frau von Staël. Das ist die Zeit, wo der Einfluß einer

Digitized by Google

andern Frau auftaucht: Madame Roland wird eine politische Größe, die Gironde drängt zum Krieg und hofft durch ihn den König zu stürzen (Bd. II, S. 57—101). Das Ministerium Narbonne macht den Versuch, durch Custine's Sendung nach Braunschweig den Herzog für Frankreich zu gewinnen und den Krieg gegen Oesterreich zur Befestigung des constitutionellen Thrones zu sichern. Vergeblich. Custine hatte keinen Erfolg, Narbonne wird entlassen, Kaiser Leopold stirbt, und die Gironde läßt sich zum Kampf gegen die Krone hinreißen. Es erfolgen der Aufstand vom 20. Juni, die Scenen des 10. August und die Massenmorde des 2. September 1792. Frau von Staël entweicht nach England (Bd. II, S. 129) und kehrt erst im Frühjahr 1795 nach Paris zurück, wo sie jetzt einen bedeutenden Einfluß auf die Dinge gewinnt. Zum ersten Male wird hier eine sorgfältige Darstellung der Rolle gegeben, welche sie während der Directorialregierung spielte. Es wird ihr Anschluß an die republikanische Regierungsform und an die Verfassung des Jahres III geschildert: wir sehen dann den Beginn ihrer litterarischen Laufbahn, den das Buch „De la littérature" bezeichnet. Mit Benjamin Constant, Chateaubriand und Madame Récamier treten neue Gestirne in den Horizont unserer Schriftstellerin ein, während Talleyrand und Fouché anfänglich noch fortfahren, mit ihr zu verkehren. Bald folgt die Kriegserklärung Bonaparte's gegen die Ideologen. Nicht lange nach der Publication von „Delphine" fällt die Verhaftung der Verfasserin und ihre Ausweisung aus Paris. Sie wendet ihre Schritte nach Deutschland (Bd. II, S. 444), und damit wird der Uebergang von französischer zu deutscher Weltanschauung, die Zurechtstellung Rousseaus durch Kant, durch Schiller's Ethik und Goethe's Lebensphilosophie eingeleitet (Bd. III, S. 1—65). Frau von Staël in Weimar und in Berlin (Bd. III, S. 65 f.), im Verkehr mit unseren großen Dichtern wie mit den Begründern der Romantik, aus deren Mitte sie A. W. Schlegel für ihr Haus gewinnt; diese Schilderung, mit welcher der dritte Band beginnt,

Digitized by Google

ist sicher einer der Glanzpunkte des Werkes. Nichts ist köstlicher als zu lesen, welchen Eindruck das Erscheinen der Französin mit ihrem ungebändigten südlichen Tumulte inmitten jener Philosophen und Dichter macht, von denen sie einmal meint: „ils ont tous l'air comme s'ils n'étaient pas encore nés.“ Es ist ergötzlich, Schiller's Verzweiflung zu sehen, wie er, ganz mit seinem Stück beschäftigt, sich schließlich der französischen Philosophin nicht mehr zu erwehren weiß, die „unter allen lebendigen Wesen, die ihm vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste ist.“ Er nennt sie freilich auch das gebildetste, geistreichste weibliche Wesen. Wir sehen dann Frau von Staël in herzlichstem Verkehr mit den Höfen von Weimar und Berlin. Auch diese Episode ist nicht ohne Bedeutung. Wie denn überhaupt nie genug zu schätzen ist, was sowohl die weimarischen Herrschaften als Königin Luise von Preußen der geistigen Welt jener Zeiten gewesen sind. Es ist uns Allen — der Monarchie nicht zuletzt — zu gute gekommen, und es hat, nachwirkend in dem Geschlecht der Enkel, jenen in der Geschichte vielleicht einzig dastehenden Zustand eingeleitet und erzeugt, wo alle edlen Aspirationen der Nation von den Trägern der Krone getheilt werden, und Fürst und Volk gemeinsam empfinden, Freud' und Leid in wunderbarer geistiger Gemeinschaft zu tragen: steht doch das unvergeßliche Trauerjahr 1888 deß zum Zeugnisse da, mit seiner Todtenfackel dies heilige Band beleuchtend, das Volk und Fürsten Deutschlands verknüpft und um das alle anderen Nationen Europa's uns beneiden dürfen.

Die italienische Reise und die aus ihr hervorgegangene „Corinne“ sind ein zweiter Glanzpunkt dieses dritten Bandes. Frau von Staël sah noch das alte Italien, und sie begegnet sich in der Beurtheilung der poetischen Seite desselben mit ihrem treuen Freunde W. v. Humboldt, der 1804 an Goethe schrieb: „ich kenne für mich nur noch zwei schreckliche Dinge: wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch Waffen trägt. Kommt

Digitized by Google

ja so ein ordentlicher Papst, was dann die zweiundsiebzig (!) Cardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist als dies ganze Geschlecht." Was würde heute Humboldt sagen, wäre er verurtheilt, die „Policirung" Roms und die Zerstörung seiner Poesie zu sehen, die unser Herman Grimm und Gregorovius in den letzten Jahren der gebildeten Welt — fruchtlos — geklagt haben! Nur das damalige Italien konnte zu einer „Corinna" begeistern. Wenige Bücher haben auf Litteratur und Kunst einen mächtigeren Einfluß geübt; man begreift, daß Königin Luise, wie sie äußerte, von innerer Erregung überwältigt, die Lesung des Buches oftmals unterbrechen mußte. Viele Jahre sind es, seit ich mit unbeschreiblicher Bewegung „Corinna" gelesen; den „Blasirten" zum Trotz gestehe ich, daß ich auch heute nicht zu diesen wunderbaren Blättern zurückkehre, ohne sie feuchten Auges zu verlassen.

Die Beschäftigung mit diesem unsterblichen Roman ist für seine Verfasserin ein neuer Wendepunkt innerer Entwickelung: so ist auch hier wahr geworden, daß jedes gute Buch seine Kraft zuerst an seinem Autor erweist. Frau von Staël war schon seit ihrer deutschen Reise zu der Ueberzeugung gekommen, daß „die Bestimmung des Menschen auf Erden durchaus nicht auf Glück, sondern auf Vollkommenheit gerichtet sei" (Bd. III, S. 61). Der langjährige Kampf mit dem Despotismus Napoleon's, das schmerzliche Ringen mit den eigenen Leidenschaften und die Enttäuschungen des Lebens, wie sie uns die Verfasserin ausführlich schildert, führten allmählich Frau von Staël zu einer Annäherung an das Christenthum; „ich bin," schreibt sie 1811 an Gentz, „in den letzten zehn Jahren durchaus christlich geworden und betrachte das Christenthum als den eigentlichen Mittelpunkt der Welt." „Alles," schreibt sie ein andermal, „Alles, was in mir noch jugendlich ist, habe ich dieser wohlthätigen Revolution zu danken" (Bd. III, S. 292). Auch hier hat sich, wie so manches

Digitized by Google

Mal im Leben und in der Litteratur, gezeigt, daß es Ströme gibt, die anscheinend ganz entgegengesetzte Richtung einschlagen und doch bestimmt sind, sich ineinander zu ergießen. Unser sterbliches Auge wird nur zu leicht — und um so leichter, je niedriger es steht — selbst durch kleine Hügel über den wahren Lauf ihrer Wasser getäuscht. Die Verirrungen des Mysticismus, wie sie sich in Frau von Krüdener auch an Frau von Staël herandrängten, können sie wohl einen Augenblick interessiren, aber weder befriedigen noch irre leiten: dagegen wird Fénelon und die „Nachfolge Christi" ihre Lieblingslectüre; mehr als je bethätigt sie ein unerschöpfliches Mitleid mit allen Formen menschlichen Elends. Seit sie Deutschland entdeckt, stand der Beschluß in ihr fest, diese große Entdeckung ihren Landsleuten nicht vorzuenthalten: aber ihr Buch „De l'Allemagne" wird in Paris unterdrückt und kann erst nach Jahren hervortreten, nachdem sie der Verfolgung Napoleon's entgangen und, während des russischen Feldzuges, den weiten Weg über Wien, Moskau, Petersburg, Stockholm nach England zurückgelegt hat. So viel in diesem Werke unhaltbar oder veraltet ist, so bleibt es doch ein Denkmal ersten Ranges. „Wie so manche große Bücher vor ihm, war auch dieses vor Allem eine That, und gerecht wird man ihm nur dann, wenn man es als eine solche beurtheilt. Es gehörte ein seltener Muth, eine nicht gewöhnliche Unabhängigkeit des Geistes dazu, den Siegern von Gütern zu sprechen, die sich nicht auf Schlachtfeldern erobern ließen, der Napoleonischen Weltherrschaft ein Reich des Gedankens entgegenzustellen, und vorauszusagen, daß dieses Reich das seinige überwinden werde. Daß der Kaiser es so verstand, bewies er durch die Verurtheilung des Buches, und insofern war sie durchaus gerechtfertigt" (Bd. III, S. 365). Nur darin beging Frau von Staël einen kapitalen Irrthum, daß sie die Deutschen ausschließlich nach der poetischen und speculativen Seite begabt glaubte und meinte, wer von ihnen sich nicht mit dem Universum abgebe, habe wirklich nichts zu thun. Die Ereignisse, inmitten deren die Schrift „De l'Allemagne"

Digitized by Google

endlich zur Veröffentlichung gelangten, mochten sie schon eines Anderen belehrt haben. Jene Ausführungen aber standen im Ganzen mit den Anschauungen unserer westlichen Nachbarn nur zu sehr im Einklang, um nicht auf lange hinaus nachzuwirken. Erst auf den Schlachtfeldern von Königgrätz und Sedan blitzte das Licht auf, das, hoffen wir, für immer diese nebelhaften Vorstellungen von dem Wesen des deutschen Genius zerstreut hat. Die künftigen Ausgaben des Buches sollten fortan dem betreffenden Kapitel als Correctur — der Worte bedarf es nicht — das Bildniß des Kanzlers als des classischen Vertreters der Realpolitik beigeben.

Die Geschichte der Restauration, der Hundert Tage, der zweiten Restauration bis zu dem am 14. Juli 1817 erfolgten Tode der Frau von Staël füllt die letzten Abschnitte unseres Buches. Es war die Zeit, wo, wie die Gräfin von Albany schrieb: „les revenants faisaient de grandes bêtises." Auch in dieser Periode blieb die Heldin des Stückes sich und ihren Principien allzeit treu; sie konnte in ihren letzten Tagen Chateaubriand das berühmte Bekenntniß machen: „j'ai toujours été la même, vive et triste; j'ai aimé Dieu, mon père et la liberté." „Man hat," fügt Lady Blennerhassett hinzu, „mit Unrecht das Bekenntniß unvollständig genannt. Bei den Strahlen der untergehenden Sonne versinken die Niederungen im Schatten, die Höhen bleiben vergoldet" (Bd. III, S. 492 f.). Was ihr Tod bedeute, hat Niemand treffender gesagt als Brême in seinem Briefe an Bonstetten: „voyez, comme tous les sots ont grandi depuis qu'elle n'est plus." Ein Epitaph, um das man Frau von Staël noch im Grabe beneiden möchte.

Bald nach ihrem Tode erschienen die „Considérations sur la Révolution française", welche ihr Schwiegersohn, der Herzog von Broglie, und ihr Sohn August von Staël herausgaben; der Letztere veröffentlichte dann auch die „Dix années d'exil". Das sind die politischen Hauptwerke von Frau von Staël. Das Letztere konnte ihren Ruhm kaum noch erhöhen; auch Lady Blennerhassett

Digitized by Google

macht das Zugeständniß: „vielleicht entzogen sich eben eine geistige Spannkraft und Leistungen wie von Napoleon überhaupt dem Verständniß auch der überlegenen Frau, und eine Laufbahn wie die seinige hat die Phantasie der Menschen auf eine solche Probe gestellt, daß im Guten wie im Schlimmen die Dichtung ihr immer noch gerechter als die Geschichte geworden ist“ (Bd. III, S. 420).

Die „Considérations“ waren das erste historische Buch über die Revolution; schon als solches werden sie ihren Werth behalten. Daß Bonald sie „einen Roman über die Gesellschaft und die Politik, vom Geiste der Reformation erfüllt,“ nannte, war nicht zu verwundern. Daß sie etwas mehr als ein geistreicher Plunder“ waren, wie Joseph de Maistre sich ausdrückte („une brillante guenille“), haben die Ereignisse der letzten zwanzig Jahre gezeigt: denn sie haben fast alle Ahnungen und Voraussetzungen der Verfasserin bestätigt. Frau von Staël hat die bestimmte Empfindung hier ausgesprochen, daß die Begründung der Freiheit gerade in Frankreich am schwersten sein werde. Sie hat den Italienern die nationale Einheit und auch das vorausgesagt, daß ein Priesterstaat im modernen Leben nur durch Intervention der Fremden zu halten sein werde; sie hat endlich an die Zukunft Deutschlands geglaubt, ihm eine starke Föderation gewünscht und die Einmischungspolitik in seine Angelegenheiten im Namen des Selbstbestimmungsrechts der Völker verworfen.

Das sind die Titel, welche Frau von Staël für immer unserem Vaterlande theuer machen müssen. Sie hat große und fruchtbare Ideen mit männlichem Muthe vertreten; daß sie eine Frau war, muß alle schwächlichen Männer beschämen, Alle, die ihres Geschlechtes sind, erheben. Als vor wenigen Wochen ihr Urenkel, der Graf d'Haussonville, in die französische Akademie aufgenommen wurde, erweiterte sich seine Lobrede auf den Philosophen Caro zu einer Apologie der Frauen und ihrer Theilnahme an der geistigen Arbeit des Mannes. „Die Zeiten der Unwissen-

Digitized by Google

heit," erklärt er, „und der einfachen Dienstbarkeit sind für die Frauen vorüber. Sie leben mit uns dasselbe intellectuelle Leben, und da sie die ersten Erzieherinnen des Mannes selbst sind, liegt überaus viel daran, sie ebenso wie diesen gegen Lehren zu schützen, welche der Seele verderblich sind". Er meint zum Schlusse, „Herr Caro, der Frauenphilosoph, habe niemals die Philosophie den Frauen zu Füßen gelegt, wohl aber die Frauenwelt zu den Füßen der Philosophie emporgehoben". Der Geist der Frau von Staël hat hier geredet: mehr als irgend Jemand hat sie durch ihr Beispiel gethan, um das geistige Niveau der Frauenwelt zu heben und ihrem eigenen Geschlechte große und neue Aufgaben zu stellen.

Ich muß abbrechen, um den mir zugestandenen Raum nicht allzusehr zu überschreiten. Man hat gesehen, welche Personen, welche Dinge, welche Probleme Lady Blennerhassett's drei kostbare Bände uns vorführen. Glaube man nicht, daß es nur Frau von Staël ist, welche hier zu Wort kommt. Eine Menge biographischer Studien sind dem Werke eingereiht, deren jede für sich anziehend und für deutsche Leser fast immer neu und fesselnd ist. Zu diesen kleinen Perlen gehören die Ausführungen über Sieyès (Bd. I, S. 364), La Fayette (Bd. I, S. 422), Talleyrand (Bd. I, S. 416 ff.), Benjamin Constant (Bd. III, S. 226 ff., besonders der Vergleich des „Adolphe" mit „Corinne"), Mirabeau (Bd. I, S. 360, 479, 509), Bonstetten (Bd. II, S. 428), vor Allem die über Chateaubriand (Bd. II, S. 350 ff.). Sainte-Beuve hat Alles gethan, um den Dichter der „Atala" herabzusetzen und seinen mächtigen Einfluß einzig auf den von ihm selbst freilich zugestandenen Zauber seines Stiles zurückzuführen. Aber der Stil ist nicht im Stande, ernstere Eigenschaften zu ersetzen; hätte Chateaubriand nicht auch große und neue Ideen mitgebracht, wie wäre ihm eine solche Herrschaft über die Geister, wie er sie ausgeübt, zugefallen? Was Lady Blennerhassett über ihn gesagt, läßt mich glauben, daß sie ihn in seinem Wesen erkannt hat; sie wäre, ich möchte sagen, der

Digitized by Google

Mann, um den großen Franzosen uns Deutschen zu schildern, und ich verzweifle nicht daran, sie einst an der Lösung dieser Aufgabe zu finden.

Es ist bemerkt worden, daß Lady Blennerhassett ihr Thema vorwaltend von der politischen Seite anfassen wollte. Daraus erklärt sich, wenn eine andere Seite zurücktritt, welche in der monographischen Behandlung eines großen Schriftstellers wohl ihr Recht hat. Ich meine das philologische Element. Wer diesen Gesichtspunkt betont, würde eine eingehende Untersuchung über den Stil der Frau von Staël und die entschiedenen Phasen der Entwickelung desselben, über die Verschiedenheit dieses Stiles in „Delphine" und „Corinne" u. s. w. erwartet haben. Aber das ist eine Lücke, welche unsere Philologen schon ausfüllen werden. Was wenig Andere zu leisten im Stande waren, das hat die Verfasserin in glänzender Weise geboten. Sie hat Geist und Gemüth ihrer Heldin in wunderbarer Weise durchdrungen und dem Beschauer dargelegt; sie hat mehr gethan, sie hat alles Edle und Anmuthige im französischen Nationalcharakter mit liebevoller Sorge aufgewiesen, ohne sich über den Charakter der Revolution und das, was Europa noch von Frankreich zu erwarten hat, irgendwie zu täuschen. „Die Revolution," erklärt sie (Bd. III, S. 498), „stützte sich nicht auf den festen Grund der nationalen Tradition, sondern auf den schwankenden Boden einer verführerischen Theorie, der Volkssouveränetät nach der Auslegung des Socialkontraktes. Sie begründete nicht die Freiheit, sondern den Despotismus im Namen der Gleichheit, und der Wahlspruch der Revolution war ein Widerspruch, an dessen Lösung sie scheitern mußte." Mit dem, was die Verfasserin dann weiter (S. 499) über die Zerstörung des französischen Staatswesens in den großen inneren Kämpfen des siebzehnten Jahrhunderts sagt, über das, was den Franzosen gleichsam das Rückgrat gebrochen hat, liefert sie den Beweis, daß sie wie wenige in das Verständniß der politischen sowohl als der kirchlichen Geschichte der letzten Jahrhunderte eingedrungen ist, und wie sie, eine Frau, den edlen

Digitized by Google

Muth hat, auszusprechen, wovor Männer heutzutage zurückscheuen.

Lady Blennerhassett schließt ihr Buch mit der Bemerkung, Frau von Staël selbst sei weit davon entfernt gewesen, die Aufgabe ihres Lebens in ihrer geistigen Ueberlegenheit zu suchen. „Sie war vielmehr der sehr bestimmten Ansicht, daß in dieser Beziehung der Unterschied zwischen den Menschen verhältnißmäßig wenig bedeute und durch andere Vorzüge ausgeglichen werde. Daran aber hielt sie fest, daß sie der Welt eine Botschaft der Freiheit zu bringen habe, daß Niemand arm genug sei, als daß man ihm nicht die volle Wahrheit, Niemand verlassen genug, als daß man ihm nicht die volle Liebe schulde." Mit anderen Worten: nicht die geistige Begabung allein, sondern vor Allem die sittliche That, der unentwegte Kampf gegen die Bedrückung und die Lüge, und daneben die nie versagende Güte, das hingebende Erbarmen für Freund wie Feind, das hat diese Frau groß in den Augen der Zeitgenossen und der Nachwelt gemacht. Lady Blennerhassett hat das erfaßt und dargestellt in einer Weise, die wir selbst als eine sittliche That preisen müssen. Das ist meines Erachtens der größte Vorzug dieser merkwürdigen Publication, von der einer der ersten Kritiker Europa's (J. Bernays) mir gegenüber einmal äußerte: „sie sei als litterarisches Denkmal höchst beachtenswerth, als Werk einer Frau erstaunlich." Ich denke mir, jeder Leser wird von dem Geiste, welcher das Werk durchdringt, ähnlich urtheilen: er wird aber auch, von der nie ermüdenden Darstellung, dem stets sprudelnden, lebhaften Esprit der Verfasserin bald gefangen genommen, von ihr sagen, was die Gräfin Tessé in Bezug auf Frau von Staël einst geäußert hat: „wäre ich Königin, ich würde ihr befehlen, den ganzen Tag mit mir zu sprechen."

Digitized by Google

Digitized by Google

V.

Aus Chantilly.[1])

(1897.)

[1]) Abgedr. aus ‚N. Fr. Pr.‘ 1897, Nr. 11748.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die neueste Verbindung, in welche die hohen Häuser Habsburg und Orléans getreten sind, hat den Wienern in den hochzeitlichen Tagen eine Reihe interessanter Persönlichkeiten aus dem französischen High-life zugeführt. Leider fehlte darunter gerade diejenige, welche in den royalistischen Kreisen Frankreichs die anziehendste und unzweifelhaft bedeutendste war, der Herzog von Aumale. Nun die Nachricht vom Hinscheiden des Herzogs eintrifft, werden die freundlichen Leser um so nachsichtiger einige Mittheilungen entgegennehmen, welche an die neueste, den Wohnsitz und die Schätze des Herzogs in Chantilly betreffende Publication anknüpfen.[1])

Diese Publication, aus der Initiative des Herzogs hervorgegangen, behandelt die Gemäldegalerie des Schlosses. Sprechen wir zuerst von diesem.

Chantilly, 40 Kilometer nördlich von Paris, 8 Kilometer östlich von Senlis gelegen, bildete lange Zeit hindurch eine den Montmorency angehörende Domäne. Das Schloß, welches durch Anna von Montmorency's (1533) Aufenthalt zuerst berühmt wurde, ist durch die in der Bibliothèque Mazarin enthaltenen Zeichnungen Ducerceau's in seinem Bau bekannt. Außer dem Grand Château gab es hier ein Petit Château, auch die Capitainerie genannt, einen Pachthof mit Thurm, der im 13. und

[1]) La Peinture au Château de Chantilly. Par F. A. Gruyer, membre de l'Institut. Écoles étrangères. Ouvrage illustré de quarante héliogravures par Braun, Clément et Cie., Paris, Librairie Plon. 1896. 4.

Digitized by Google

14. Jahrhundert den Mönchen von S. Leu d'Esserent gehört hatte, der im Krieg der hundert Jahre zerstört wurde, und vielleicht nach einem Kriegsmanne der Zeit den Namen Bucan erhielt, endlich die Galerie des Cerfs. Von der inneren Einrichtung und Ausstattung dieser Gebäulichkeiten wissen wir nichts. Im Jahre 1632 fiel die Domäne an das Haus der Condé, eine Nebenlinie der Bourbon, welche von Louis I., Bruder Antoine's von Navarra und Oheim König Heinrich's IV., abstammte. Dieser Louis de Condé war der Erste, welcher den Titel Monsieur le Prince trug, unter dem auch sein berühmter Enkel, „le Grand Condé" (Louis II., der zugleich Enkel des Marschalls Heinrich von Montmorency war, bekannt wurde; er hieß auch Duc d'Enghien oder kurzweg M. le Duc. Neben Turenne der größte Feldherr des damaligen Frankreich, hat der Grand Condé seine große Rolle in den Ereignissen des dreißigjährigen Krieges, in den Kämpfen der Fronde und Petits Maîtres gespielt. Nach seinen letzten Triumphen in den Jahren 1674 und 1675 zog er sich nach Chantilly zurück, wo er, umgeben von Freunden, die letzten Jahre seines wechselvollen Daseins zubrachte und sich von Bossuet, der 1687 seine Oraison funèbre hielt, auf den Tod vorbereiten ließ. Aus seiner Ehe mit Clemence de Maille de Brézé, der Nichte Richelieu's, stammen die Prinzen von Condé, deren Letzter (geboren 1756) 1830 starb, nachdem dessen unglücklicher Sohn, der Herzog von Enghien, schon am 21. März 1804 in den Laufgräben von Vincennes sein Leben geendigt hatte. Das Erbe der Condé-Enghien fiel an die Familie Orléans, und zwar an den vierten Sohn Louis Philippe's, den Herzog von Aumale, dessen früh verstorbener Sohn (geboren 1845) wieder den Titel eines Prince de Condé erhielt. Die Confiscation der Orléans'schen Güter unter Napoleon III. beraubte den Duc d'Aumale auch dieser Domäne, in deren Besitz er indessen nach der Restitution der Siebziger-Jahre wieder trat.

Ein 1883 ausgeführtes Gemälde der Galerie in Chantilly zeigt, was der große Condé aus dem Besitzthum gemacht hatte;

Digitized by Google

noch eingehender sagt uns das die Beschreibung der 1688 dem Dauphin hier gegebenen Feste. („La Fête de Chantilly", Paris, 1888.) An die Stelle des mittelalterlichen Schlosses der Montmorency mit seinen Thürmen und Thürmchen war ein völliger Neubau gesetzt worden, den Mansard ganz im Geschmacke der Zeit geleitet hatte. Die alten feudalen Donjons hatten einer Art Königskaserne Platz gemacht, man kann sagen, einer Bastille, wie wir sie auf dem Gemälde de Cort's von 1781 abgebildet und in Dulaure's „Nouvelle Description des environs de Paris" (1786) beschrieben finden. Auch jetzt gab es noch ein großes und ein kleines Schloß, und neben dem letzteren lag der Teich der Sylvia, unter welchem Namen hier Marie-Félicie des Ursins, Herzogin von Montmorency, durch den Dichter Théophile besungen worden war (gestorben 1626). Auch ein ganzer Theil der Chantilly'schen Waldungen trägt den Namen der Sylvia, dieser unglücklichen Orsini, welche nach der Hinrichtung ihres Gemals Henry de Montmorency (1632) im Jahre 1657 den Schleier nahm und 1666 als Oberin der Visitandines starb. Berühmt war die Pelouse, die weite, herrliche Wiese von Chantilly, an deren Saum Aubert 1719 bis 1735 für Louis Henry de Bourbon, den Minister Ludwig's XV., die nicht minder berühmten Marställe baute; de Cort hat in einem anderen Bilde auch die Pelouse und die Grandes Ecuries gemalt. Zwischen 1769 und 1770 hatte Louis Joseph de Bourbon das sogenannte Château d'Enghien vor dem Parc de Silvie aufführen lassen. Ein großer Kanal, die kanalisirte Novette, durchzog den Vorderplan der Anlagen, zu denen noch die Orangerie, die Galerie des Cerfs (so genannt wegen der hier abgebildeten Hirsche, welche am Halse die Wappen der Montmorency und der mit jenen durch Heirath alliirten Geschlechter trugen) gehörten; diese Galerie verschwand 1786, und es trat eine offene Terrasse an ihre Stelle. Nicht weit von der Galerie des Cerfs lag die Salle de spectacle, wo einst mit unerhörtem Erfolge die Oper eines M. Le Clerc von der französischen Akademie gegeben wurde: „L'Oronthée", nach der dann

Digitized by Google

der Theatersaal selbst so genannt wurde. Heute kennt Niemand mehr den Dichter noch sein Werk. Es gab endlich hier noch ein Cabinet de Trictrac, von welchem aus man prächtige Aussichten genoß und in welchem 1789 die erwähnten Gemälde des Holländers de Cort (1742 bis 1810) aufbewahrt wurden.

Die Schreckenszeit verwandelte das Schloß der Condé zuerst in ein Gefängniß, um es dann, 1795, bis auf die Substructionen niederzulegen. Nachdem der Duc d'Aumale wieder in den Besitz der Domäne getreten war, hat er in den Jahren 1875 bis 1880 das jetzige Schloß neu bauen lassen, in welchem die von dem Großen Condé herrührende, die Geschichte seiner Waffenthaten erzählende Galerie des Batailles aufgenommen wurde. Hier wählte der Herzog seinen Lieblingswohnsitz, den er mit jeder Art von wissenschaftlichen und Kunstschätzen ausstattete. Hier vereinigte er die von der Revolution noch verschonten Archivalien der Condé, auf Grund deren er seine kostbare Geschichte des Großen Condé zu schreiben unternahm. Hier sammelte er eine Bibliothek, in welche ganze berühmte Privatsammlungen, wie die Armand Cigoyné's, wie die Stendish's übergingen. Eine so beträchtliche und reiche Büchersammlung hat in Frankreich seit den Tagen des Herzogs de la Vallière Niemand mehr zusammengebracht. Zu den werthvollsten Bestandtheilen dieser Bibliothek gehören, abgesehen von Curiositäten, wie den autographen Briefen des Cardinals Richelieu, die illuminirten Handschriften, unter denen die „Grandes Heures" des Herzogs von Berry, die Originalzeichnungen Moreau's des Jüngeren zu den „Chansons de la Borde" schon längst die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Kunsthistoriker auf sich zogen.[1]) Diesen Schätzen hat der Herzog in den letzten Jahren das köstlichste Werk des größten französischen Malers des fünfzehnten Jahrhunderts, Jean Foucquet's, hinzugefügt: es sind die bis dahin im Besitze des Herrn Louis Brentano zu Frankfurt am Main erhaltenen vierzig Blätter aus

[1]) Vergl. Delisle in der „Gazette des Beaux-Arts" IIe. pér., t. XXIX und XXX.

Digitized by Google

dem für Etienne Chevalier (wohl um 1458) illuminirten Gebetbuche, einer der herrlichsten Schöpfungen der gesammten Miniatur-Malerei, in welcher sich die Milde eines Memling mit der Erhabenheit eines Fra Angelico paart.

Eine zweite Abtheilung der Sammlungen bildet die Galerie, welcher der französische Kunstschriftsteller Georges Lafenêtre zuerst eine eingehendere Studie gewidmet hat[1]) und von der uns in dem heute vorliegenden Werke ein Theil in Photogravüren und Beschreibungen vorgeführt wird, und zwar die Abtheilung der nicht französischen Maler. Ein zweiter Band soll die Franzosen bringen, und unter diesen befindet sich mehr als Ein großer Name. Die nationale Kunst ist hier durch Poussin's „Massacre des Innocents", Mignard's Bildniß Molière's, Lancret's „Déjeûners", Gérard's Bonaparte, Ingres' Stratonice, Paul Delaroche's „Assassinat du Duc de Guise", E. Delacroix' Foscari und viele andere herrliche Meisterwerke vertreten.

Auf die Nichtfranzosen werden wir sofort etwas näher eingehen. Von anderen Kunstwerken, welche hier aufgehäuft sind, ist namentlich die Sammlung der Handzeichnungen zu nennen, welche unter den Privatsammlungen dieser Art wohl nur von der Albertina in Wien und der Collection Malcom überboten wird; weiter die herrliche Sammlung von Porträts au crayon aus dem sechzehnten Jahrhundert (unter ihnen das berühmte der Mère Angélique); eine Wachsbüste Heinrich's IV. nach der Natur, die Minerva von Besançon, die Glasgemälde mit der Geschichte der Psyche, deren Composition Raffael zugeschrieben wird; weiter die Glasgemälde von Ecouen, der Altar des Jean Goujon, die Singeries des Watteau, die für den Großen Condé ausgeführten Tapisserien u. s. f. Alle diese Herrlichkeiten sind in prächtigen Sälen aufgestellt, deren größter die schönsten Deckengemälde von der Hand Baudry's birgt; dazu kommen die Sculpturen der Chapu und Dubois, das wunderbare schmiedeeiserne Treppen-

[1]) Vergl. „Gazette des Beaux-Arts" a. a. O. t. XXII und XXIII. Auch L. Gonze in Chron. des Arts 1886, n. 32, und Kunstchron. XXII, 66.

Digitized by Google

geländer, eine der hervorragendsten Arbeiten der modernen Pariser Kunstindustrie — kurz ein Ensemble von Malereien, Sculpturen, Werken der monumentalen wie der Kleinkunst, deren Vereinigung allein schon ein Kunstwerk erster Ordnung darstellt und die ihren Urheber als den größten Mäcen der bildenden Künste im neunzehnten Jahrhundert erscheinen läßt.

All diese Schätze hat der hochsinnige Besitzer bekanntlich dem Institut de France zum Geschenke gemacht.

Einer der brutalsten Acte, mit welchem die gegenwärtige Republik in Frankreich sich befleckt hat, war die Verbannung des Herzogs von Aumale im Jahre 1885, mit welcher der General Boulanger die Wohlthaten seines ehemaligen Gönners belohnte. Nichts kennzeichnet die hohe Denkungsart und den Edelmuth des Herzogs mehr, als daß er sein Vaterland diese niedrige That nicht entgelten ließ. Im Gegentheil. Unmittelbar nach seiner abermaligen Exilirung ließ er, von Wood Norton aus, am 29. August 1885 dem Institut de France die Mittheilung zugehen, daß er durch Testament vom 3. Juni 1884 die ganze Domäne von Chantilly mit all den Waldungen, Gebäuden u. s. w. und alle in dem Schlosse bewahrten Kunstschätze und Bücher demselben zum Geschenke gemacht habe. Das Ganze soll durchaus in demselben Zustande, wie es der Erblasser hinterläßt, erhalten bleiben.

Diese königliche Schenkung umfaßt ein Besitzthum, welches man, abgesehen von den Kunstschätzen, auf 25 bis 30 Millionen geschätzt hat. Nach Begleichung der in dem Testament auferlegten Legate wird das Institut immerhin noch eine Rente von wenigstens 500,000 Francs aus demselben ziehen.

Es war ein schöner und uns Alle verpflichtender Gedanke, durch eine Publication wie die vorliegende dem großen Publicum einen Einblick in die Reichthümer zu gewähren, welche der Duc d'Aumale in verhältnißmäßig kurzer Zeit hier in Chantilly vereinigt hat. Sehen wir uns das Buch etwas näher an.

In der denkbar vornehmsten typographischen Ausstattung

Digitized by Google

bringt der Band die Beschreibung von 154 Gemälden, welche nach Schulen geordnet und innerhalb dieser Schulen chronologisch vorgeführt werden. Vierzig dieser Bilder — natürlich die interessantesten — sind in Heliogravüre wiedergegeben. Das berühmte photographische Institut von Ad. Braun in Dornach (jetzt Braun, Clément & Comp.) hat seit Jahren neben dem von ihm in der Reproduction von Oelgemälden hauptsächlich und in unübertroffener Weise cultivirten Kohlendruck sich auch mit größtem Erfolge der Photographie auf Metallplatten zugewendet. Die hier gebotenen Heliogravüren wird man immer zu den höchsten Leistungen der heute so sehr entwickelten Photographie zählen müssen. Scharf und zugleich außerordentlich zart, von ungemeiner Sauberkeit und Treue, sind sie im Stande, eine Anschauung der Originalien zu vermitteln, wie dies keinem andern Verfahren möglich ist. Ich stehe nicht an, in diesen vierzig Reproductionen den Hauptwerth des Werkes zu erblicken. Der Text ist von Herrn Gruyer geschrieben, welcher durch zahlreiche Arbeiten namentlich auf dem Gebiete der italienischen Kunstgeschichte bekannt ist. Herr Gruyer gibt vor jedem Bilde eine kurze Charakteristik des Künstlers, der dann die Beschreibung des Gemäldes folgt. Letztere ist jedenfalls das Beste an dem Text; in den kunsthistorischen Einleitungen und Charakteristiken vermißt man vielfach die methodische Schärfe und die Kritik, welche wir heute, namentlich in Deutschland, fordern. So ist, um gleich die erste Schilderung herauszunehmen, bei Giotto allerlei zu erinnern. Gruyer läßt ihn 1276 (?) bis 1336 leben, während die Geburt wohl 1267 anzusetzen ist (Milanesi gibt 1266 an), und der Tod Giotto's zwar am 8. Januar 1336, aber florentinischen Stils, das ist in der gewöhnlichen Rechnung 1337, erfolgte. Herr Gruyer wiederholt dann ohne einen Zweifel an ihrer Echtheit die bekannte Erzählung Vasari's von der Entdeckung des Knaben Giotto durch Cimabue. Er läßt, ohne zu verrathen, daß er von den gegen diese Angaben geltend gemachten Bedenken etwas weiß, Giotto seit 1296 „das Werk seines Meisters" (Cimabue) in der

Digitized by Google

Oberkirche zu Assisi fortführen. Im Verlaufe des weiteren Textes wird uns das alte Märchen von dem bis auf Giotto's Zeit ganz Italien beherrschenden Byzantinismus aufgetischt. Weiters läßt Herr Gruyer Giotto schon 1301 im Palazzo del Podestà in Florenz die Bildnisse Dante's, Donati's und Brunetto Latini's malen, ohne sich darum zu kümmern, daß die neueste Kritik diese Fresken in die letzten Jahre Giotto's, um 1334 bis 1337, setzt. Er erfreut dann die Dante-Forscher mit der Wiederholung der Fabel, Giotto sei 1306 in Padua mit Dante gewesen (was ja möglich, sogar wahrscheinlich ist) und habe ihn dann nach Verona, Ferrara und Ravenna begleitet. Giotto als Künstler wird nur mit den Worten charakterisirt, er habe die Renaissance eröffnet, unter seiner Hand seien die Contouren weicher, die Formen lebendiger, die Gesichter milder geworden. Daß das Charakteristische der Kunst Giotto's in der Einführung des dramatischen Elements in der Malerei liegt, dem gegenüber alles Andere nur Nebensache ist, das erfährt der Leser in keiner Weise. Ich will diese Kritik nicht auf die Schilderung der übrigen hier vorgeführten Meister ausdehnen, hebe dagegen gerne hervor, daß der Verfasser in der Beschreibung der einzelnen Bilder ein hervorragendes Maß künstlerischen Verständnisses, feinen Gefühls und guten Urtheils verräth, so daß man seinem Text stets mit Genuß zu folgen weiß.

Zu den kostbarsten Schätzen dieses nichtfranzösischen Theiles der Sammlung zählen folgende Bilder. Den Reigen der Italiener eröffnet der 1841 von Reiset aus einer Privatsammlung angekaufte, 1879 aus der Collection Reiset vom Herzog erworbene „Tod der heiligen Maria" von Giotto. Crowe und Cavalcaselle erwähnen das Bild nicht; Gruyer hält mit Reiset die Autorschaft Giotto's für gesichert. Ich kann dieser Annahme nicht beistimmen, bin vielmehr der Meinung, daß man es hier mit einem allerdings sehr schönen und werthvollen Taddeo Gaddi zu thun hat. Ein sehr köstliches Werk ist dann Lorenzo di Niccolo's (1400 bis 1440) „Krönung der heiligen Jungfrau", ebenfalls aus Reiset's Besitz erworben. Fra Angelico ist mit zwei Pan-

Digitized by Google

neaux (Evangeliſten) von dem Hochaltar von Fra Domenico in Fieſole vertreten, deſſen Hauptſtück noch an Ort und Stelle iſt, während die National Galery in London die Predella beſitzt. Pietro di Sano's „Myſtiſche Hochzeit des heiligen Franciscus mit der Armuth, Keuſchheit und dem Gehorſam", ebenfalls aus der Sammlung Reiſet, möchte ich zu den lieblichſten Werken dieſes Sieneſer Meiſters rechnen. Die „Jungfrau zwiſchen Petrus und Antonius", ein ſehr kleines Bild, iſt zwar keines der erfreulichſten, aber ein charakteriſtiſches Stück Filippo Lippi's. Weit intereſſanter iſt das Porträt der Simonetta Vespucci, welches den ganzen Zauber dieſer vielberufenen Zauberin wiedergibt, die Polizian beſang und die dem Tode lächelnd entgegenſah. Das merkwürdige Bild iſt früher gewöhnlich Botticelli zugeſchrieben worden; iſt es wirklich von Antonio Pollajuoli, ſo hat dieſer ſonſt ſo wenig angenehme Realiſt die Härten und Roheiten ſeines Pinſels zu Gunſten dieſes verführeriſchen Weibes der Stadt Florenz völlig abgeſchliffen. Die Simonetta des Palazzo Pitti hat mit dieſem Bildniſſe, welches mit dem Namen der dargeſtellten Schönheit bezeichnet iſt, nichts zu thun und muß fürderhin umgetauft werden. Perugino's „Vierge glorieuse zwiſchen Hieronymus und Petrus" iſt ein Jugendwerk des großen Meiſters, für die Kirche S. Girolamo in Lucca gemalt und aus der Collection Northwick in die von Chantilly gelangt. Es verräth noch ganz die erſte Manier Vanucci's, der Kopf der Madonna träumeriſch und lieblich, das nackte Kind von großer Ruhe und Hoheit. Die Perſonification des Herbſtes iſt eine unzweifelhafte Arbeit Botticelli's, nicht Mantegna's, dem das Werk noch in der Lemonnier'ſchen Vaſari-Ausgabe zugeeignet war. „Die Verkündigung" des Francesco Francia wird in die beſte Zeit dieſes Meiſters, um 1500 bis 1510, geſetzt und von Waagen und Cavalcaſelle zu ſeinen bemerkenswertheſten Schöpfungen gezählt. Auch dies Bild ging aus der Collection Northwicks in diejenige Reiſet's über. Der Madonna gegenüber ſteht ein Carmelitermönch mit dem Kreuz, der einen mit dem Mädchenkopf gezierten

Digitized by Google

Drachen unter die Füße tritt. Im Hintergrunde bewegen sich noch etliche Mönche desselben Ordens. Das hat Herrn Gruyer nicht abgehalten, den Carmeliter im Vordergrunde als einen Albert den Großen zu erklären; so viel sollte man doch wissen, daß Albertus Magnus kein Carmeliter, sondern ein Dominicaner war.

Zu den kostbarsten neuen Erwerbungen des Duc d'Aumale zählt Filippino Lippi's „Esther und Assuer", ursprünglich Decoration einer Cassone, einer Hochzeitstruhe, welche die Torrigiani in Florenz besaßen oder noch besitzen. Dies Gemälde ging 1877 durch Kauf von den Torrigiani an Herrn Leclanché über, der es 1892 an Chantilly abtrat. Es ist eine der reichsten und köstlichsten Compositionen dieses Meisters, nahe verwandt dem herrlichen Bilde in der Badia, der „Erscheinung der Jungfrau vor dem heiligen Bernhard", die Filippino 1480 schuf und gleich diesem noch eines der Jugendwerke, in denen sich der Einfluß und die Typen Botticelli's erkennen lassen.

Ein anderer, nicht minder beliebter Künstler, Bernardino Luini, ist mit nicht weniger als sechs Gemälden hier vertreten, von denen ein reizender Jesusknabe reproducirt ist. Wir treffen dann Bilder von Fra Bartolommeo, Tizian, Giorgione (Schule), Palma Vecchio (Madonna mit Kind zwischen dem heiligen Petrus, Hieronymus und einem Donator). Vor Allem aber ist die Hochrenaissance glanzvoll durch zwei herrliche Raffaels vertreten: die „Drei Grazien", die einst aus der Galerie Borgheſe nach England kamen und nach mancherlei Schicksalen aus der Sammlung Dudley's um den Preis von 625,000 Francs an den Herzog von Aumale gelangten, und die „Vierge de la Maison de Orléans", welche schon im achtzehnten Jahrhundert sich im französischen Besitze befand, eine zeitlang der Galerie des Palais Royal gehörte, dann durch verschiedene Hände ging und endlich (1869) aus der Hinterlassenschaft Aguado's um 150,000 Francs von Aumale angekauft wurde, ein Bild, das heute mit einer Million bezahlt würde. Die „Drei Grazien", durch den schönen Stich

Digitized by Google

Forster's bekannt, sind hinsichtlich ihrer Echtheit bezweifelt worden. Ich glaube mit Unrecht. Nur ein Raffael konnte mit so einfachen Mitteln ein so köstliches Werk schaffen. Eine andere Frage ist, ob wir hier in der That die drei Grazien des Alterthums dargestellt zu sehen haben, wie Raffael sie einst in der Sieneſischen Gruppe bewundert und vielleicht auch gezeichnet hatte. Der Herzog hat, vor dem Bilde mit mir stehend, seinerzeit die auch von Gruyer wiedergegebene Ansicht ausgesprochen, daß hier vielmehr, unter dem „Couvert" der drei Grazien, die drei Lebensalter der Frau dargestellt seien, in denen sie durch ihren Liebreiz die Herrschaft über die Welt übt. Ich theile diese Meinung, und ich habe sie seither durch einige Pendants in der Kunst der Renaissance bestätigt gesehen.

Unter den Repräsentanten der nachraffaelischen Zeit begegnen uns hier die Namen Andrea del Sarto, Giulio Romano, Perin del Vagao, Bronzino, Primaticcio (mit seinem vorzüglichen Porträt des Cardinals de Chatillon), Daniel v. Volterra, Moroni, Paolo Veroneſe, Barroccio, Pulzone, die drei Carracci (von Annibale eine prächtige schlafende Venus), Guido Reni, Albani, Guercino, Sassoferrato, Gasp. Pouſſin, Salvator Roſa, Cignani u. ſ. f.

Die Spanier des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts sind namentlich durch einige schöne Porträts (wie das der Elisabeth de France) und durch einen Murillo vertreten.

Gehen wir zu den Deutschen und Niederländern über, so finden wir hier eine Pergament-Miniatur beschrieben, die, streng genommen, nicht in die Gemäldegalerie, sondern in die Bibliothek gehört, und in welcher Kaiser Otto II. dargestellt ist (zehntes Jahrhundert). Die Beschreibung dieser Miniatur steht nicht auf der Höhe der heutigen Kritik. Aus den Niederländern hebe ich den mehr als zweifelhaften, aber sehr schönen Jan van Eyck heraus (männliches und weibliches Bildniß), dann den herrlichen Rogier van der Weyden (Porträt des Grand Batard Antoine von Burgund, den zweiten unter den neunzehn Baſtardſöhnen Philipp's des Guten, gestorben 1504), Dietrich Bout's köstliche Uebertragung des Re-

Digitized by Google

liquienkastens der heiligen Perpetua in die Kirche zu Bouvignes (nach der Erstürmung von Dinant 1466), Memling's „Madonna mit dem Kinde, der Jungfrau von Orleans erscheinend", sowie dessen Kreuzigungsbild; ein anonymes Bild aus der vlämischen Schule (zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts) mit dem Brustbilde des Cardinals de Bourbon (gestorben 1497). Von deutschen Werken des sechzehnten Jahrhunderts finden wir Hans Holbein den Jüngeren (? Porträt Johann Bugenhagen's), Bartel de Bruyn (Porträt der Katharina Bora), Heinrich Aldegrever. Aus dem Ende des sechzehnten und dem siebzehnten Jahrhundert treten uns Pourbus, Jan van Mierevelt (Porträts der Elisabeth Stuart, des Hugo Grotius und Anderer), Pot (Porträt des Andreas Hooftman), Honthorst, Anton van Dyck (Porträts des Herzogs Gaston von Orléans, des Grafen H. van Berghe, der Prinzessin Marie von Barbançon, des Pfalzgrafen Wilhelm von Neuburg), Adrian van Ostade, David Teniers der Jüngere (Porträt des Grand Condé), Justus v. Egmont (zwei Porträts des Grand Condé und das von Blumen umrahmte allerliebste Bild der Herzogin von Aumont), Philipp Wouwerman, Peter van der Faes, Everdingen („Schneesturm"), Ruysdael (Düne von Scheveningen" und Landschaft), Van de Velde der Jüngere, Hondekoeter, Netscher (Porträt der Herzogin Henriette d'Angleterre u. s. f.) entgegen. Von neueren Niederländern bemerken wir de Cort (mit seinen Ansichten von Chantilly 1781), Leys († 1869, Intérieur). Die Engländer stellen zwei prächtige Porträts (des Duc de Chartres und der Marie Walpole, Gräfin von Waldegrave mit ihrem Töchterchen) von Sir Josuah Reynolds, weiter ein Bildniß Kaiser Franz' I. von Oesterreich von Sir Thomas Lawrence und den Pont de Sèvres von Samuel William Reynolds.

Ich bin am Ende meiner Uebersicht angekommen. Es war mir ein Genuß, diese Bilder in Revue passiren zu lassen, welche ich vor elf Jahren so glücklich war, in Gegenwart des hohen Besitzers selbst zu bewundern. Es war im Frühling 1886, wo ich mit mehreren anderen Freunden der schönen Künste —

Digitized by Google

darunter der Baron Rothschild und Herr Ephrussi — und verschiedenen Akademikern, unter ihnen der geistvolle und liebenswürdige Gaston Boissier, vom Herzog von Aumale eingeladen war, einen Tag in Chantilly zu verbringen. Der Herr des Schlosses machte uns selbst die Honneurs seiner Sammlungen: er erzählte uns die Geschichte jedes Bildes, commentirte die interessantesten Nummern und offenbarte eine unvergleichliche Kenntniß so der Geschichte wie der Kunstwissenschaft. Eine so wunderbare Sammlung konnte keinen geistvolleren Interpreten haben. Mehr als Ein Bild bot Anlaß zu Bemerkungen, aus denen die geistige Unabhängigkeit dieses Fürsten, die ganze Feinheit des französischen Esprits hervorleuchteten. Vor dem berühmten Porträt Bonaparte's von Gérard sagte der Herzog zu mir: „das ist von allen meinen Bildern mir das liebste oder eines der liebsten." Vor dem Bildnisse eines Staatsmannes aus der Zeit der Liga äußerte er: „c'était un homme de la modération, aussi il est mort en bastille." Ein ganzes Stück Selbstgeschichte sprach aus diesen Worten.

Der Duc d'Aumale war in seiner Erscheinung und seinen Zügen der echteste bourbonische Typ. Er trug die Züge der alten, edlen, geistvollen Bourbonenköpfe des 16. und 17. Jahrhunderts. In Wuchs und Physiognomie hatte er zwar nichts von Heinrich IV.; in Temperament und Charakter, in seiner Begabung und seiner Auffassung des Lebens glich er seinem großen Ahn auf das auffallendste. Wäre er König geworden, so hätte Frankreich einen zweiten Henry IV. erlebt. Ob die Krone Frankreichs je wieder den Orléans zufallen wird — wer kann das sagen! Aber wenn das Haus Bourbon-Orléans von dem politischen Theatrum Europaeum verschwinden sollte, so hätte es mit dem Schloßherrn von Chantilly den glänzendsten Abschied genommen. Er ist nicht der Herr und Gebieter seines Vaterlandes gewesen, aber er war sicher der vornehmste, selbstloseste und verständigste Freund, dessen das Frankreich des fin de siècle sich rühmen durfte.

Digitized by Google

Digitized by Google

VI.

Ferdinand Gregorovius.[1])

(1897.)

[1]) Abgedr. ‚D. R.‘ 1897, XCIII, 145—149.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ferdinand Gregorovius war Vielen bekannt, Wenigen vertraut. Seine verschlossene Natur und sein trotz zahlreicher gesellschaftlicher Beziehung im Grunde einsames Leben erschwerten die Beurtheilung seines Wesens und bargen selbst den nächsten Bekannten den Einblick in seine persönlichen Verhältnisse. Die von Althaus veröffentlichten „Römischen Tagebücher" haben vielfach enttäuscht. Das Beste aus denselben war eben längst in den „Wanderjahren" veröffentlicht, und was uns jetzt gereicht wurde, waren im Grunde nur kurze, flüchtige Aufzeichnungen, meist weit entfernt von dem künstlerischen Reiz, durch welchen Gregorovius' Schriften bestechen. Bedeutsamer war die Veröffentlichung der Correspondenz mit von Thile. Tritt hier die Beschäftigung mit der Tagespolitik in den Vordergrund, so zeigt uns ein anderer Briefwechsel den Verfasser der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" mehr von der menschlichen Seite; man kann diesen Beitrag zur Litteraturgeschichte der Gegenwart nur lebhaft begrüßen.

So wenig wie der Autor dieser Briefe ist die Adressatin derselben den Lesern der „Deutschen Rundschau" unbekannt. Ich habe vor Jahren, in dem Aufsatz über „Frauenarbeit in der Archäologie," von ihr erzählt[1]). Seither ist der Ruhm und das Ansehen der Gräfin Ersilia Caëtani-Lovatelli in Deutschland rasch gestiegen. Zwei Sammlungen ihrer Schriften sind ins Deutsche übersetzt worden[2]); kleinere Aufsätze bringt von Zeit zu

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1890, Bd. LXII, S. 338 ff.

[2]) Neuestens erschien: Gräfin Ersilia Caëtani-Lovatelli. Antike Denkmäler und Gebräuche. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen

Digitized by Google

Digitized by Google

Ferdinand Gregorovius war Vielen bekannt, Wenigen vertraut. Seine verschlossene Natur und sein trotz zahlreicher gesellschaftlicher Beziehung im Grunde einsames Leben erschwerten die Beurtheilung seines Wesens und bargen selbst den nächsten Bekannten den Einblick in seine persönlichen Verhältnisse. Die von Althaus veröffentlichten „Römischen Tagebücher" haben vielfach enttäuscht. Das Beste aus denselben war eben längst in den „Wanderjahren" veröffentlicht, und was uns jetzt gereicht wurde, waren im Grunde nur kurze, flüchtige Aufzeichnungen, meist weit entfernt von dem künstlerischen Reiz, durch welchen Gregorovius' Schriften bestechen. Bedeutsamer war die Veröffentlichung der Correspondenz mit von Thile. Tritt hier die Beschäftigung mit der Tagespolitik in den Vordergrund, so zeigt uns ein anderer Briefwechsel den Verfasser der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" mehr von der menschlichen Seite; man kann diesen Beitrag zur Litteraturgeschichte der Gegenwart nur lebhaft begrüßen.

So wenig wie der Autor dieser Briefe ist die Adressatin derselben den Lesern der „Deutschen Rundschau" unbekannt. Ich habe vor Jahren, in dem Aufsatz über „Frauenarbeit in der Archäologie," von ihr erzählt[1]). Seither ist der Ruhm und das Ansehen der Gräfin Ersilia Caëtani-Lovatelli in Deutschland rasch gestiegen. Zwei Sammlungen ihrer Schriften sind ins Deutsche übersetzt worden[2]); kleinere Aufsätze bringt von Zeit zu

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1890, Bd. LXII, S. 338 ff.

[2]) Neuestens erschien: Gräfin Ersilia Caëtani-Lovatelli. Antike Denkmäler und Gebräuche. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen

Digitized by Google

Zeit in deutscher Uebertragung die Beilage der „Allgemeinen Zeitung"; die philosophische Facultät von Halle hat bei Gelegenheit des Universitätsjubiläums ihr das Diplom als Doctor honoris causa zugesandt, das nun, ehrenvoll umrahmt, in der köstlichen Bücherei prangt, wo Donna Ersilia ihre Freunde zu empfangen pflegt.

Die Correspondenz, welche hier gereicht wird,[1]) ist eine einseitige. Gregorovius scheint die an ihn gerichteten Briefe alle vernichtet zu haben, ein bedauernswerther Entschluß, der wohl nur auf eine krankhafte Stimmung zurückzuführen ist. Unsere edle Freundin, die Gräfin, hat die Gesetze der Gelehrten-Republik entschieden besser gewahrt, indem sie Gregorovius' Briefe nicht bloß aufbewahrte, sondern sie freigebig dem Herausgeber zur Verfügung stellte. Die Briefe waren mit wenigen Ausnahmen italienisch geschrieben; sie werden uns hier in deutscher Uebersetzung geboten. Hätten wir den Originaltext auch vorgezogen, so muß doch zugegeben werden, daß die Uebertragung durchaus im Interesse der deutschen Leserwelt lag. Sie ist zweifellos getreu und sicher geschmackvoll. Herr Sigmund Münz, der sich längst durch andere Schriften als einen enthusiastischen und verständnißvollen Freund Italiens, seiner Geschichte und Litteratur erwiesen, hat den Briefen außer erläuternden Noten eine warm und gut geschriebene Biographie Gregorovius' und eine Darlegung seiner eigenen Beziehungen zu diesem vorausgeschickt. Das Bild, welches er von dem Menschen und Schriftsteller Gregorovius

---

von Clara Schoener. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. R. Schoener. Leipzig, G. Freund. 1896. In diesem anmuthigen, von R. Schoener vortrefflich eingeleiteten Heftchen sind zehn Aufsätze der Gräfin Lovatelli dargeboten, unter welchen diejenigen über „Visionen und Erscheinungen", über „Das Zeitungswesen der Römer", über „Das Schaukelspiel bei den Griechen und Römern", über die „Adonisgärten", „Die Zauberpforte des Esquilin", den „Cultus des Wassers und seine abergläubischen Gebräuche" deutsche Leser hauptsächlich ansprechen dürften.

[1]) Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Gräfin Ersilia Caëtani-Lovatelli, von Sigmund Münz. Berlin 1896.

Digitized by Google

malt, ist gewiß treffend; es wird durch zahlreiche Züge bestätigt, welche den Briefen an Donna Ersilia zu entnehmen sind.

Was dieser Briefwechsel für Gregorovius war, sagt er selbst in dem nach dem Tode Marco Minghetti's an die Gräfin Lovatelli gerichteten Schreiben (S. 155): „Ihre Briefe sind jetzt, da ich ferne von Rom lebe, für mich die beste Fortsetzung meiner Beziehungen zu dem Genius der ewigen Stadt; sie rufen mir die schönsten Stunden der Vergangenheit ins Gedächtniß zurück. In der That, je breiter und tiefer der Graben wird, der mich alten Verbannten von dem neuesten Rom trennet, desto mehr schätze ich die Treue Ihres Wohlwollens gegen mich." Was der Geschichtsschreiber Roms an seiner erlauchten Correspondentin vor allem schätzt, nennt er Seite 135: Gelehrsamkeit, Geist und Grazie. Mit der Bewunderung Donna Ersilia's verband er die Verehrung für deren Vater, den im Jahre 1882 verstorbenen Herzog von Sermoneta. „Auch sein Name," heißt es Seite 117, „bleibt mit unzerstörbarer Schrift auf den Blättern der Geschichte Roms verzeichnet und im Andenken so Vieler eingeprägt, die ihn geliebt haben." Ihn, den blinden Herzog, nennt er „den Typus römischer Tüchtigkeit"; sich selbst (S. 118) einen modernen Janus mit dem Doppelgesichte: „ein Gesicht gegen Italien gekehrt, das andre gegen Deutschland." Man darf fast glauben, daß das erstere eigentlich sein Alltagsgesicht war Da ist kaum ein Brief, in welchem die Sehnsucht nach Italien nicht durchbricht: so sehr die Sonne Italiens, seit er Rom als Wohnung aufgegeben, in seiner Seele untergehen sollte, er spricht immer sein

„Sempre nel cor l'Italia";

es verzehrt ihn alle Zeit die ἐπιθυμία τῆς οἰκήσεως ἐν Ρώμῃ (das Verlangen, in Rom zu weilen, S. 81 f.); immer, meint er, müsse er mit Erasmus sagen: ut liceat oblivisci Romae, quaerendus est mihi fluvius aliquis Lethaeus (um Rom vergessen zu dürfen, müßte ich irgend einen Lethefluß aufsuchen, S. 91). Kein Wunder, daß ihm die Veränderung mißfällt, welche das alte, das mittelalterliche Rom, wie es Gregorovius

Digitized by Google

gekannt, geliebt, beschrieben hatte, unter den Händen seiner heutigen Verwaltung erlitten hat. An zahlreichen Stellen (z. B. S. 127, 144 f., 154) spricht er unverhohlen seinen Ingrimm über das geringe Maß von Pietät aus, welches seit 1870 bei den Neubauten in Rom waltete. Insbesondere beklagt er den Untergang der Villa Ludovisi, die einst unser aller Entzücken war, und die nun bis auf einige Büsche unter den Fenstern meines römischen Albergo verschwunden ist. Und ebenso empört ihn „die unselige Idee" (S. 127), das Denkmal Victor Emanuel's auf dem Capitol aufzustellen, wobei die ganze schöne Gruppe um Araceli zerstört werden mußte. In der That, es war in Rom Platz genug, um der Gegenwart volle Rechnung zu tragen, ohne daß man genöthigt war, an der Vergangenheit sich zu versündigen. Aber auch hier hat sich gezeigt, was Italiens aufrichtigste Freunde fast auf allen Gebieten des modernen Lebens mit Betrübniß wahrnehmen: wenn von zehn Lösungen eines Problems neun praktisch und empfehlenswerth sind, so wählt der heutige Italiener sicher die zehnte, die von dem gesunden Menschenverstand möglichst weit abliegt.

Gregorovius ist, nachdem er Rom verlassen, ziemlich viel gereist. Manche seiner Reiseeindrücke theilt er der Freundin mit, Er klagt über das „entsetzliche Klima Münchens" (S. 68), schildert das alte Schloß in Arbon am Bodensee, „dessen beide colossale Thürme er auf Drusus zurückführen möchte" (S. 138); in dem nahen Constanz sah er den „großen, noch unversehrten, düstern und unförmlichen Palast, wo das berühmte Concil tagte" (S. 138; hier wiederholt Gregorovius eine landläufige Fabel: der sogenannte Concilssaal in Constanz hat thatsächlich nur der einen Sitzung gedient, in welcher Oddone von Colonna zum Papst gewählt wurde; alle anderen Generalsitzungen fanden im Münster statt). In Florenz ist Gregorovius (1887) sehr befriedigt von der neuen Domfaçade, „einem Werk, schön und würdig der Stadt der Blumen" (S. 161). Man mag das Urtheil stehen lassen, aber gegen die Bezeichnung Ravenna's als

Digitized by Google

des „Pompei des römischen Byzantinismus“ (S. 167) muß man schon als gegen einen nicht zu rechtfertigenden Galimathias von Seiten der Kunstgeschichte Einsprache erheben, wie denn überhaupt eine strenge kunsthistorische Durchbildung Gregorovius' Stärke keineswegs gewesen ist. Mit Recht aber entzückten ihn, den Poeten unter den Historikern, die alten rheinischen Städte, besonders Trier, das er ein Rom in Miniatur nennt (S. 181).

Die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ konnte ohne einen gewissen staatsmännischen Blick nicht geschrieben werden. Gleichwohl war Gregorovius kein Staatsmann und am wenigsten ein praktischer. Wo er, namentlich in dem Tagebuch, über zeitgenössische politische Actionen und Ereignisse spricht, verräth er durchaus den vollkommenen Dilettanten, der den Geschäften stets fern gestanden und daher nur eine laienhafte Vorstellung von der Ausbildung politischer Situationen, von dem momentan Möglichen oder Unmöglichen hatte. In den Briefen an Donna Ersilia verhandelt er wenig über Politik. Interessant sind zwei Urtheile über Bismarck. Er spricht (S. 160) von der Demission Kendell's, „dem, wie es scheint, wenn nicht gerade das Loos Arnim's, so doch immerhin ein Biß von Seiten Bismarck's geworden. Dieser beißt, und wenn er also ein Hund ist, so wird er doch immer der ‚große Hund‘ sein,“ eine mißverstandene Beziehung auf den Cangrande. — Ein andermal heißt es in Bezug auf den großen Kanzler: „heute Morgens stieß ich auf einen schönen Ausspruch bei Tacitus (Annalen Buch II, Cap. 63), der von dem berühmten Marbodius sagte: consenuit multum imminuta claritate ob nimiam vivendi cupidinem (er alterte, und sein Glanz nahm sehr ab, weil er allzu gierig das Leben liebte). Das ist auch der Fall bei Bismarck, der nicht den Sinn der letzten Worte Hamlet's begreift: the rest is silence. Ich habe anderwärts gesagt: ‚Schweigen ist die große Kunst des Anstandes‘“ (S. 180).

Im Allgemeinen hört man sonst Gregorovius lieber litterarische als politische Urtheile aussprechen. In dieser Correspon-

Digitized by Google

denz sind indessen auch erstere nicht häufig. Oefter spricht er von Döllinger, in welchem er, „wenn auch nicht einen Begeisterten für ein hohes Ideal, so doch einen Mann kalten Verstandes" bewundert (S. 68). Ich fürchte, daß Döllinger's Eigenart und sein innerster Gedanke Gregorovius nie aufgeschlossen wurde. Einseitig und geradezu unsinnig ist auch das Urtheil über den Grafen Paolo Perez und die Rosminianer, wie es nun hier Seite 105 und öfter im „Tagebuch" entgegentritt. Paolo Perez, der frühzeitig mit Gregorovius befreundet war, eine feinsinnige religiöse Natur, ein vortrefflicher Kenner Dante's, war wie so viele Andere, ich darf wohl sagen: wie alle Edelsten der Nation, von dem Zauber der Persönlichkeit Antonio Rosmini's erfaßt worden und hatte durch seinen Eintritt in das Istituto della Carità für Rosmini und sein Werk, für den Bund der Religion und der Wissenschaft, des Katholicismus und der nationalen Freiheit Zeugniß abzulegen beschlossen. Er hat dem Orden bis an seinen Tod angehört, und sein Name wird stets mit Ehren neben so manchen andern glänzenden Namen genannt werden, welche Rosmini's Orden als die seinen zählte — neben den Paoli, den De Vit, Lockhart u. s. f., Männern, von denen ich den Lesern der „Deutschen Rundschau" längst versprochen habe, zu erzählen. Und wie spricht nun Gregorovius von diesen Dingen? Man lese Seite 165: „in Rom fiel Perez unseliger Weise in die Netze der Rosminianer, in deren Orden er sich einkleiden ließ, und als dessen Mitglied er in dem Ordenshause zu Stresa starb, bitter beweint von mir ob der Reinheit seiner Seele, ob seiner Bildung und seines feinen Geistes." Diese Worte beweisen, daß Gregorovius von dem Charakter und den Zielen des Istituto della Carità, von dem ganzen Werke Antonio Rosmini's keine Ahnung hatte, wie er denn überhaupt trotz seines langen Aufenthaltes in Rom oder vielleicht zum Theil in Folge desselben nur eine höchst unvollkommene Kenntniß der idealen Strömungen im heutigen Katholicismus besaß. Sein persönliches Verhältniß zum Christenthum war übrigens bekannt-

Digitized by Google

lich ein rein negatives. „Je älter ich werde, desto mehr nähere ich mich der Philosophie Schopenhauer's, den Sie, wie ich glaube, nicht lieben, aber vielleicht bewundern" (S. 137). Damit mochte er Recht haben, denn Donna Ersilia, welche Christin ist und als Katholikin lebt, ist weit entfernt, Pessimistin und Pantheistin zu sein. Hier und da brechen Gregorovius auch Ahnungen auf, die nicht im Einklang mit seinem pantheistischen Standpunkte stehen. „Ich glaube," sagte er ein Mal (S. 79), „daß das Christenthum eigentlich das Erzeugniß des verzweifelten Bedürfnisses ist, den engen Kreis der moralischen Freiheit zu erweitern und die Seele vor der Tyrannei der Naturgesetze zu erretten. Die aus Schuld, Ursachen und Wirkungen bestehende Kette bricht durch Eingreifen eines Deus ex machina, der sich Wunder nennt und ein Kind des Gebetes ist."

Daß Gregorovius auf den Vatican nicht gerade freundlich zu sprechen war, weiß man. Namentlich war dies der Fall, seit man in Rom die von dem römischen Municipio veranstaltete italienische Ausgabe seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" auf den Index gesetzt und ihm damit die Möglichkeit einer ferneren Benutzung der vaticanischen Archive genommen hatte. „Ich weiß nicht," schreibt er am 12. Dezember 1888, „ob ich Ihnen mitgetheilt habe, daß König Humbert den liebenswürdigen Gedanken hatte, mir die neue, unter seinen Auspicien in Turin veranstaltete Ausgabe der Divina Commedia zu schenken. Wenn demnach Ihr Mikado gegen mich, der ich über Rom klage, wohlwollend ist, so will mir anderseits der Taikun, wie es scheint, ein wenig die Beißzähne zeigen, vorausgesetzt, daß die Nachricht, die hier durch die Zeitungen geht, wahr ist — es heißt nämlich, Seine Heiligkeit habe einen Innsbrucker Jesuiten beauftragt, meine arme Geschichte Roms zu widerlegen. Ich glaube es wohl nicht, aber es gibt hier einige Leute, und unter ihnen sogar Döllinger, die daran glauben." Döllinger hatte hier ganz Recht, denn in der That hat seiner Zeit der Innsbrucker Jesuit P. Grisar den Auftrag erhalten, dem „kirchenfeindlichen" Grego-

Digitized by Google

rovius eine wohlgesinnte „Geschichte Roms im Mittelalter" als Gegengift entgegen zu stellen. Man darf, nach den Proben, welche Herr Grisar von den Aufgaben und Pflichten eines Kirchenhistorikers zum Besten gegeben hat, auf das Gelingen dieses Unternehmens recht gespannt sein.

Die Arbeit ist alle Zeit Gregorovius' Lebenselement gewesen. Sie hat ihn getröstet und erhoben als er noch jung, dürftig und unbekannt war. Sie war ihm eine Genossin geworden, die ihm das Gefühl seines Werthes gab, lange ehe äußere Anerkennung dies bestätigte. Sie hielt ihn aufrecht, als Alter und Leiden über ihn kamen. „Die Arbeit," schreibt er Donna Erfilia, „ist der höchste Trost für den Sterblichen, und so fahre ich rüstig fort" (S. 162). Als im Juni 1888 der Tod einem hohen Dulder Erlösung, uns allen tiefste Trauer gebracht hatte, schrieb er: „der Tod des Kaiser Friedrich wird überall als ein sehr unheilvolles Ereigniß empfunden. Ich beweine ihn bitter; Deutschland hat in ihm den besten Fürsten verloren. Er würde der neue Titus unserer Zeit geworden sein. . . . . Was bedeutet das Leben? ‚Die Götter tödten uns zum Spaß,' sagt eine Person im ‚König Lear', Gloster, wenn ich nicht irre. Das sind Argumente, die der Doctrin der Pessimisten Recht geben. Indessen muß man arbeiten. Das ist auch das einzige Mittel, um sich die Dämonen der Verzweiflung vom Leibe zu halten" (S. 171).

Aus diesen Worten spricht die Stimmung eines dahinsterbenden Lebens. Gregorovius war nie eine heitere Natur, aber er hatte frohere Tage gekannt. Wie viel Sonnenschein und Hoffnung lag noch auf seinem Dasein damals, als er vor dreißig Jahren jenes edle Wesen liebte, das wir 1877 in Puzzuoli zu Grabe trugen! Und wie frisch und vertrauensvoll schrieb er noch in den siebziger Jahren an seinem Tisch im Atelier Lindemann-Frommel's; wie manch' köstliche Stunde haben wir da zu jener Zeit noch an dem Schmerzenslager der Herrin des Hauses zusammen verplaudert! Divus omnia Juppiter transtulit! Noch war ihm in seinem Alter das Haus unserer gemeinsamen Freun-

Digitized by Google

din, der Gräfin Lovatelli, geblieben. „Es genügt," schrieb er ihr nicht lange vor seinem Ende, „zu sagen, daß kein Tag vergeht, ohne daß ich mit meinen Gedanken nach Rom zurückkehre und in Ihr Haus eintrete, das durch so viele Monate ein wahres Palmyra, ja eine Insel der Seligen für mich war. Aber schließlich entfernt sich jedes Glück von uns Sterblichen, und sogar Atlantis verschwindet im Meer" (S. 176).

Was den Palazzo Lovatelli nicht bloß ihm, sondern so vielen von uns Deutschen heimisch und köstlich macht, hat Gregorovius in einem seiner frühesten Briefe an die Gräfin ausgesprochen: „nur der schöne Geist edler Frauen führt die Musen aus einem Lande in das andere und macht sie in der Fremde heimisch" (S. 63). Einst waren in dem goldenen Zeitalter der Renaissance die Höfe von Mantua, Ferrara, Urbino solche Mittelpunkte, wo das höchste Maß verfeinerter Geistesbildung und gesellschaftlicher Sitte sich unter den Augen hochbegabter Frauen herausbildete; man kennt das Bild, welches uns Castiglione in seinem „Cortegiano" von diesen Kreisen hinterlassen hat. Heute gibt es nur wenige solcher Stätten mehr jenseits der Alpen, wo zugleich den Musen und den Grazien geopfert wird; die vornehmsten von ihnen werden noch immer die Villa Antella und der Palazzo Lovatelli sein: dort, wo die Blüthe florentinischen Geistes sich um die ehrwürdige Wittwe Ubaldino Peruzzi's sammelt,[1]) hier, wo die Archäologen und Kunstforscher aller Nationen sich friedlich unter dem Scepter einer Herrin zusammenfinden, welche dem alten Ruhmeskranze der Caëtani ein neues und köstliches Lorbeerblatt einzuflechten verstand.

[1]) Inzwischen ist, im Sommer 1900, auch Donna Emilia Peruzzi aus diesem Leben abberufen worden; vergl Steinmann's Nekrolog derselben in der A. Z. Beil. Nr. 183 f.

Digitized by Google

Digitized by Google

VII.

Rosmini's Dantestudien.[1])

(1897.)

[1]) Abgedr. aus dem Sammelwerk: ‚Per Antonio Rosmini nel Primo Centenario della sua nascita, 24 Marzo' 1897.

Digitized by Google

Digitized by Google

‚Leggere Dante è un dovere, rileggerlo è bisogno, sentirlo è principio di grandezza.'

Niccolo Tommaséo hat in diesem bekannten Ausspruch die Liebe und das Verständniß Dante's sozusagen wie ein Unterpfand der Außerwählung hingestellt. Kännte man nichts als die intimen Beziehungen des berühmten Dalmatiners zu Antonio Rosmini, so müßte man schon ohne weiteres annehmen, daß auch unser Rovcretaner Philosoph nicht unberührt bleiben konnte von jener Begeisterung für die Dantestudien, welcher sein Freund so vielfach, vor Allem durch den geistvollen Commentar zur Divina Commedia Ausdruck gegeben hat.

Rosmini's Interesse an Dante tritt uns in der That schon sehr früh entgegen. Er hatte Tommaséo in Padua kennen gelernt, wohin er sich 1816 zum Besuch der Universität begeben hatte[1]). Bald darauf sehen wir ihn mit Hülfe dieses Freundes, der ihn dann in Rovereto besuchte, als erste Frucht seiner Dantestudien die Untersuchung „Sopra le idee politiche di Dante che possono illustrare la Divina Commedia" ausarbeiten, welche er dem Ateneo von Treviso vorlegen wollte, das ihn zum Mitglied gewählt hatte[2]). Dies Studium hing zusammen mit der Beschäftigung mit der schönen Litteratur, welcher sich Rosmini um jene Zeit (1822) ernstlich hingab und in welcher er eine Einleitung zu dem Studium der Philosophie erblickte[3]). Seine Absicht ging, wie

[1]) Paoli, Della Vita di Antonio Rosmini-Serbati. Torino 1880, Lett. 31.

[2]) Ibid., Lett. 56.

[3]) Vgl. darüber seine eigenen Aeußerungen in dem von Paoli, Lett. 56, abgedruckten Briefe Giovane Età, Sept. 23, 162.

Digitized by Google

Paolo Perez herausgestellt hat[1]), auf eine systematische Darstellung der Doctrin der Divina Commedia. Perez sagt darüber: „degli altri ragionamenti non potè trovarsi che qualche accenno in versi qua e là citati e in alcune noterelle, dalle quali si raccoglie che il primo dovea trattare dell' Architettura dell' Universo Dantesco, il terzo della moral Filosofia, il quarto della Teologia, il quinto dell' Artificio oratorio di Dante". Nur der zweite Abschnitt dieser Untersuchungen ist ausgeführt worden; doch hat Rosmini auch ihn nicht selbst veröffentlicht. Als im J. 1852 der Canonicus Gatti ihn betreffs einer Stelle bei Dante über die Auferstehung von Rath frug und sich bei diesem Anlaß Einsicht in diese Abhandlungen über Dante ausbat, antwortete ihm Rosmini: è vero quello ch' Ella dice, che io già feci il disegno d'esporre in alcuni ragionamenti la dottrina sparsa nella Divina Commedia dedicando un ragionamento a ciascuna scienza. Ma saranno passati 30 anni da quel tempo, in cui avea più agio di coltivare le amene lettere; e allora di que' ragionamenti non ne stesi che uno: la politica Dantesca. Dovrei rovistare quelle vecchie carte per rinvenirlo, del che la prego di dispensarmi, chè probabilmente nulla ci troverei che fosse degno del suo desiderio".

Trotz dieses überaus bescheidenen Urtheils Rosmini's über seine Jugendarbeit entschloß sich P. Perez doch, dieselbe abzudrucken; wir glauben, mit Recht, denn einmal verdient dieser Aufsatz, so unzulänglich er seinem Autor erschien, doch sein Plätzchen in der Dante-Litteratur; andererseits ist er immerhin ein interessantes Document für die Entwickelungs- und Geistesgeschichte unseres großen Philosophen. Wir kommen sofort auf denselben zurück.

Rosmini gibt in dem angezogenen Schreiben zu verstehen, daß er, absorbirt durch den Ernst der theologischen und philosophischen

[1]) Paolo Perez in der Note zu den „Accenni a studi su Dante" Pensiere e dottrine trascelti dalle Opere di Antonio Rosmini ordinati e annotati in servizio della Letteratura e delle Arti Belle. Intra 1873, p. 251.

Digitized by Google

Forschungen, schon bald nach dem Jahre 1822 der Beschäftigung mit der schönen Litteratur Lebewohl gesagt habe. Man würde indessen Unrecht thun, wollte man diese Andeutungen dahin verstehen, als habe er damit aufgehört, Dante zu lesen und mit dem großen Dichter geistig zusammenzuleben. Uns ist überhaupt kein Beispiel dafür bekannt, daß ein bedeutender Mann, von der Herrlichkeit der Göttlichen Komödie einmal berührt, den Umgang mit Dante wieder aufgegeben und auf diese nimmer versiegende Quelle des Genusses verzichtet hätte.

Daß Antonio Rosmini weit entfernt war, einen derartigen Verzicht zu leisten, geht aus dem Umstand hervor, daß er in seinen großen philosophischen und in andern Werken seines reifern Alters Dante häufig anführt, und zwar nicht bloß als ein äußeres Ornament seiner eigenen Darstellung, sondern in einer Weise, welche beweist, daß sich Rosmini fortwährend tief und eingehend mit dem Dichter beschäftigt hat und in ein überaus enges und das ganze geistige Leben umspannendes Verhältniß zu demselben getreten war. Zuweilen ist ja freilich auch das Wort des Dichters nur als äußerlicher Schmuck citirt, wie im Eingange der „Filosofia della Politica", wo unter den Ursachen, aus denen ein Staatsgebäude aus den Fugen geht, auch die innere Schwäche — difetto interiore — angeführt und dabei an Inferno 12, 6 („per sostegno manco") erinnert wird. Viel wichtiger sind die Allegationen, in denen unser Philosoph Dante in Zusammenhang mit seinen eigenen ideologischen und psychologischen Meinungen bringt. So sagt er Nuov. Sagg. n.° 470 (Ediz. 1876, II, 3): „L'idea dell'essere, la più pura di tutte, è altresì l'ultima e la più difficile ad osservarsi; e alcuni passi di Platone mi fanno pensare ch'egli la vedesse, ma l'adombrasse, siccome cosa difficile ai più, o la presentasse involta d'imagini e sfuggevolmente, dietro alla sentenza del poeta (Inf. 16, 124) che

„Sempre a quel ver ch'ha faccia di menzogna,
De' l'uom chiuder le labbra quant'ei puote;
Però che senza colpa fa vergogna".

Digitized by Google

Ein andersmal macht Rosmini eine Anmerkung über die Natur des Actes der Reflexion und findet sich hier wieder in Uebereinstimmung mit dem Dichter: Nuov. Sagg. n.° 897 (II, 409), vgl. n.° 1437 (III, 355): „gli antichi avevano conosciuto, sì bene che il riflettere non è atto del senso, ma dell'intendimento, che dal riflettere caratterizzavano talora la facoltà intellettiva; e così fa Dante in quel verso, dove, volendo nominare le tre potenze, di vivere, di sentire, d'intendere, dice (Purg. 25, 74 f.):

„ . . . . un'alma sola
Che vive, e sente, e sè in sè rigira".

Als einen vortrefflichen Dolmetscher der scholastischen Vorstellungen über die prime notizie sieht Rosmini offenbar den Dichter an, indem er (Purg. 18, 49—60) Virgil's Worte an Dante als Ausdruck derselben beibringt (Nuov. Sagg. n.° 1036, II, 520 f.).

Die Natur der reflectiven Thätigkeit beschäftigt Rosmini auch in den tiefsinnigen, von der Gegenwart entfernt nicht nach Gebühr gewürdigten Untersuchungen in der „Psicologia". Hier (n.° 1678, Ed. mil. 1887, II, 312) heißt es: „che anzi non solo la riflessione può rimanere impedita e soppressa dall'attualità sopragrande della vita diretta, ma ben anco per un solo atto di questa vita, il che espresse Dante in que'versi (Par. 18, 22—24):

„Come si vede qui alcuna volta
L'affetto nella vista, s'ello è tanto
Che da lui sia tutta l'anima tolta".

E il filosofo poeta osserva che non pure nell'atto stesso quando l'attività è assorbita in qualche suo termine cessa la possibilità della riflessione e della coscienza; ma anche, passato quell'assorbimento, non ne rimane memoria, perocchè la memoria attuale è un atto di riflessione, nè pure passato l'atto, vi può più essere, se non fosse oscura pei vestigî di quell'atto rimasti nell'anima abitualmente onde dice:

Digitized by Google

„Non perch'io pur del mio parlar diffidi,
Ma per la mente che non può reddire
Sovra sè tanto, s'altri non la guidi.
Tanto poss'io di quel punto ridire
Che, rimirando lei, lo mio affetto
Libero fu da ogni altro disire".

(Par. 18, 10-15).

An einer anderen Stelle (II, 359, n.° 1777) bezieht sich Rosmini auf das „Incognito indistinto" (Purg. 7, 81) mit der Ausführung: „il senso di quel complesso di piaceri sensuali che la stessa moda sempre variati presenta, complesso risultante da infiniti elementi sottilissimi, quasi essenze eteree, che formano, come direbbe Dante, un incognito indistinto; il qual senso dorme profondamente nella società rozza o troppo giovane ancora e severa". Auch in der „Teodicea" (Mil. 1845) geht Rosmini mehrmals auf Dante zurück, wo er die allgemein verbreitete und Inf. I, 39—40 aufgenommene Annahme bespricht, das die Erschaffung der Welt im Frühling vor sich gegangen sei (n.° 934, p. 568); und es ist endlich ein schöner Tribut, den unser Philosoph dem Dichter bringt, indem er die Theodicee (n.° 1001, p. 599) mit den Worten desselben (Par. II, 28—30) über die göttliche Vorsehung beschließt.

Noch häufiger als in den übrigen philosophischen Werken ist die Bezugnahme auf Dante in den Schriften zur Litteratur und Kunst, welche, wie bemerkt, Paolo Perez herausgegeben hat (Letteratura e Arti belle, Intra 1870). Wir finden da Dante nicht weniger als 145 mal citirt, abgesehen von dem Dante-Aufsatz, der uns sogleich noch zu beschäftigen hat. Auf diese zahlreichen Citate können wir hier nicht weiter eingehen; sie werden näher zu betrachten sein, wo wir, in unserem Dantewerk, von dem Verhältniß Dante's zur Kunst zu sprechen haben werden. Hier genüge es nur im Allgemeinen darauf hinzuweisen und an einzelnen Beispielen zu zeigen, wie Rosmini Dante stets geschickt und passend anzuführen weiß und wie seine Citate aus der Göttlichen Komödie bezeugen, daß unser Philosoph tief in den Geist des Poems ein-

Digitized by Google

gedrungen war, sodaß er in seinen zahlreichen Schriften dasselbe mit derselben Leichtigkeit und Meisterschaft citirt und verwendet, welche wir in Rosmini's Art die hl. Schrift anzuführen, bewundern.

Worauf es uns hier ankommt, ist etwas Anderes.

Sehen wir uns zunächst den Inhalt der „Accenni a studi su Dante" (a. a. O. II, 251—288) an.

Art. I handelt von den politischen Doctrinen Dante's. Da tritt uns sofort die treffende Beobachtung entgegen, wie die nationale Idee des modernen Italiens ihren ersten Keim in unserm Dichter und zwar speciell in dessen Buch von der „Monarchie" habe. Rosmini bedauert mit Recht, daß K. Ludw. Haller in seinem berühmten Werke, welches eben erschienen war (1820; stampato l'anno scorso, sagt Rosmini, womit das Datum seiner eigenen Abhandlung, 1821—22, gegeben ist), Dante's Buch nicht gekannt habe. Er spricht dann von der Idee des allgemeinen Friedens, welche dies Buch beherrsche, und kommt dann p. 257 und 266 zu einer Vergleichung der „Monarchie" mit der „Divina Commedia", bei welcher er, klarer und früher als irgend ein Anderer bis dahin gethan, herausstellt, wie die „Monarchia" im Grunde nichts anderes ist als eine prosaische Erläuterung der „Divina Commedia", und wie namentlich das Paradiso „la Metropoli della divina Monarchia" genannt zu werden verdient. Was viele Jahre später Fr. de Sanctis so schön und klar ausgeführt hat — den Zusammenhang der Entwickelung des politischen Gedankens in Italien mit Dante — das hat also Rosmini schon 1821, als vier und zwanzigjähriger Jüngling, erkannt und in seinem Aufsatze niedergelegt. Aber noch mehr.

Rosmini (p. 258) bezieht sich, wie später Witte und viele Andere, auf den vielbesprochenen Brief Dante's an Can Grande della Scala, zum Erweis der ethischen Absicht des Gedichtes, wie sie in jenem Briefe bekanntlich ausgesprochen ist. Er hat auch schon die volle Einsicht in die Thatsache, daß die beiden ersten Gesänge des Inferno den Schlüssel zur Erklärung der ganzen „Commedia" sind (pag. 257).

Digitized by Google

Wie wichtig diese doppelte Erkenntniß war, springt sofort in die Augen, wenn wir uns vergegenwärtigen, in welchem Stadium sich damals, als Rosmini jene Blätter niederschrieb, die Danteerklärung Italiens befand.

In der Interpretation der Dante'schen Allegorie war seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts in Italien eine tiefgreifende Veränderung eingetreten. Von den ältesten Commentatoren herab hatte bis dahin die ethisch-religiöse Auffassung von Zweck, Absicht und Form des Gedichtes obgewaltet. Der Brief an Can Grande mag echt oder (wie ich glaube), unecht sein; er wird immerhin als ein bedeutsames Zeugniß für die Alleinherrschaft der ethisch-religiösen Erklärung im 14. Jahrhundert dastehen. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts aber leitete (1758) Gasparo Gozzi's „Difesa di Danti" jene politisch-historische Interpretation ein, welche dann systematischer durch den Veroneser Canonicus Gian Iacopo Dionisi († 1809) ausgebildet wurde. Dionisi sah demnach in den drei Thieren des 1. Gesanges des Inferno nicht die Personificationen der drei Hauptlaster, noch in dem Streben des Dichters, aus dem wilden Wald und dem Gehege des Thiers zu entrinnen eine sittliche Erhebung; vielmehr ist ihm der Aufenthalt in der Selva oscura die Ertragung der schlechten Regierung von Florenz, die Tre Fiere sind Florenz, Frankreich und die Curie und die ganze „Commedia" wird so zur Darstellung der politischen Kämpfe ihres Urhebers.

In die von Dionisi eingeschlagene Bahn ist dann G. Marchetti eingetreten, dessen Schrift „Della prim e principalo Allegoria del poema di Dante" in Gamberini's und Parmeggiani's Ausgabe der Divina Commedia, Bologna 1819—1821 (I, 7—44) und bald darauf wieder in Padua 1822 erschienen war. Es ist kaum anzunehmen, daß Rosmini und Tommaséo den Bologneser Druck von 1819—21 nicht gekannt haben sollten. Marchetti hatte hier die Selva oscura als das unglückliche von Parteien zerrissene Italien, die Nacht, welche Dante in ihr zugebracht, als sein Exil (sic), die drei reißenden Thiere wieder als Florenz, Frankreich

Digitized by Google

gedrungen war, sodaß er in seinen zahlreichen Schriften dasselbe mit derselben Leichtigkeit und Meisterschaft citirt und verwendet, welche wir in Rosmini's Art die hl. Schrift anzuführen, bewundern.

Worauf es uns hier ankommt, ist etwas Anderes.

Sehen wir uns zunächst den Inhalt der „Accenni a studi su Dante" (a. a. O. II, 251—288) an.

Art. I handelt von den politischen Doctrinen Dante's. Da tritt uns sofort die treffende Beobachtung entgegen, wie die nationale Idee des modernen Italiens ihren ersten Keim in unserm Dichter und zwar speciell in dessen Buch von der „Monarchie" habe. Rosmini bedauert mit Recht, daß K. Ludw. Haller in seinem berühmten Werke, welches eben erschienen war (1820; stampato l'anno scorso, sagt Rosmini, womit das Datum seiner eigenen Abhandlung, 1821—22, gegeben ist), Dante's Buch nicht gekannt habe. Er spricht dann von der Idee des allgemeinen Friedens, welche dies Buch beherrsche, und kommt dann p. 257 und 266 zu einer Vergleichung der „Monarchie" mit der „Divina Commedia", bei welcher er, klarer und früher als irgend ein Anderer bis dahin gethan, herausstellt, wie die „Monarchia" im Grunde nichts anderes ist als eine prosaische Erläuterung der „Divina Commedia", und wie namentlich das Paradiso „la Metropoli della divina Monarchia" genannt zu werden verdient. Was viele Jahre später Fr. de Sanctis so schön und klar ausgeführt hat — den Zusammenhang der Entwickelung des politischen Gedankens in Italien mit Dante — das hat also Rosmini schon 1821, als vier und zwanzigjähriger Jüngling, erkannt und in seinem Aufsatze niedergelegt. Aber noch mehr.

Rosmini (p. 258) bezieht sich, wie später Witte und viele Andere, auf den vielbesprochenen Brief Dante's an Can Grande della Scala, zum Erweis der ethischen Absicht des Gedichtes, wie sie in jenem Briefe bekanntlich ausgesprochen ist. Er hat auch schon die volle Einsicht in die Thatsache, daß die beiden ersten Gesänge des Inferno den Schlüssel zur Erklärung der ganzen „Commedia" sind (pag. 257).

Digitized by Google

Wie wichtig diese doppelte Erkenntniß war, springt sofort in die Augen, wenn wir uns vergegenwärtigen, in welchem Stadium sich damals, als Rosmini jene Blätter niederschrieb, die Dante-erklärung Italiens befand.

In der Interpretation der Dante'schen Allegorie war seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts in Italien eine tiefgreifende Veränderung eingetreten. Von den ältesten Commentatoren herab hatte bis dahin die ethisch-religiöse Auffassung von Zweck, Absicht und Form des Gedichtes obgewaltet. Der Brief an Can Grande mag echt oder (wie ich glaube), unecht sein; er wird immerhin als ein bedeutsames Zeugniß für die Alleinherrschaft der ethisch-religiösen Erklärung im 14. Jahrhundert dastehen. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts aber leitete (1758) Gasparo Gozzi's „Difesa di Danti" jene politisch-historische Interpretation ein, welche dann systematischer durch den Veroneser Canonicus Gian Iacopo Dionisi († 1809) ausgebildet wurde. Dionisi sah demnach in den drei Thieren des 1. Gesanges des Inferno nicht die Personificationen der drei Hauptlaster, noch in dem Streben des Dichters, aus dem wilden Wald und dem Gehege des Thiers zu entrinnen eine sittliche Erhebung; vielmehr ist ihm der Aufenthalt in der Selva oscura die Ertragung der schlechten Regierung von Florenz, die Tre Fiere sind Florenz, Frankreich und die Curie und die ganze „Commedia" wird so zur Darstellung der politischen Kämpfe ihres Urhebers.

In die von Dionisi eingeschlagene Bahn ist dann G. Marchetti eingetreten, dessen Schrift „Della prim e principalo Allegoria del poema di Dante" in Gamberini's und Parmeggiani's Ausgabe der Divina Commedia, Bologna 1819—1821 (I, 7—44) und bald darauf wieder in Padua 1822 erschienen war. Es ist kaum anzunehmen, daß Rosmini und Tommaséo den Bologneser Druck von 1819—21 nicht gekannt haben sollten. Marchetti hatte hier die Selva oscura als das unglückliche von Parteien zerrissene Italien, die Nacht, welche Dante in ihr zugebracht, als sein Exil (sic), die drei reißenden Thiere wieder als Florenz, Frankreich

Digitized by Google

und Rom erklärt. Obgleich Parenti (1822) und bald darauf Karl Witte (1824) diesen Aufstellungen entgegentraten, haben dieselben doch in Italien bestimmenden Einfluß auf die Erklärungen der Commedia durch Costa (1821), Colelli (1822), Biagioli (1830 f.) geübt, bis dann Gabrieli Rosetti kam, um (seit 1826) die Führerschaft in der ganz subjektivistisch-politischen Ausdeutung der Dante'schen Allegorie zu übernehmen, welcher sich zum großen Theil auch Ugo Foscolo (seit 1825) anschloß.

Die Danteerklärung war damit auf eine falsche und verhängnißvolle Bahn getrieben; das Verdienst, die Unhaltbarkeit dieses Systems aufgewiesen und die ethisch-religiöse Interpretation der Allegorie wieder zu Ehren gebracht zu haben, reclamiren wir Deutsche zunächst für unsere drei großen Danteforscher Karl Witte, Ludwig Gottfried Blanc und Philalethes. Insbesondere war es die kleine aber höchst bedeutende Abhandlung Blancs über „Die beiden ersten Gesänge der Göttlichen Komödie" (Halle 1832), welche die ethisch-religiöse Erklärung wieder energisch vertrat und den Ansichten der Rossetti'schen Schule eine schneidende Kritik widmete. Dieser Auffassung haben sich seither in Deutschland alle namhaften Danteerklärer, auch vor Allem Wegele und Scartazzini, angeschlossen; in Frankreich wurde sie durch Ozanam, in Italien hauptsächlich durch Tommaséo und Giuliani wieder zu Ehren gebracht.

In diesem Entwicklungsgang der Danteforschung konnte die Rosmini'sche Abhandlung vom Jahre 1821—22 keine Rolle spielen, weil sie erst 1873 gedruckt wurde. Aber es ist doch höchst merkwürdig zu beobachten, wie in einer Zeit, wo die ethisch-religiöse Auffassung der „Commedia" in Italien fast allgemein verlassen war, der vierundzwanzigjährige Rosmini, unbeirrt durch die ihn umgebende Atmosphäre[1]), vermöge seines feinen und durch-

[1]) Und diese Atmosphäre war an sich den Dantestudien nicht günstig. Man weiß, daß Alfieri den Ausspruch gethan: zu Anfang dieses Jahrhunderts habe es vielleicht keine dreißig Personen in Italien gegeben, welche die „Commedia" wirklich gelesen hätten (Balbo, Vita die Dante, Libr. II, c. 17).

Digitized by Google

dringenden Geistes und der das ganze Leben und alle Schriften dieses großen Denkers beherrschenden leidenschaftslosen Ruhe das Richtige klar erkannt und ausgesprochen hat.

Die folgenden Paragraphen des Rosmini'schen Aufsatzes sind auch nur Entwürfe; aber auch sie enthalten kostbare Andeutungen. So erkennt Rosmini, wie schon bemerkt, klar Dante's Bedeutung für die Einigung Italiens durch seine politischen Ideen, durch das, was er für die Lingua comune gethan, durch die Begründung einer großen Kunst (p. 260). Er weiß dann (264) dessen Gefühl für die Natur und seine Fähigkeit der Naturbeobachtung in gebührendes Licht zu setzen. Zu den ideologischen Fragen übergehend, untersucht er das Verhältniß Dante's zu Thomas von Aquin und zu Aristoteles, seine Stellung zu der Frage nach dem Ursprung der Ideen (p. 263 f.), wo er dann findet, „che l'intelletto delle prime notizie Dante lo pone innato" und „che quell'intelletto delle notizie prime è nell'uomo, come è nell'ape lo studio di far lo mele". Dante schließt nach Rosmini's gewiß begründeter Ueberzeugung die Ansicht der Aristoteliker aus, welche den Ursprung aller Ideen ausschließlich in den Sinneswahrnehmungen und der Induction suchen. Rosmini ergeht sich ferner in Bemerkungen über den Gebrauch des Wortes „Verità", speciell der Evidenz, welche sich in ihrem „dolce aspetto" (Par. 3, 2—3) von selbst auferlegt; weiter handelt er von der Trinität, der „alta luce che da sè è vera" (Par. 33, 54), und spricht wiederum von der Reflexion, wo Purg. 25, 74 und 9, 19—20 nochmals erklärt werden. Ebenso wird, wo von der Extase und der völligen Eintauchung des menschlichen Geistes und Gemüthes in die Gottheit Rede ist (p. 274), Purg. 4, 1—12; 15, 115—117; 6, 1 f. und vor Allem Par. 1, 4—9 commentirt. Auch finden sich hier schon die oben aus der Psychologie angezogenen Ausführungen über die Reflexion, wobei Par. 18, 22—24 und 18, 7—15 nebst zahlreichen anderen Stellen erwogen werden.

Der theologische Theil der Abhandlung beschäftigt sich mit

Digitized by Google

den Spuren des aristotelischen Gottesbegriffs bei Dante, welchen Rosmini Par. I, 103 f. findet; weiter mit dem Dogma von der Auferstehung, welches Dante im 7. Gesang des Paradiso auseinandersetzt und wo Rosmini ausführt, daß Dante den Timaeus des Plato gekannt haben muß. Schließlich wird dann nachgewiesen (p. 285), daß Dante das Wort „deiforme" (Par. 2, 19—21) theologisch ganz correct gebraucht habe, wobei der Verfasser die Uebereinstimmung der Dante'schen Lehre mit der Auffassung der Caterina Fieschi-Adorni in ihrem „Trattato del Purgatorio" hervorhebt. Später hat dann Rosmini diese Gegenstände wieder in der „Antropologia sopranaturale" behandelt.

In allen diesen, wenn auch noch so aphoristischen Ausführungen, zeigt der jugendliche Rosmini ein ebenso klares und zu dem Kern der Dinge stets durchdringendes Urtheil, wie eine für sein Alter außerordentliche Belesenheit, und man kann sich daher dem Ausspruch seines Herausgebers, Paolo Perez, nur anschließen, welcher es höchlich bedauert, daß es Rosmini nicht gestattet war, der dritten Cantica des Gedichts und der gesammten Theologie Dante's eine ausführliche und systematische Darstellung zu widmen. Niemand wäre besser als er im Stande gewesen, eine Aufgabe zu lösen, welcher später ausgezeichnete Gelehrte wie Paganini und Hettinger näher getreten sind, ohne sie gleichviel nach ihrem ganzen Umfange zu bewältigen.

Nur ein Wort noch zu Rosmini's politischen Ideen.

In dem „Appendice sull'Unita d'Italia", welchen Rosmini seiner berühmten Schrift „La Costituzione secondo la Giustizia sociale" beigegeben, hat er bekanntlich eine der wundervollsten Seiten über den Vorzug der Monarchie vor der Republik geschrieben. Er schließt sich der Erklärung Gioberti's an, welcher kurz zuvor die constitutionelle Monarchie als „il solo ordine politico che possa spianare la via all'Indipendenza e Unità italiana" proclamirt hatte. Aber er erhebt sich dann über die bloße Opportunitätsfrage und stellt die Monarchie überhaupt, nicht bloß hic et nunc für Italien, über die Republik. Und

Digitized by Google

zwar vor Allem deshalb, weil die Monarchie die der Einheit, dem Frieden günstigste Regierungsform ist — „la forma di governo che meglio guarentisce l'ordine è la sola utile all'unità". Den Hauptgrund, weshalb diese Regierungsform besser als eine andere die Ruhe und Sicherheit verbürgt, sieht dann Rosmini darin, daß der erste Posten, der die Ambition Aller anziehen müßte, durch die erbliche Monarchie besetzt ist: „è già occupato il posto dell'ambizione; laddove nella repubblica tutti gli ambiziosi sono mantenuti in continuo orgasmo: ciascuno di essi diventa un centro d'agitazione per tutto il paese, il cui maggior bene, il cui supremo bisogno, per l'Italia specialmente, sarebbe pure la quiete: i partiti implacabilmente lottanti e con essi ogni maniera di corruzione è inevitabile."

Es ist unverkennbar, daß diese Ideen und diese ausgezeichnete Charakteristik der nothwendigen Uebel einer Republik, welche wie ein anticipirter Commentar zur Geschichte mehr als eines heutigen Freistaates erscheint, bereits in den 1821 niedergeschriebenen Aphorismen über Dante's politische Ideen hervortreten (p. 253, 259). Sehr klar hatte schon der junge Rosmini erkannt, wie Dante's ganzes politisches System beherrscht ist von der Idee des Friedens und wie er zuerst die gesammte Politik dieser Idee des Friedens unterordnet. „In questo modo" sagt Rosmini „egli (Dante) forse il primo di tutti immaginò un gran disegno di pace universale." Aus dieser Prämisse ergab sich für Dante der Vorzug des römischen Volkes und seines Kaisers, den er in dem römischen Kaiserthum deutscher Nation fortgesetzt sieht; losgeschält von dem Zufälligen und Vergänglichen, was dieser Idee anhaftete, ergab sich daraus die principielle Bevorzugung der Monarchie im Allgemeinen, insbesondere aber für Italien. Die nationale Idee Italiens und das monarchische Glaubensbekenntniß der Gegegenwart gehen auf diese Weise bis auf Dante zurück. Von ihm war sie auf Machiavelli übergegangen, welcher sie der Gegenwart vererbt hat: unter denen aber, welche ihre

Digitized by Google

Nothwendigkeit und die Modalitäten ihrer Verwirklichung am früheſten erkannt und am ernergiſchſten gefördert haben, wird Antonio Rosmini ſtets als der Erſten einer zu nennen ſein.

Die „Accenni a studi su Dante“ ſind nur ein Jugendwerk und nur eine äußerliche Zuſammenfügung von Bruchſtücken. Gleichwohl bleiben ſie ein merkwürdiges Document für die Frühreife ihres Autors und gleichwohl reichen ſie, wie wir glauben aufgewieſen zu haben, hin, um Rosmini einen ehrenvollen Platz in der Dantelitteratur des neunzehnten Jahrhunderts zu ſichern[1]).

---

[1]) Es dürfte den Leſer intereſſiren zu wiſſen, welche Dante-Ausgaben Rosmini beſeſſen hat. In ſeiner Bibliothek zu Rovereto befinden ſich alſo folgende Editionen:

Die Venezianer von 1497 mit dem Commentar des Criſtoforo Landini (ex libris Doctoris Ios. Tartaretti, 1773). — Die des Aleſſandro Bellutello, Venez. 1564. — Die Venez. 1739. — Die des Luigi Portirelli, Mil 1804. — Die des Bald. Lombardi, Pad. 1822. — Der Dante giusta la lez. del Cod. Bartoliniano, Udine, 1823. — Die Ausg. des Paolo Coſta, Mil. 1827. — Das Convito in der Ausg. Mil. 1826. — Außerdem beſaß Rosmini noch eine Ausgabe, welche D. Paoli mit einem Autograph des Philoſophen D. Manfroni geſchenkt hat.

Digitized by Google

VIII.

Cardinal Hohenlohe.[1])

(1897.)

[1]) Abgedr. aus Anton Bettelheims ‚Biogr. Jahrbuch und Deutscher Nekrolog', Berlin 1897, S. 449.

Digitized by Google

Digitized by Google

Am 30. October 1896 meldete der Telegraph das Ableben des Cardinals Hohenlohe: sein Name und seine Persönlichkeit rechtfertigen es, wenn wir ihm hier ein Blatt der Erinnerung widmen[1]). Der Prinz Gustav Adolf von Hohenlohe war am 26. Febr. 1823 zu Rothenburg an der Fulda (Hessen) als vierter Sohn des Fürsten Franz Joseph zu Hohenlohe-Schillingsfürst und der Fürstin Constanze geb. Hohenlohe-Langenburg geboren. Von seinen vier Brüdern ist der Prinz Ernst (geb. 1820) am 3. Mai 1845, der älteste, der Herzog von Ratibor, am 30. Jan. 1893, der jüngste, Prinz Constantin[2]), Oberhofmeister des Kaisers von Oesterreich, am 14. Febr. 1896 gestorben; der zweitgeborene ist der gegenwärtige Reichskanzler. Der künftige Cardinal erhielt seine Gymnasialbildung in Ansbach und Erfurt und studirte dann die Rechte in Bonn. Unter dem Einflusse des edlen Diepenbrock entschloß er sich zur Wahl des geistlichen Standes, für den er sich zunächst durch das Studium der Theologie auf den Universitäten Breslau und München vorbereitete. Hier, in München, schloß er jene Verbindung mit seinem Lehrer, dem Professor Döllinger, welche bis an des letztern Tod erhalten blieb. 1846 begab er sich nach Rom, wo er in die der Ausbildung der künftigen päpstlichen Diplomaten und anderer der höheren Carrière bestimmten Kleriker dienende Accademia ecclesiastica eintrat und sehr bald

[1]) Das Werk Herman Ruft's Reichskanzler Fürst Hohenlohe und seine Brüder, Düsseldorf 1897, in welchem das Leben des Cardinals, II. 837—909, behandelt ist, kann nur als vorläufige Materialiensammlung einigermaßen in Betracht kommen.

[2]) Vergl. o. S. 176—191. D. H.

Digitized by Google

in die Umgebung des Papstes aufgenommen wurde. Am Hofe Pius' IX. erlebte er die Ereignisse von 1848, welche zur Flucht des Papstes nach Gaëta führten, wohin ihm der junge Prinz nachfolgte. In Gaëta empfing Hohenlohe im Januar 1849 die Priesterweihe. Der Aufenthalt in diesem Exil war für ihn namentlich deshalb bedeutsam, weil er hier den großen Philosophen Antonio Rosmini kennen lernte, der bis kurz vorher als außerordentlicher Gesandter des Königs von Sardinien bei Pius IX. beglaubigt war, dem dann in den Tagen vor seiner Flucht dieser die Ministerpräsidentschaft angeboten hatte und der nun ebenfalls nach Gaëta gekommen war, um dem Papst seine treue Gesinnung zu erweisen. Hier erlebte denn Rosmini den Umschlag in der Stimmung Pius IX., den Uebergang desselben von den constitutionellen Neigungen zur absoluten Regierungsform und dem Wiederanschluß an Oesterreich; diesem Wechsel fiel Rosmini als Opfer, und da Antonelli als Haupturheber der in den Gesinnungen des Papstes eingetretenen Veränderung anzusehen war, mag schon damals der Grund zu der Verstimmung Hohenlohe's gegen den immer allmächtiger werdenden Staatssecretär gelegt worden sein. Indessen blieb Hohenlohe in hoher Gunst bei Pius, woran auch die früh hervortretende Gegnerschaft der Jesuiten nichts änderte, indem Pius IX. selbst diesen zu Anfang seiner Regierung ungünstig und auch später, als er sich ihrer Führung hingab, niemals innerlich günstig gesinnt war. Vom Camerière segreto avancirte der junge deutsche Prinz bald zum Groß-Almosenier des Vaticans und zum Titularbischof von Edessa. In dieser Stellung des Groß-Almoseniers hatte er willkommene Gelegenheit, den äußerst freigebigen Sinn des Papstes zu befriedigen und seiner eigenen Neigung zum Wohlthun und allen Werken der Barmherzigkeit nachzugeben. Diese edle Neigung führte ihn nicht selten über die Grenzen seiner Mittel hinaus und legte den Grund zu manchen Verdrießlichkeiten, welche die späteren Jahre des Cardinals verdüsterten. Als der Cardinal Diepenbrock 1853 starb, wurde über Hohenlohe's Wahl zum Fürstbischof von Breslau verhandelt: Diepenbrock

Digitized by Google

selbst hatte sich ihn als Nachfolger gedacht. Indessen zerschlugen sich diese Dinge. Es wird behauptet, daß seit 1864 ernstlich über seine Coadjutorschaft, bezw. Nachfolge im Erzbisthum Köln verhandelt worden sei, was nicht ganz zweifellos ist. Ernstlicher scheint man für ihn an Bamberg gedacht zu haben. Indessen scheiterten diese Aussichten, wie es einige Jahre später auch in Baden nicht gelang, ihm das Erzbisthum von Freiburg nach Herman von Vicari's Tode zuzuwenden. Pius IX. entschädigte seinen Groß-Almosenier, indem er ihm am 22. Juni 1866 die Cardinalswürde übertrug. Bis zum Jahre 1870 verlebte Hohenlohe im Ganzen ruhige Zeiten. Er stand der Politik ferne und lebte gerne auf der Villa d'Este in Tivoli, welche der letzte Besitzer, der Herzog von Modena, ihm auf Zeitlebens als Villeggiatura hinterlassen hatte[1]). Hier empfing er mit Vorliebe die zahlreichen Gäste, welche das Vaterland dem deutschen Fürstensohne zusandte; hier fand auch Franz Liszt, der seiner Freundin, der Fürstin Caroline von Wittgenstein, seit 1861 nach Rom gefolgt war, ein Asyl. Die Fürstin, Mutter der Gemahlin des Oberhofmeisters Prinzen Constantin Hohenlohe, war die nahe Verwandte des Cardinals; die Liebe zur Musik und mannigfache Uebereinstimmung des Naturells bildete ein weiteres Band zwischen diesem und dem großen Künstler[2]). Als Liszt zur Ueberraschung der ganzen Welt sich zum Eintritt in den geistlichen Stand entschlossen hatte, gab ihm Hohenlohe am 25. April 1865 die niederen Weihen. Mit den Ereignissen von 1870 änderte sich die Situation des Cardinals. Sein Bruder, der Fürst Chlodwig, war inzwischen als Königl. Bayrischer Ministerpräsident in die kirchenpolitische Action eingetreten. Sein staatsmännischer Blick hatte klar erkannt, welchen Gefahren der Friede zwischen Staat und Kirche durch die von

[1]) Nach dem Tode Hohenlohe's ist der Genuß der Villa d'Este an den jetzigen Eigenthümer, den Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este, zurückgefallen.

[2]) Vergl. über diese Dinge L. Ramann Franz Liszt. Leipzig 1894. II. 433 f. und Fr. Liszt's Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein, herausg. von La Mara. Lpz. 1899.

Digitized by Google

den Jesuiten betriebene, von Pio IX. als eine persönliche Herzensangelegenheit seit langem ins Auge gefaßte Declaration der päpstlichen Unfehlbarkeit ausgesetzt sein werde. Aus dieser Erwägung und dem Verkehr des Fürsten mit Döllinger ging die bekannte Circulardepesche vom 9. April 1869 hervor, welche den Zweck hatte, die europäischen Höfe zu einer gemeinsamen Action gegenüber den zu erwartenden Beschlüssen der römischen Curie einzuladen. Es konnte nicht fehlen, daß der Cardinal in diese Bewegung hineingezogen wurde. Seine alten Beziehungen zu Döllinger, seine kaum minder alte Antipathie gegen die jesuitische Partei und deren Absichten drängten ihn trotz seiner großen persönlichen Verehrung für Pius IX. auf die Seite der Opposition. Es gelang weder seinen noch anderen Bemühungen, die Curie davon zu überzeugen, daß es unangänglich sei, das Concil zu halten, ohne daß die beiden größten Theologen der damaligen Zeit, Döllinger und Newman zur Theilnahme an den Verhandlungen eingeladen würden. Da Döllinger nicht kam, lud sich Cardinal Hohenlohe dessen Schüler, den Professor Friedrich, als Concilstheologen nach Rom ein, und so ward Hohenlohe's Wohnung an Piazza degli Apostoli der Palazzo Valentini eines der Hauptcentren der antiinfallibilistischen Bewegung. Man weiß, daß dieselbe am 18. Juli 1870 unterlegen ist. Noch am selben Tage ließ der Cardinal dem hl. Vater seine nachträgliche Zustimmung zu dem Decrete zugehen. Seine Stellung zu der Sache war übrigens niemals eine so ausgesprochene, wie etwa diejenige Hefele's und Haynald's, wie auch später seine Auffassung des Decrets sich wesentlich von derjenigen der Extremen unterschied. Manning, der als der eigentliche Führer der siegreichen Majorität zu betrachten ist, war Hohenlohe seit seiner ersten Ankunft in Rom (nach seinem Uebertritt) ein guter Freund und ist ihm das auch bis zuletzt geblieben. Man kann somit Hohenlohe's theologische Stellung als eine mittlere und vermittelnde bezeichnen. Indessen hatten die Kämpfe dieses Jahres H.'s Verhältniß zum Papst gründlich verdorben. Als am 20. September die Italiener

Digitized by Google

durch Porta Pia eingerückt waren, sah man die deutsche Fahne auf Palazzo Valentini wehen; am 22. September verließ der Cardinal Rom, mit Zustimmung des Papstes, wie der Fürst Chlodwig am 14. Mai 1872 im Reichstage erklärte. Er begab sich auf die Familienbesitzungen in Schillingsfürst, wo er sich mit der Gründung eines Erziehungs-Institutes befaßte, das seither segensreich fortwirkt. Sehr bald brachen die Stürme des Culturkampfes aus; noch im Jahre 1872 glaubte der Fürst Bismarck zu einem Modus vivendi mit dem hl. Stuhl gelangen zu können, und aus dieser Absicht erklärt sich, daß er den Cardinal zum Botschafter am Vatican vorschlug. In der denkwürdigen Sitzung des Reichstags vom 16. Mai 1872 gab der Reichskanzler selbst die Erklärung ab, daß er diese Wahl und ihre Annahme als ein Pfand friedlicher und entgegenkommender Gesinnungen betrachtet haben wolle. Aber das Mißtrauen und die Erbitterung war schon zu hoch emporgewachsen; die Centrumspartei befehdete die getroffene Wahl aufs Aeußerste, und der hl. Stuhl lehnte Hohenlohe als Botschafter zu empfangen ab. Das Schreiben des Cardinals Antonelli vom 2. Mai gab als Grund an, Se. Heiligkeit könne einen Cardinal der hl. römischen Kirche, auch wegen der augenblicklichen Umstände des hl. Stuhles, zur Annahme eines so delicaten und wichtigen Amtes nicht autorisiren. Im November 1874 war Hohenlohe wieder in Berlin, am 26. Januar 1876 kehrte er nach mehr als fünfjähriger Abwesenheit nach Rom zurück, wo inzwischen das Pontifikat Pius IX. sich dem Ende entgegenneigte. In dem Conclave, welches auf dessen Tode folgte, übte Hohenlohe einen nicht unbeträchtlichen Einfluß auf die Wahl eines Papstes aus, welchem man allgemein friedliche und versöhnliche Absichten zuschrieb. Als solcher war Pecci schon lange in Aussicht genommen, und es handelte sich nur darum, durch Besiegung des ihm feindlichen jesuitischen Einflusses seine Erwählung zu sichern. Mit Franchi hat sich H. in diesem Sinne wesentlich bemüht, und seiner Einwirkung war es zu verdanken, wenn der neugewählte Papst, der momentanen Eingebung nach-

Digitized by Google

gebend, sich schon anschickte, nach alter Uebung sich auf den Balcon der Peterskirche zu begeben, um dem versammelten Volke die Benediction zu ertheilen. Es kam nicht dazu, indem andere Cardinäle sich an Leo herandrängten und ihn bewogen, eine Ceremonie zu unterlassen, welche als ein Unterpfand der Versöhnung mit Italien angesehen worden wäre. Leo XIII. ernannte bald darauf (Juli 1878) Hohenlohe zum Erzpriester von S. Maria Maggiore, wo letzterer dann seine Amtswohnung, im Palazzo von S. Maria Maggiore dicht hinter der Basilika, bezog; am 12. Mai 1879 ward er zu einem der suburbicarischen Bisthümer, und zwar für Albano, ernannt. Die Friedensverhandlungen zwischen Berlin und Rom, welche seit der Inthronisation Leo's XIII. eingeleitet waren, hatten an H. einen warmen Förderer; gerade dies und seine unverhohlene Befürwortung einer Verständigung mit dem Quirinal verdarben aber seine Stellung, namentlich seit dem Augenblick, wo Leo XIII., nach dem plötzlichen Tode Franchi's, eine Schwenkung in seiner Politik vollzog. Hohenlohe hat kein Geheimniß daraus gemacht, daß seiner Ueberzeugung nach der Cardinal Franchi als Opfer seiner concilianten Politik gefallen und durch Gift aus dem Wege geräumt wurde; wie er denn auch den tiefen Eindruck bezeugte, welchen dies Ereigniß auf Se. Heiligkeit machte. Er selbst hielt sich in dieser Hinsicht bedroht, namentlich seit den Erfahrungen, welche er gelegentlich des Mordversuches gemacht, dem seine Verwandte, die Fürstin Katharina von Hohenzollern, in Rom ausgesetzt war. Am 21. October 1880 kam Hohenlohe wieder nach Deutschland, besuchte den Herzog von Ratibor in Randau und seinen erkrankten Bruder Chlodwig in Berlin (13. Nov.); am 22. Dez. kehrte er wieder nach Rom zurück. Wieder hatte man für ihn an ein deutsches Bisthum gedacht. Es waren Bamberg, Breslau und Freiburg nacheinander in Betracht gekommen, und er selbst wäre gern nach der Heimath übergesiedelt, da seine Position am römischen Hofe sich immer weniger erfreulich gestaltet hatte. Die Curie lehnte ihn indessen für jedes deutsche Bisthum, das in Betracht kam, ab; über diese Behand-

Digitized by Google

lung erbittert, bot er seinen Rücktritt von dem Bisthum Albano an, welches ihm nicht nur nichts eintrug, sondern ihm namhafte Opfer auferlegte, denen er, bei den schweren Auslagen, welche ihm schon die Villa d'Este verursachte, nicht mehr glaubte nachkommen zu können. Hohenlohe, verstimmt über die Weigerung des Papstes, diesen Verzicht anzunehmen, reiste wieder nach Deutschland, wo er am 15. November bei seinem Bruder Ratibor, dann in Gotha bei dem Herzog und anderen Verwandten vorsprach. Eine andere Reise führte ihn 1883, 2. October wieder über die Alpen. Sein Besuch in München, wo er Döllinger und den königl. italienischen Gesandten sah, brachte ihn in einen neuen Conflikt mit dem Vatican, und zog ihm starke Angriffe der Centrumspresse zu. In Berlin, wo er am kaiserlichen Hofe sehr ehrenvoll empfangen wurde, sprach man damals von seiner Ernennung zum päpstlichen Nuntius für Preußen — eine Combination, welche nur gänzlicher Unkenntniß der Verhältnisse entspringen konnte. In jene Zeit fallen auch die längeren Besuche des Cardinals in Oberschlesien, Corvey, Stuttgart und Schillingsfürst; jetzt willigte endlich Leo der XIII. in den Verzicht auf Albano, und Hohenlohe trat damit in die Klasse der Cardinalpriester zurück — das erste Beispiel dafür, daß ein Cardinalbischof wieder in den Ordo der Presbyter zurückkehrte. Von da ab gestaltete sich das Leben des Cardinals immer stiller. Sein Verhältniß zum Papst war durchaus getrübt, und ward es noch mehr, als der Cardinal einem von dem Minister des Auswärtigen Baron Blanc gegebenen Diner beiwohnte und bei dieser Gelegenheit mit Crispi auf den guten Ausfall der künftigen Wahlen anstieß. Dies und die Unterstützung, welche der Cardinal dem in Tivoli candidirenden Sohne des Unterrichtsministers angedeihen ließ, mußte natürlich im Vatican tiefe Verstimmung hervorrufen; der Papst berief Hohenlohe ad audiendum Verbum zu sich und es scheint zu einer sehr scharfen Auseinandersetzung gekommen zu sein. Der Cardinal verließ Rom, um drei Monate lang in strenger Abgeschiedenheit in dem Bergstädtchen Montefalco zuzu-

Digitized by Google

bringen. Man sagte, es sei dies Exil eine ihm vom Papst auferlegte Strafe gewesen. Deutschland, wo er im Jahre 1893 sich zuletzt zeigte, hat er seither nicht wiedergesehen. Er verbrachte die letzten Jahre seines Lebens still, abwechselnd in Tivoli und in S. Maria Maggiore sich aufhaltend. Die Sitzungen der Congregationen, deren Mitglied er war, besuchte er gewissenhaft, aber an der allgemeinen Leitung der Geschäfte an der Curie hatte er keinerlei Antheil, auch mußte er an manchen kleinen Kränkungen und Zurücksetzungen die ungebrochene Fortdauer der ihm zugewandten Gesinnung erfahren. Seinerseits war er freilich auch nicht von manchen Unklugheiten freizusprechen. Seine offene heitere Natur ertrug nur ungern die Schranken, welche seine amtliche Beziehung zum hl. Stuhl ihm im Verkehr mit denjenigen Kreisen vorschrieb, welche von der Curie offiziell ignorirt oder als Feinde behandelt wurden. Auch manches Bonmot, das der Cardinal nicht zu unterdrücken vermochte und das seiner witzigen und munteren Zunge entfloh, machte seinen Weg durch Rom und brachte ihm reichliche Feindschaft zu. Dafür tröstete er sich im Umgang mit Freunden, die ihn aus der Heimath besuchten, die er gerne und oft um sich sah und denen gegenüber er eine Gastfreundschaft im edelsten Sinne ausübte. Wie denn überhaupt die Treue gegen die Freunde zu den besten Eigenschaften dieses Kirchenfürsten zählte, dessen ganze Erscheinung wie ein Stück vergangener Welt in diese Gegenwart hineinragte.

Es ist nicht leicht, eine so vielfach angefochtene, sich wenigen aufschließende Persönlichkeit wie diejenige des Cardinals Hohenlohe, richtig zu beurtheilen. Er war kein Gelehrter, aber er hatte viel gesehen und wußte von den Zeitläuften mehr als die meisten Anderen, welche mit ihm zugleich den Purpur getragen haben. Als Schriftsteller ist er nicht aufgetreten, doch existiren von ihm handschriftlich einige beachtenswerthe Gutachten, wie über die Erziehung des Klerus und jenes Promemoria, in welchem er sich gegen die Abreise des Papstes von Rom aussprach. Dafür war er Gelehrten und Künstlern in allweg behülflich und unterstützte

Digitized by Google

Jeden, der sich an ihn wandte. Den Armen war er ein wahrer Vater, und manches wohlthätige Institut hatte ihn unter seine Wohlthäter zu zählen. Insbesondere gilt das von dem Camposanto Tedesco am Vatican; auch für die Restauration seiner Basilika war er eifrig bemüht. So reich wie seine Gutthaten, war der Undank, mit dem ihm gelohnt wurde. Persönlich bescheidenen und einfachen Wesens, unendlich frei von jedem geistlichen Hochmuth, war und blieb er stets der echte Grandseigneur, welcher genau wußte, was er sich und was Andere seiner Geburt und seiner Stellung schuldig waren. Die Verpflichtungen, welche sein deutscher Fürstentitel und die nahe Verwandtschaft des Kaisers ihm auferlegten, hat er Niemanden gegenüber preisgegeben. Die Curie verlor in ihm einen Rathgeber, den sie geflissentlich und nicht immer zu ihrem Vortheil vernachlässigt hat. Zum Bischof war er, sagte man, nicht geeignet; aber er mußte sehen, wie viele andere die Mitra erhielten und trugen, die es noch viel weniger waren. Man affichirte die Verachtung seiner Rathschläge; aber wenn die Noth an den Mann kam, nahmen doch manche von denen, welche sich tagtäglich an ihm versündigten, ihre Zuflucht zu ihm. Daß er ein aufrichtiges und inneres Interesse an den Schicksalen und der Zukunft der Kirche nahm, bekundete schon, wie erwähnt, seine überaus warme Verehrung für Antonio Rosmini, in dessen Person und in dessen Ideen er das Beste verkörpert gesehen hatte, was das religiöse Leben Italiens um die Mitte dieses Jahrhunderts aufzuweisen hatte. Und so hat er auch, trotz aller Anfechtungen, sowohl dem Namen Rosmini's als dessen Institut seine Liebe und Theilnahme bewahrt.

Die weiche, mehr receptive als impulsive Natur des Cardinals war nicht dazu angethan, aus ihm den Führer einer Partei oder überhaupt eine leitende Persönlichkeit zu machen. Zum tonangebenden Staatsmann war er nicht angelegt, aber er beurtheilte die politischen Verhältnisse sehr gut und überaus viel richtiger als viele seiner Standesgenossen. Seit mehr als fünfzig Jahren Beobachter der in Italien sich abspielenden Ereignisse, hatte er

Digitized by Google

die feste Ueberzeugung, daß eine Restauration der weltlichen Herrschaft des Papstes vollkommen ausgeschlossen sei, und er forderte daher ganz offen die Verständigung zwischen Quirinal und Vatican. So war dieser Deutsche thatsächlich der einzige offenkundige „Italiener" im Sacro Collegio. Was ihm vor Allem feststand, war, daß Italiens Zukunft ganz durch sein Festhalten an dem Bündnisse mit Deutschland bedingt sei. Die Tripelallianz hatte demgemäß an ihm wie an Galimberti die eifrigsten Fürsprecher, während beide die Zuneigung des Vaticans zu Frankreich und der Demokratie aufs tiefste beklagten. Niemand konnte fester und tiefer als er davon durchdrungen sein, daß der Friede und die Wohlfahrt Europa's in einem geeinigten starken Deutschland ihre beste Bürgschaft haben. Auf Kaiser Wilhelm II. setzte er hohe und glänzende Hoffnungen. Nach Galimberti's frühem Tode war er in Wirklichkeit der einzige Freund, den Deutschland unter den Trägern des Purpurs besaß.

Die äußere Erscheinung des Cardinals war stattlich und sehr distinguirt. In seinen jüngeren Jahren waren seine Züge überaus weich und milde; auch im Alter wohnte auf seinen Lippen und in seinen Augen ein Zug schalkhaften Humors, der ihm über manche materielle Sorgen und über die Angriffe seiner Gegner hinweghalf. Seine Gesundheit war im Allgemeinen vortrefflich. Zwei Jahre vor seinem Tode hatte er sich wegen eines Geschwüres an der Brust einer Operation unterziehen müssen. Auch im November 1895 war er vorübergehend krank, dann hatte er sich vortrefflich erholt. Im Sommer 1896 begann er in Tivoli zu kränkeln. Sein Zustand verschlimmerte sich im October, sodaß er sich die Sterbesacramente reichen ließ. Am 26. October kehrte er nach Rom zurück. Hier wurde er am 30. October früh morgens $7\frac{1}{2}$ Uhr von einer Ohnmacht befallen, welche in einigen Minuten den Tod herbeiführte. Ganz aufgeklärt sind die Umstände seiner letzten Erkrankung nicht, wie es scheint, konnte Niemand ihm in den Wochen, die seinem Ende vorausgingen, nahen. Am 1. November ward er in der Kapelle des Camposanto Te-

Digitized by Google

desco beigesetzt. In gewissen Kreisen vernahm man den Hingang des Cardinals mit sichtbarer Erleichterung. In Italien, wo er sich sehr ausgebreiteter Popularität erfreut hatte, betrauerte man den Tod dieses Freundes der Causa Italiana. Die deutschen Freunde verbargen sich nicht, daß mit diesem „letzten deutschen Cardinal" mehr als seine Person zu Grabe gestiegen war. Sein kleiner „Hof" war der letzte Nachklang jener einst so potenten Existenzen, wie die Farnese und andere der Renaissance-Cardinäle sie führten: aber immerhin ein Nachklang von Zeiten, die auf immer dahin sind, und von deren Herrlichkeit die trauernden Cypressen der nun völlig verödeten und zerfallenden Villa d'Este erzählen.

Digitized by Google

Digitized by Google

IX.

Antonio Stoppani.[1])

(1900.)

[1]) Abgedruckt aus ‚D. R.‘ 1900, CIII 79—103.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Mit den nachfolgenden Blättern beginne ich ein Versprechen zu lösen, welches ich vor Jahren den Lesern der „Deutschen Rundschau" gegeben habe, damals, als ich, inmitten der wundervollen Alpenwelt von Tarasp, Alinde Brunamonti den Zoll meiner Freundschaft abtrug[1]). Seither bin ich den Weg des Lebens weiter geschritten; ist er nicht einsamer geworden, und hat er mich tief genug in das Gewühl der Geisterschlacht hinein geführt, so hat er sich doch immer reicher gezeigt an geliebten Gräbern, und bald kann ich mit Chateaubriand sagen: „meine frühesten Erinnerungen ruhen auf der Asche der Todten und sie fallen ohne Unterbrechung von einem Sarg auf den anderen; wie der indische Pandit recitire ich meine Todtengebete, bis die Knospen meines Rosenkranzes verwelkt sind"[2]).

Es möge sich Niemand beunruhigen: von dem, was ich selbst für meine Person als Beitrag zu den neuesten Martyreracten zu bieten habe, wird erst die Rede sein, wenn ich den guten Kampf ausgekämpft und Andere die Feder aufnehmen, welche meiner erstarrten Hand entfallen sein wird. In dieser Serie von Essays handelt es sich nur darum, einigen Wenigen, die vor uns dahin gegangen, ein Denkmal der Freundschaft zu setzen: den Platz, den sie hier erhalten, haben sie Alle sich nur damit verdient, daß sie

---

[1]) „Umbrische Lyrik", Deutsche Rundschau, 1892, Bd. LXXI, S. 121 f. Wieder abgedruckt in meinen Essays. Berlin 1896. Bd. I, S. 325 f.

[2]) Chateaubriand, Mémoires d'Outre-Tombe. Nouv. Éd. par E. Biré. Paris 1898. II, 2 ss.

Digitized by Google

von früher Jugend bis zum Ende in ihrem Lebensgange die Maxime dargestellt haben, welche Antonio Rosmini einem Jeden, der guten Willens ist, als Lebensregel vorschreibt: sie Alle sind in einem gewissen Sinne Streiter für Wahrheit und Gerechtigkeit gewesen [1]).

Der große lombardische Naturforscher, dessen Persönlichkeit ich hier zum ersten Male dem deutschen Publicum vorführen will, war am 15. August 1824 zu Lecco als Sohn des durch seinen Fleiß wohlhabend gewordenen Wachsfabrikanten Giovanni Maria Stoppani und seiner Gattin Lucia Pecoroni geboren [2]). Die Familie der Stoppani stammte aus der Landschaft Zelbio, nördlich vom Comersee, in deren Nähe schon 1467 ein Don Antonio Stoppani als Arciprete von Nesso genannt wird. Die Mutter war eine starke, verständige Frau, die dem Sohne einiges Vermögen, dazu aber eine mächtige Willenskraft und Intelligenz zubrachte. Schon die Amme meinte von dem Knaben: „el Tognin l' era viscos come un pess, intendèver, on ver strion, on talent" (Tognino — das Deminutiv von Antonio — war munter wie ein Fisch, gescheidt, ein wahrer Hexenmeister). Die Familie war zahlreich, aber die Eltern suchten allen Kindern eine sorgfältige Erziehung zu geben: ein schönes Muster jener bürgerlichen Tüchtigkeit und ehrenhaften Gesinnung, der man, abseits von den von den Reisenden heimgesuchten Wegen, in Oberitalien doch auch heute noch so vielfach begegnet. Während die älteren Brüder im Seminar zu Monza studirten, fand Antonio 1836, elf Jahre alt, in dem Knabenseminar zu Castello, oberhalb Lecco's, Aufnahme, von wo er 1840 in dasjenige von S. Pietro Martire überging, wo er seine Gymnasialstudien abschloß. Philosophie und Theo-

[1]) Rosmini, Antonio, Direttorio inedito del Maestro dei Novizi; vergl. Calendarietto spirituale di A. Rosmini, 3a ed., Torino 1892, p. 25: „ognuno debbe essere pronto di rendersi vittima della verità e della giustizia."

[2]) Vergl. die ausführliche Lebensbeschreibung, welche Stoppani's Neffe, Angelo Maria Cornelio, herausgab (Vita di Antonio Stoppani. Torino 1898).

Digitized by Google

logie wurden in den Seminarien zu Monza und Mailand (1843—1848) abgemacht. Antonio war dem geistlichen Stande bestimmt, und wenn er die von diesem Beruf geforderten Studien fleißig betrieb, so lagen doch seine wissenschaftlichen Neigungen ganz nach der Seite der Naturwissenschaften. Schon als Kind sammelte er Insecten, in Monza zog ihn die Physik hauptsächlich an, daneben machte ihn sein Lehrer in der Philosophie, Al. Pestalozza, mit den Lehren Antonio Rosmini's bekannt, dessen Abhandlung „Ueber den Ursprung der Ideen" damals ganz Italien beschäftigte und mehr als irgend ein anderes Werk dazu beitrug, eine selbständige Forschung in der Nation zu begründen. Gegen Ausgang seiner humanistischen Lehrzeit schon war indeß der Hang zur Geologie und Paläontologie siegreich durchgedrungen. Es ist erstaunlich, wie der junge Mann, fast ohne Lehrer und Bücher, auf dem Wege der Beobachtung und des Studiums der Alpenwelt selbst die Methode der Forschung fand und sich ein gesichertes Bild der Entstehung jenes Stückes der Erdoberfläche gewann, das für ihn zunächst in Betracht kam, und wohin ihn seine Füße tragen konnten. Daneben war die Musik ihm frühzeitig Genossin und Trösterin. Das Jahr 1848 unterbrach diese stillen Studien, der Ruf „fuori i barbari d' Italia" führte auch die Insassen des erzbischöflichen Priesterseminars in Mailand auf die Barricaden, und Antonio Stoppani, der gerne mit dem Studentenbataillon sich activ an dem Kampfe betheiligt hätte, ging als Krankenpfleger nach dem Lager, wo er den Schlachten von S. Lucia und Sommacampagna beiwohnte. Bald darauf zum Priester geweiht, erhielt er rasch eine Anstellung als Lehrer der lateinischen Grammatik am Seminar von S. Pietro Martire, wurde aber auf Betreiben der inzwischen zurückgekehrten österreichischen Regierung aus dieser Stellung vertrieben; ihm, wie so vielen Anderen, konnte die Reaction den nationalen Enthusiasmus des Jahres 1848 nicht verzeihen. Er erhielt endlich eine Beschäftigung an der Biblioteca Ambrosiana (1857), die ihm erlaubte, seine paläontologischen Studien fortzusetzen und die ersten Früchte derselben (Les Pétrifications

Digitized by Google

d'Ésino, die Geologie des Valsassina und des Territorium von Lecco) zu veröffentlichen. Schon nach wenigen Jahren konnte er seine ersten „Studî geologici e paleontologici sulla Lombardia“ und dann die „Paléontologie lombarde“ publiciren, welche die Aufmerksamkeit des In- und Auslandes auf Stoppani zogen und seinen Ruhm begründeten. Wiederum wandte er 1859 und 1860 der nationalen Bewegung seine begeisterte Theilnahme zu, von der der Abschiedsgruß an die französische Armee (29. Mai 1860) und die Adresse des Mailänder Klerus an den sicilianischen zeugen. Die politische Neugestaltung der Halbinsel führte zur Herstellung der geologischen Karte Italiens, an deren Bearbeitung Stoppani sich energisch betheiligte, bis der Widerstand gegen seine gesunden Ansichten über die Ausführung dieses Unternehmens ihn zum Rücktritt von demselben bestimmte (1861—1884). In diese Zeit fällt die Bekanntschaft mit Quintino Sella, der Antonio Stoppani ein treuer und intimer Freund ward. Schon seit 1861 war Stoppani als außerordentlicher Professor der Geologie an der Universität Pavia thätig, wo er seine Vorlesungen mit der Inaugurationsrede über die Priorität der Italiener auf dem Gebiete der geologischen Forschung einleitete. 1862 kehrte er jedoch nach Mailand zurück, um hier die an dem Istituto technico neu begründete Professur der Geologie und zugleich die Leitung jenes herrlichen Museo Civico zu übernehmen, dessen eigentlicher Schöpfer er wurde, und das jetzt einen neuen Gegenstand der Anziehung für Alle, welche Mailand besuchen, darstellt. Die Stadt erinnert sich heute noch dankbar der Conferenzen, welche Stoppani in jenen Jahren, zwischen 1863 und 1877, über geologische und andere naturwissenschaftliche Fragen vor dem gebildeten Milaneser Publicum hielt, und unter denen diejenigen über „Wasser und Luft“ (Acqua ed aria) und über die „Reinheit des Meereswassers“ („La Purezza del mare fin dai primordî del mondo animato“, 1874) besonders bemerkt wurden. Für die Studierenden hatte er schon früher mit seinen „Note ad un corso di geologia“ gesorgt, die jetzt (1871—1873) in dem dreibändigen

Digitized by Google

„Corso di geologia“ vereinigt wurden und gegenwärtig eine neue Bearbeitung erfahren[1]). Man sieht, daß ihm fortwährend ebenso die Förderung der Wissenschaft als die Populariſirung derſelben am Herzen lag, und letzterer Tendenz iſt denn vor Allem jenes ſchöne Werkchen entſprungen, welches Stoppani's Namen in Italien in weiteſte Kreiſe trug und ein in allen Schulen bekanntes und gebrauchtes Lehr- oder Leſebuch geworden iſt. Der Titel iſt Petrarca's Verſen

. . . il bel paese
Ch' Appenin parte, e l' mar circonda e l' Alpi
(Son. XCVI, in vita di M. L.)

entnommen. Dies „Bel Paese“, zuerſt 1875 und ſeither oft gedruckt, ſchildert in populärer Form Italien in ſeiner geologiſchen und geographiſch-phyſikaliſchen Configuration und ſtellt in ſeiner gemeinfaßlichen und dabei hochpoetiſchen Darſtellung ein Muſter dar, dem kaum ein anderes Land in dieſem Punkte etwas Aehnliches an die Seite zu ſetzen hat. Die Ausſtellung von 1867 führte Stoppani mit ſeinem Bruder Ferdinand und einigen Freunden nach dem Norden: Frankreich, Deutſchland, England, Schottland mit ihren Muſeen wurden beſucht, dann kehrte der Meiſter zu ſeinen Alpen zurück, betheiligte ſich in hervorragender Weiſe an der Begründung und Leitung des italieniſchen Alpenclubs und führte eine Reihe Bergbeſteigungen aus, deren Erinnerung in der Capanna Stoppani, der Alpenhütte auf dem Reſegone, noch fortlebt. Lange hatte Stoppani ſchon an eine Reiſe in den Orient gedacht; ſie kam Auguſt 1874 zu Stande, nahm aber für ihn einen recht unglücklichen Ausgang, indem er bei Balbek in Folge eines Sturzes vom Pferde einen Beinbruch erlitt, über welches Ungemach er am 20. September ſeinem Bruder Ferdinando einen reizenden, weithin bekannt gewordenen und ſpäter in den „Asteroidi“ (1879) wieder abgedruckten Brief ſchrieb. Ueber anderthalb Monate lag Stoppani in Damaskus, in

[1]) A. Stoppani, Corso di geologia. 3a ed. Per cura di A. Malladra. Milano 1899.

Digitized by Google

dem gastlichen Hause des italienischen Consuls Colucci, darnieder, und unzähliges Mühsal mußte getragen werden, bis der Kranke seiner alten Mutter nach Lecco zurückgebracht werden konnte. Ueber diese Erlebnisse berichtet er in dem anziehenden Werke „Da Milano a Damasco" (Milano 1896, 2ª ed.). Wie wenig dieser leidensvolle Rückweg im Stande war, die Energie seines Geistes zu brechen, das sieht man aus den beiden prächtigen Dichtungen „Una visita inaspettata", „Un compagno di viaggio", aus der großartigen poetischen Schilderung der Eiszeit „Il sasso di Preguda", die alle an Bord des „Labourdonnais" entstanden, der Stoppani über das Mittelmeer nach der Heimath zurückführte. Der Anblick des Vaterhauses, das Wiedersehen der Mutter und der ganzen Familie erschütterten ihn aufs Tiefste. Er kam aus einem Lande, in welchem das Leben der Familie fast unbekannt ist, und das Edelste und Beste im Wesen des Weibes kaum geahnt wird. Der Contrast dieser Beobachtungen mit dem, was ihm die Heimath wieder schenkte, hat ihm jene Schilderung der europäischen Frau im Gegensatz zur Orientalin abgerungen, die sich wie ein Hymnus auf die Herrscherin unseres Hauses liest. „Königin des Hauses ist für uns die Mutter; Band der Liebe zwischen Vater und Kindern, erhält sie die Brüderschaft unter den Söhnen, bildet sie den Ring, der die Generationen der Enkel und Urenkel zusammenhält, und den materielle wie moralische Interessen nur zu oft zu zerstören drohen, indem sie die Bande des Blutes zwischen den Verwandten lockern und umbilden. So lange von dieser Frau, die sich Mutter nennt, noch ein lebendiges Haar da ist, zollen wir ihr eine Ehrfurcht und eine Liebe, die von allen Beziehungen dieser Erde dem Gott geweihten Cultus am nächsten kommt. Der bescheidene Stuhl, auf dem sie sitzt, ist ein Thron, ein Altar. Stelle ich dem in meinen Gedanken den Islam entgegen, so frage ich mich: was ist das für eine Religion, welche die Hälfte des Menschengeschlechtes zu einer feilen Sache entwürdigt?[1])".

[1]) Stoppani, Da Milano a Damasco p. 17 l. 178.

Digitized by Google

Das Buch „Da Milano a Damasco“ war nur ein losgerissenes Blatt jenes großen Werkes über den Orient, welches Stoppani geplant hatte, und das bei der dem Autor eigenen und so seltenen Vereinigung naturwissenschaftlicher Kenntnisse mit poetischer Veranlagung in der Litteratur unserer Palästinafahrer sicher eine große Stellung zu beanspruchen gehabt haben würde, hätte Stoppani's Roß ihm bei Balbeck nicht jenen unerwünschten Streich gespielt. Aber auch das Bruchstück war eine köstliche Gabe. Dem erlauchten und edlen Bischof von Cremona, Monsignore Bonomelli, einem von Stoppani's treuesten Freunden, war es auf seiner Orientreise ein steter Gesellschafter, und es rühmt dieser ausgezeichnete Kenner seiner nationalen Litteratur, wie so manche Schilderung in dem Werke Stoppani's der Feder eines Manzoni würdig sei[1]).

Das war nun freilich kein Wunder. Denn kaum war unter den damals Lebenden Einer so tief wie Antonio Stoppani in den Geist des großen Dichters eingedrungen. Lange Jahre hatte er dem Studium seiner Werke und demjenigen seines Lebens gewidmet. Kaum genesen von seiner schweren Verletzung, schenkte er uns in seinen „I primi anni di Alessandro Manzoni“ (1875)[2]) eine Jugendgeschichte des Verfassers der „Promessi Sposi“, welche alles Detail erhob und bewahrte, das sich über Manzoni's Knaben- und Jünglingszeit noch beibringen ließ. Man weiß, daß Lecco und seine Umgebung die Stätte ist, an der Manzoni seine ersten Jahre verbrachte. Stoppani's eigenste und theuerste Erinnerungen waren mit dieser beiden gemeinschaftlichen Heimath verwachsen. In seinen letzten Jahren bewohnte er selbst das ehemalige Capucinerkloster in Pescarenico, wo der Dichter den Fra Cristoforo der „Promessi Sposi“ hausen ließ. Dort war ich manchmal sein Gast, und von da aus durchstreiften wir zusammen die Landschaft, um jene Orte aufzusuchen, die durch

[1]) Bonomelli, Mgr. Geremia, Un autunno in Oriente. Milano, Tip. Cogliati.

[2]) Zweite Auflage. Milano, Cogliatii. 1894.

Digitized by Google

Manzoni's Werke berühmt wurden. Es waren köstliche und unvergleichliche Tage, die ich in Gesellschaft dieses einzigen Interpreten des großen Gedichtes zubrachte, und an denen wir die erste Pflegestätte Alessandro Manzoni's, die Costa di Galbiata (jetzt Cascina Manzoni), die Ruinen des Castello dell' Innominato, den Monte Baro, den Paretaio, wo Manzoni seine Lerchen fing, den Calcotto u. s. f. besuchten.

Bei dieser Gelegenheit erzählte mir Antonio Stoppani eine Manzoni'sche Anekdote, die nicht uninteressant ist, weil sie die Entstehung und Krystallisation von Legenden aus unserer eigenen modernen Zeit beleuchtet. In den „Promessi Sposi" sind sämmtliche Figuren der Erzählung freie Erfindung des Dichters. Weder Renzo noch Lucia, weder der brave Pfarrer Don Abbondio noch der Pater Cristoforo haben jemals gelebt, Manzoni hat ihnen Fleisch und Bein aus seiner Phantasie heraus geschaffen. Bekanntlich hat er später Lecco verlassen und abwechselnd seinen Wohnsitz auf seiner Besitzung Brusuglio bei Mailand oder in Mailand selbst und in Lesa genommen. Als er viele Jahre später einmal wieder den Lago di Lecco aufsuchte, zeigte man ihm, den das Volk nicht mehr von Angesicht kannte, allenthalben die Orte, an denen die Helden seines Romanes gelebt, und man versicherte ihm, daß alle diese Helden historische Personen waren, an deren Existenz im 17. Jahrhundert nicht erlaubt sei zu zweifeln. Die Geschichte hat Manzoni sehr erheitert, sie ist aber für jeden Litterarhistoriker beachtenswerth, und sie ist ganz geeignet, auf so manche Seite unserer hagiographischen Litteratur ein helles Licht zu werfen.

Im Jahre 1876 trugen Stoppani's Mitbürger in Lecco ihm die Vertretung im Parlamente an. Einen prinzipiellen Grund, dies Mandat abzulehnen, sah Stoppani nicht. Er stand mit seiner Gesinnung ganz auf dem Boden der nationalen Politik und mißbilligte bis an sein Ende das „Ne eletti nè elettori". Praktisch lag die Sache anders. Für einen Priester, der aus dem geordneten Verhältnisse zum Vatican nicht heraus treten wollte,

Digitized by Google

war der Eintritt in die Abgeordnetenkammer so gut wie unmöglich. Einen Augenblick träumte Stoppani, man werde ihm Seitens der kirchlichen Behörde keine Schwierigkeit machen und ihm in Rom gestatten, auch als Abgeordneter seine priesterlichen Functionen ruhig auszuüben; sehr bald muß er sich aber überzeugt haben, daß dies nicht geschehen werde, und so trat er von der ihm angetragenen Candidatur für den Montecitorio zurück. Das Programm, welches er aus Anlaß dieser Candidatur entwickelte, ward in der Aristokratie Mailands vielfach als ein großer politischer Fehler angesehen und scharf beurtheilt. Stoppani's Seele füllte sich mit Mißvergnügen über diese Vorgänge, und so entschloß er sich plötzlich, Mailand aufzugeben und an dem Istituto degli Studii superiori in Florenz den Lehrstuhl für Geologie zu übernehmen (1878). Hier organisirte er das Museum an der Piazza S. Marco, und hier hielt er einige seiner geistvollsten Conferenzen, wie diejenige über die Einheit der Wissenschaft (La unità dello scibile, 1877), über das Studium der Natur als Element der modernen Erziehung (Lo studio della natura come elemento educativo, 1878), über die Reinheit der Sprache (La santità del linguaggio, Inaugurationsrede, gehalten bei Gelegenheit seiner Aufnahme in die Accademia della Crusca, 25. November 1883). Vor dem aus Bologna hergekommenen geologischen Congreß sprach er am 4. October 1881 über die Fauna des Valdarno; in Rom hielt er 1881 vor den Majestäten den Vortrag über den gegenwärtigen Rückgang der Alpengletscher, der ihm die ungetheilte Bewunderung des Königs und der Königin zuzog. Die Königin Margherita, diese edle, hochgebildete Frau, der nichts entgeht, was in Italien idealen Zielen zustrebt, hat seitdem Stoppani ihre Gunst bis an sein Ende bewahrt. In dem Vorzimmer des Cardinals Hohenlohe bemerkte man eine große und prächtige Photographie Stoppani's, welche die mächtige Intelligenz und die ganze Reinheit und Herrlichkeit seiner großen Seele widerspiegelte; sie war ein Geschenk der Fürstin an unseren deutschen Cardinal, würdig der Geberin und werth des Kirchenfürsten, der

Digitized by Google

so manches Mal wehmuthsvoll vor diesem Bilde mit mir stand und den allzu frühen Heimgang des gefeierten Gelehrten mit mir betrauerte. Heute lebt mir Keiner mehr von den Beiden.

Den politischen Kämpfen war Stoppani in Folge seiner Ablehnung des Mandats für Lecco wieder entrückt, aber den theologischen und kichlichen Händeln der Zeit konnte er auf die Dauer unmöglich ferne bleiben. Mit jener Richtung, welche dem geistigen Leben der Gegenwart ängstlich abwehrend gegenübersteht, mußte Antonio Stoppani ebenso wie wir Alle, die wir uns Anhänger eines idealen Katholicismus nennen, zusammenstoßen. Jenen Tendenzen traten in den siebziger und achtziger Jahren in Italien hauptsächlich zwei Zeitschriften entgegen. Die eine hat unser trefflicher Freund Professor Vincenzo Papa unter dem Titel „Sapienza“ in Turin herausgegeben, bis er, auf höhere Ordre hin, sich zum Einstellen des Kampfes gezwungen sah; er ist jetzt ein stiller Mann geworden, ein feiner philosophisch vorzüglich begabter Geist, der nun im Schweigen dahinlebt. Die zweite Zeitschrift lebt noch und wird hoffentlich als Organ der national gesinnten Katholiken Italiens sich noch lange erhalten; sie ist das Eigenthum und die selbstlose Schöpfung meines theuren Freundes, des Marchese Manfredo da Passano, und in der Litteratur das Hauptorgan der Conciliationspolitik. Diesen Zeitschriften hat Stoppani seine Mitwirkung in umfangreichem Maße zugewandt, und aus den in ihnen abgedruckten Beiträgen entstanden die beiden Werke „La Cosmogonia Mosaica“ [1]) und „Il dogma e le scienze positive“ [2]). Was dem Verfasser in beiden Werken vorschwebte, war die Harmonisirung des Dogmas mit der Wissenschaft. Mit dieser Tendenz hing aufs innigste seine Bewunderung

---

[1]) A. Stoppani, La Cosmogonia Mosaica. Triplice saggio di una esegesi della Storia della Crazione, secondo la ragione e la Fede, Milano 1887.

[2]) A. Stoppani, Il dogma e le scienze positive, ossia la missione apologetica del clero nel moderno conflitto tra la ragione e la fede Milano 1886. 2a ed.

Digitized by Google

und Verehrung Antonio Rosmini's zusammen. Ich habe an diesem Orte[1]) das Leben und das Werk des berühmten Roveretaner Philosophen dem deutschen Publicum vorgeführt und gezeigt, wie das Wirken dieses großen Mannes ganz in dem Streben aufging, in seiner eigenen Person und in der Thätigkeit und Erscheinung des von ihm gestifteten Istituto della Carità den unzerstörbaren Bund von Religion, Wissenschaft und Patriotismus darzustellen. Rosmini's Name ist in Italien lange Jahrzehnte hindurch das Band geblieben, welches Tausende der besten Geister mit der religiösen Welt zusammenhielt. Stoppani war frühzeitig mit seiner Philosophie bekannt geworden; je mehr seine Einsicht reifte, desto energischer ward seine Parteinahme für den Namen, der damals in Italien Symbol des besten und edelsten Idealismus, aber auch Gegenstand des bitteren Hasses aller Derer geworden war, welche, ehrlicher Wissenschaft abhold, patriotischer Gesinnungen bar, unter dem Deckmantel der Religion nur sehr irdische und weltliche Absichten verbergen. „Ich bin", sagte Stoppani einmal, „alle Zeit und in allen Dingen der Kirche als der Richterin und unfehlbaren Lehrerin der Wahrheit vollkommen unterworfen; aber ich erkläre zu gleicher Zeit, daß ich stets, mit aller Verachtung und aller Entrüstung, deren ich mich fähig halte, jene ciurmadori sacrileghi (sacrilegischen Marktschreier) zurückstoße, welche heute, nur allzu zahlreich und allzu unerträglich, im Namen der Kirche und des Papstes uns befehlen wollen." Es war vor Allem das Thema von der weltlichen Macht des Papstes, welches fort und fort die Geister beschäftigte und auch Stoppani mehr als einmal in die Arena herabrief. Die berühmte, von den Exjesuiten Carlo Passaglia 1862 in Umlauf gesetzte Adresse „Pro Causa Italiana" und die Adresse von 1880 gaben ihm Anlaß, die Frage des Temporales und der Versöhnung des Papstes mit Italien zu prüfen und die Forderungen der Intransigenten in einem diesen

[1]) Deutsche Rundschau, 1888, Bd. LIV, S. 331 ff., und Bd. LV, S. 49 ff., 218 ff. und 354 ff. — Der Aufsatz ist wieder abgedruckt in meinen Essays, Bd. I, S. 85 ff. Berlin 1896.

Digitized by Google

gewidmeten Bande zurückzuweisen[1]). Selbstverständlich bemühten sich die Gegner sofort, eine Verdammung dieses Werkes in Rom durchzusetzen. Ein Schreiben, welches Stoppani an Leo XIII. richtete, und eine Audienz, welche er bei dem Papste hatte, kamen diesen Machinationen zuvor, und es verzog sich jener Sturm. Die Kämpfe brachen wieder aus, als die Feinde Rosmini's so geschickt waren, den bereits vom Vatican (durch den damaligen Maestro del S. Palazzo P. Vincenzo Maria Gatti) genehmigten Neudruck des Rosmini'schen Briefwechsels zu verhindern. Diese beiden Bände, welche schon 1857 (Torino, Opere XXXI) unter dem Titel „Epistolario di Antonio Rosmini" herausgegeben waren, bilden eine kleine Auswahl aus der über 15000 Nummern zählenden Correspondenz des Philosophen und tragen wesentlich den Charakter des freundschaftlichen Austausches und der Belehrung in Dingen des inneren Lebens. Die Fragen der Speculation, welche Anlaß zu den Controversen über Rosmini's System gegeben haben, sind hier nicht verhandelt, und ebenso wenig sind politische Gegenstände berührt, welche die Empfindlichkeit Anderer wecken konnten. Was die Gegner an diesem Briefwechsel haßten und verfolgten, war einfach und ausschließlich die mächtige Wirkung, welche die Lectüre desselben auf jedes christliche Gemüth üben mußte. Sie sahen, daß, wer jene Briefe gelesen, tief durchdrungen sein mußte von der geistigen und sittlichen Größe dieses Mannes, der nie etwas Anderes als die Sache Gottes gesucht hatte. Rosmini war ihnen ein Dorn im Auge, weil er zugleich ein Freund der Wissenschaft und vernünftiger Freiheit war. Der Wiederabdruck der ersten, vergriffenen Ausgabe des „Epistolario" mußte also verhindert werden, und so begab sich der P. Cornoldi, damals Hauptredacteur der „Civiltà cattolica" in die Druckerei der Via Tata Giovanni Nr. 2, wo das Buch gedruckt wurde, und verbot, angeblich im Namen des Papstes, die Fortsetzung des Druckes. Zeugen dieses

[1]) A. Stoppani, Gli Intransigenti alla stregua dei fatti vecchi, nuovi e nuovissimi. Note postume ad un Appendice sull' Indirizzo del Clero italiano al Papa nel 1862. Milano 1886.

Digitized by Google

Vorganges waren zwei hervorragende Ordensmänner, von denen der eine der berühmte Astronom P. Denza war, welcher vor einigen Jahren als Director der vaticanischen Sternwarte gestorben ist. Stoppani veröffentlichte ihre Mittheilung in dem Artikel „Proposte di alcuni rettificazioni di fatto al Osservatore Romano“ in der „Gazzetta d' Italia“ [1]). P. Cornoldi schwieg ein Jahr lang über die Sache und erklärte dann in der „Civiltà cattolica“, daß er den Fuß niemals in jene Druckerei der Via Tata Giovanni gesetzt habe. Die beiden Ordensgeistlichen, welche ihn dort gesehen, bestätigten das Factum, und es stellte sich schließlich heraus, daß P. Cornoldi zwar nicht in dem Saal der Druckerei, sondern in dem Bureau ihrer Direction vorgesprochen hatte. Ich bemerke dazu, daß P. Cornoldi damals als noch völlig des Gebrauches seines Verstandes mächtig galt und erst später verrückt wurde. Aber Manches hat er sicherlich schon damals ausgeführt, wofür es unrecht und höchst unangemessen wäre, die Gesellschaft Jesu oder gar den Heiligen Stuhl verantwortlich machen zu wollen.

Stoppani hatte keinen Grund, mit seiner Stellung und seinem Aufenthalt in Florenz unzufrieden zu sein. Ein Kreis ausgezeichneter Männer hatte ihn dort sympathisch aufgenommen. Er durfte sich der Freundschaft Bettino Ricasoli's rühmen, den ein zu früher Tod dahinnahm. Die Fürstin Corsini, die Marchesi Torrigiani, deren einer noch heute mit Glanz und Ehren das Syndikat von Florenz bekleidet, der Senator Ubaldino Peruzzi, die Fürsten Rospigliosi, vor Allen unser gemeinsamer Freund, der Marchese da Passano, trugen das Ihrige bei, um ihm die Blumenstadt am Arno zur zweiten Heimath zu machen. Gleichwohl sehnte er sich nach Mailand zurück, und als 1882 durch den Tod seines Freundes Emilio Cornalia die Direktion des Museo Civico daselbst erledigt wurde, kehrte er, vorzüglich auf Betreiben des Sindaco Gaetano Negri, und des ausgezeichneten Mathematikers

[1]) Der Aufsatz ist wieder abgedruckt im Anhang zu Stoppani's „Exemeron“, Torino 1894. — Vergl. zu diesen Vorgängen: G. B. Bulgarini, Antonio Stoppani e la Civiltà cattolica. Genova 1885.

Digitized by Google

Brioschi, nach der Hauptstadt der Lombardei zurück, um mit der Leitung der naturwissenschaftlichen Sammlungen im Museo Civico zugleich seine alte Professur an dem königlichen Polytechnicum wieder einzunehmen. Wie allgemein, bei allen Guten, die Freude über diese Rückkehr war, bezeugen die schönen Kundgebungen des Cardinals Alimonda, der unserem unvergeßlichen Gastaldi als Erzbischof von Turin gefolgt war, und des Cardinals Rotelli, der zu den liberalen Elementen der ersten Hälfte des gegenwärtigen Pontificates zählte. Alimonda beehrte 1882 Stoppani's greise Mutter in Lecco mit seinem Besuche; bald darauf, am 2. November 1883, starb, 85 Jahr alt, diese würdige Frau, umgeben von den Ihrigen und getröstet durch den Beistand ihrer priesterlichen Söhne. Lecco sah kurz darauf die Centenarfeier der Geburt Alessandro Manzoni's, und Stoppani trat durch die Wahl seiner Mitbürger an die Spitze des Comitees, welche das Denkmal für den Dichter der „Promessi Sposi" vorbereiten sollte. Inzwischen war er auf seinem wissenschaftlichen Arbeitsfelde nicht unthätig. Die Abhandlungen über den Bernstein (L' Ambra nella storia e nella geologia) und diejenige über die Natur der Vulcane (Che cosa è un vulcano?) fallen ebenso wie die Vorstudien zu dem „Exemeron" ins Jahr 1886. Zu gleicher Zeit lag ihm und seinen Freunden, vor Allen seinem wackern Neffen Angelo Maria Cornelio, die Vertheidigung der Sache Rosmini's am Herzen. Es wurde ein kleines Capital zusammengebracht und unter dem Titel „Rosmini" eine Zeitschrift gegründet, welche die eingegangene „Sapienza" des Professors Papa ersetzen und ein Centralorgan für die Verbreitung der rosminianischen Philosophie, zugleich aber auch für die ganze von Antonio Rosmini und den Seinigen getragene Weltanschauung sein sollte. Die Männer, welche zu diesem Unternehmen zusammentraten, glaubten sich auf die von Pius IX. bestätigten Decrete der Indexcongregation vom 3. Juli 1854 und vom 20. Juni 1876 berufen zu dürfen, in welchen ausdrücklich hinsichtlich der Werke Antonio Rosmini's das „Dimittantur" ausgesprochen und erklärt war,

Digitized by Google

es stehe Niemandem zu, wegen derselben die Orthodoxie und gesunde Lehre desselben anzufechten (non essendo lecito infliggere censure in materia religiosa, e avente relazione alla fede e alla sana morale sulle Opere di Rosmini e sulla di lui persona), und es sei die Erörterung seiner Lehren der rein wissenschaftlichen Discussion anheim gegeben. Die Gegner Rosmini's, gewohnt, päpstliche Erlasse nur zu respectiren, wenn sie ihnen bequem und günstig sind, und über sie zur Tagesordnung überzugehen, falls sie ihnen nicht passen, hatten von 1854 an sich um diese Entscheidung nicht gekümmert und fortgefahren, das Andenken Rosmini's, seine Person und seine Rechtgläubigkeit zu beschimpfen und zu verdächtigen. Kein Wunder, daß die Gründung der neuen Revue „Rosmini" sie außer Rand und Band brachte. Das extremste Organ dieser Richtung, der in Mailand von Don Albertario geleitete „Osservatore Cattolico", brachte zu Weihnachten 1886 unter dem Titel einer „Rivista italiana" eine Fluth der unsinnigsten und frechsten Verleumdungen gegen Stoppani. Die Curie von Mailand gab Letzterm ihre Zustimmung dazu, gegen den „Osservatore Cattolico" eine Verleumdungsklage einzureichen, was Stoppani nun that (1887), unterstützt durch die Sympathien der ganzen Stadt, sicher des Erzbischofs, anscheinend auch durch den gegen Don Albertario Seitens des Heiligen Vaters ausgesprochenen Tadel[1]) autorisirt. Den Bischöfen von Piacenza und Cremona, welche Zeugniß für Stoppani und gegen Albertario abzulegen bereit waren, wurde das Erscheinen vor Gericht zwar untersagt. Trotzdem endigte der Proceß mit einer Verurtheilung Albertario's, die einer völligen Vernichtung desselben in den Augen aller anständigen Menschen gleichkommt.

[1]) In dem Schreiben an die Metropoliten von Oberitalien mahnt Leo XIII. zur Einigkeit und sagt unter Anderem: „gegenwärtig steht zu befürchten, daß diese Eintracht durch den Streit der Parteien gestört wird, wozu ein gewisses Journal der Lombardei und die Doctrin eines in der Geschichte der modernen Philosophie hochberühmten Mannes Anlaß geben." Für gewisse Details dieser Angelegenheit vergl. Cornelio a. a. O., S. 260.

Digitized by Google

Das Requisitorium des königlichen Staatsanwaltes, Adolfo Barchialoni, eines übrigens sehr hochgebildeten und eifrigen Katholiken, faßte das ganze Verhalten des angeklagten Journalisten in einer Weise zusammen, welche keinem Ehrenmanne mehr die Möglichkeit läßt, Albertario als seines Gleichen zu betrachten. Er ist und bleibt durch das Urtheil vom 11. Juli 1887 als das Modell eines gewissenlosen Journalisten gebrandmarkt[1]).

Man kann nicht umhin, recht sonderbare Betrachtungen an diese Vorgänge zu knüpfen. Don Albertario hat als Priester und als Journalist eine Vergangenheit, auf deren Details einzugehen mich anekeln würde. Wer darüber Näheres zu erfahren wünscht, mag das Buch des Grafen Grabinski nachschlagen[2]). Es genügt, daran zu erinnern, welch' scandalöse Aufführung ihm sein Ordinarius, der Bischof von Cremona, vorzuwerfen hatte; in welch' roher und frecher Weise er und sein Journal bis auf die Gegenwart diesen ausgezeichneten, in ganz Italien verehrten Oberhirten angriffen. Das Beispiel Albertario's ist typisch. Fast Alle, die heute geistig etwas unter uns bedeuten, theilen Stoppani's Schicksal. Stoppani's Natur war zu empfindsam und weich, um diese Dinge ohne tiefe schmerzliche Erschütterung zu ertragen; vielleicht war er auch nicht Historiker genug, um sie als fast selbstverständliches Produkt eines natürlichen Processes zu erkennen und nach Gebühr zu verachten. Ich verkehrte in jener Zeit viel mit ihm und bemerkte mit Trauer, wie gerade dieser ihm aufgedrungene Proceß gegen Albertario ihm das Leben verbitterte, und wie ihn das Verhalten Derer, welche in erster

[1]) Ritengo di avervi sin qui dimostrato che concorrono negli articoli querelati gli estremi tutti della diffamazione e dell' ingiuria; che cioè non si sono discusse le opinione dell' abate Stoppani, ma lo si è caricato di ignominie e di vituperi; lo si è deriso e dileggiato persino nel suo modo di vestire, nella zazzera e nei calzoni lunghi, e con dolosa intenzione, si è fatto ricorsa alla falsità ed alle calunnie manifeste (Cornelio a. a. O., S. 275).

[2]) Gius. Grabinski, Storia documentata del giornale L' Osservatore Cattolico di Milano. Milano 1867. Besonders S. 48 betreffs des Scandals von Bidana.

Digitized by Google

Linie berufen und verpflichtet waren, seine Ehre zu schützen, aufs Tiefste kränkte. Diese ganze Episode hat unzweifelhaft viel dazu beigetragen, die Keime jenes Herzleidens auszubilden, dem er bald darauf unterliegen sollte.

Der Gerichtshof hatte in allen Instanzen Albertario zur höchsten zulässigen Geldstrafe verurtheilt; es war für Stoppani eine anmuthige Genugthuung, einen Theil dieses im Uebrigen wohlthätigen Zwecken zugewiesenen Betrages dem Comitee für das Denkmal Antonio Rosmini's übergeben zu können, welches seither in Mailand errichtet wurde (1896). Auf unfreiwillige Weise hatte Don Albertario also einen namhaften Beitrag zu dem Monumente des von ihm so leidenschaftlich verfolgten Philosophen geliefert[1]).

Stoppani unternahm, um sich von diesen Aufregungen zu erholen, im August 1887 eine Reise nach Rußland, die ihm neue Kenntnisse und neue Ehren eintrug. Zurückgekehrt veröffentlichte er sein Buch über die Kosmogonie des Moses[2]) und hielt am 18. December seine Conferenz über die italienischen Missionen. Dieser Vortrag stand in engem Zusammenhange mit jenen Bemühungen italienischer Patrioten, welche die Mission unter ihren Landsleuten in Afrika, Asien, Amerika, aber auch die Ausbreitung des Glaubens unter den indigenen Bevölkerungen dieser Erdtheile ins Auge gefaßt haben, — Bestrebungen, welche hervorragende Männer, wie Bonomelli, Passano und der berühmte Aegyptologe Schiaparelli, vertreten, und welche außer dem religiösen Zweck auch die bestimmte Tendenz verfolgen, die italienischen Schulen im Orient dem angemaßten französischen Protectorat gegenüber zu schützen und selbständig zu stellen. Die Absichten dieser Männer berühre sich also sehr eng mit den Zielen unserer Orientpolitik, und ich

[1]) Vergl. A. M. Cornelio, Antonio Rosmini e il suo Monumento a Milano. Torino 1896.

[2]) Stoppani, Sulla Cosmogonia Mosaica. Triplice Saggio di una Esegesi della Storia della Creazione secondo la Ragione e la fede. Milano 1887.

Digitized by Google

benutze gern die Gelegenheit, um ihr Werk der Aufmerksamkeit der deutschen Staatsmänner zu empfehlen.

Die schwersten Prüfungen sollte Stoppani gerade in den letzten Jahren seines Lebens erdulden. Keine unter ihnen mußte ihm schmerzlicher sein als die Verdammung der vierzig Thesen Rosmini's, welche am 14. December erfolgte und am 7. März 1888 bekannt gegeben wurde. Schon einige Zeit vorher hatte der Stoppani nahe befreundete Cardinal Schiaffino Jenem durch den aus Rom zurückgekehrten Abate Giulio Tara mittheilen lassen, daß „ein für die Kirche und die Sache der Religion schmerzliches und bedauerliches Ereigniß bevorstehe." Trotzdem war Niemand vorbereitet auf eine Censur, welche den Anhängern Rosmini's im Gegensatze zu den Entscheidungen der Indexcongregation von 1854 und 1874 zu stehen schien[1]), und deren Nothwendigkeit sie nicht einsehen wollten.

Ich bin weit entfernt, hier eine Kritik dieser Zusammenstellung der vierzig Thesen geben oder diese Entscheidung irgendwie angreifen zu wollen. Ich wiederhole hier, was ich schon früher erklärt habe: daß ich diesen Fragen der speculativen Philosophie und Theologie persönlich fern stehe und die Erörterung derselben Denen überlasse, welchen sie obliegt. Was aber die Vorgeschichte dieser Censur anlangt, so muß ich sagen, daß sie für das Publicum noch nicht aufgeklärt ist, und daß ich es zur Zeit nicht für angemessen erachte, das, was mir darüber bekannt ist, darzulegen. Ich bin stets für das Ansehen der Person Antonio Rosmini's eingetreten, aber ich habe auch stets den Wunsch gehabt, daß in dieser Debatte das Ansehen des Heiligen Stuhles in keiner Weise gemindert werde.

[1]) Zur Richtigstellung dieser Vorstellung muß bemerkt werden, daß die verurtheilten vierzig Thesen den posthumen Schriften Rosmini's entnommen waren und also nicht den 1854 und 1874 dimittirten Werken angehören. Es muß ebenso betont werden, daß manche ontologische Sätze Rosmini's, gewiß gegen seine Absicht, einen pontheistischen Anstrich haben konnten und mußten, wie das seiner Zeit bei den großen Mystikern des 14. Jahrhunderts und bei einem Nikolaus Cusanus ebenfalls zu constatiren war.

Digitized by Google

Stoppani's treue Anhänglichkeit an das kirchliche Lehramt bewährte sich indessen auch bei dieser Heimsuchung, wie sein Schreiben an den Erzbischof Calabiana vom 29. März 1888 beweist (Cornelio S. 353). Daß ihm gleichwohl damit ein Stück vom Herzen zerbrochen war, konnte nicht zweifelhaft sein.

Er war nicht das einzige Opfer dieses Vorganges. Von Don Francesco Paoli, meinem unvergeßlichen Freunde, dem letzten und intimsten Vertrauten Rosmini's, behalte ich mir vor, die Leser der „Deutschen Rundschau" in einem eigenen Essay zu unterhalten. Als ich denjenigen über Antonio Rosmini schrieb und in diesen Blättern mittheilte, weilte Paoli noch unter den Lebenden. Die schmerzlichen Ereignisse vertrieben ihn aus Rovereto und brachen die Kraft des achtzigjährigen Greises. Von all' dem später. Auf zwei andere Gräber aber möchte ich hier ein Blatt wehmüthiger Erinnerung legen.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß bei den Unruhen in Mailand, im Mai 1898, das Kloster der Capuciner vor Porta Venezia von den Truppen in Sturm genommen und seine Insassen wegen angeblichen heimlichen Einverständnisses mit den aufrührerischen Arbeitern verhaftet und vor das Kriegsgericht gestellt wurden. Die Untersuchung ergab ihre völlige Unschuld: die socialistischen Insurgenten hatten sich in das Kloster geworfen und es, sehr gegen den Willen der unglücklichen Mönche, zu einem Vertheidigungspunkt gemacht. In diesem Convente lebten Männer, denen ich die höchste Verehrung zollte. Der Sturm auf das Kloster kostete meinem edlen Freunde, dem P. Gaudenzio da Cremona, das Leben. Dieser ehrwürdige Greis war das genaue Abbild eines jener Jünger des heiligen Franciscus, wie sie uns, aus der Umgebung des Heiligen in dem Speculum oder den Fioretti di S. Francesco entgegentreten. Man konnte ihn dem berühmten P. Juniperus vergleichen. Güte, Verzeihung, Liebe, unsagbare Einfachheit und Armuth und ebenso unsagbare Hingabe an den Dienst der Armen und Kranken traten in seltener Vollkommenheit an diesem Mönche hervor, den man nicht kennen

Digitized by Google

konnte, ohne ihn zu lieben. Viele Jahre hindurch war, wenn ich nach Italien ging, oder aus diesem gelobten Lande den Rückweg in unseren Norden nahm, der Besuch des Padre Gaudenzio mir eine Quelle reinsten Trostes und Genusses. Nun ist auch das dahin. Er lag krank in der Infirmerie des Klosters, als dieses gestürmt wurde, und die Aufregung dieser Stunden beschleunigte den Tod des fast Achtzigjährigen.

Padre Gaudenzio zählte zu den seltenen Menschen, welche die Vorsehung wie Engel zu uns herabsendet, um uns mit dem Zauber ihres einfach-kindlichen, religiösen Gemüthslebens für so manches Weh zu entschädigen, das uns tausend Andere zufügen. Er war kein Gelehrter, doch beurtheilte er mit gesundem Menschenverstand die geistigen Strömungen der Zeit, und es gab keine Falte seiner Seele, die den Einflüssen der politischen Leidenschaften offen gestanden hätte. Eine total verschiedene Natur war der Padre Agostino da Crema, welcher in demselben Kloster der Capuciner lange Zeit als Lector der Philosophie wirkte. Vielleicht hat außer dem Father Newman nie ein anderer Mensch mir als Vertreter des religiösen Gedankens und des idealen Katholicismus einen tieferen Eindruck hinterlassen als diese wundervolle Mönchsgestalt. Er war, als ihn die Hand des Todes anfaßte, noch ein verhältnißmäßig junger Mann; ziemlich hoch von Wuchs, trug er einen Kopf zwischen den Schultern, dessen edle Bildung von den herrlichsten Geistesanlagen sprach. Das Antlitz war bleich und trug die Spuren eines nicht bloß abgetödteten, sondern abgehärmten und kummervollen Lebens: wer ihn kannte, wußte, daß das, was an diesem Leben zehrte, der Schmerz über den Anblick unserer heutigen Zustände und insbesondere die Trauer über die seinem großen Meister gewordene Behandlung war. Aus den Augen leuchtete ein mächtiges Feuer, das die ascetischen Züge des Antlitzes geheimnißvoll beleuchtete. Der feine Mund war ans Schweigen gewöhnt, aber wenn der Mönch einem Vertrauten gegenüberstand oder ein wissenschaftliches Problem ihn reizte, so ergoß sich aus ihm ein Strom heller und erfrischender Beredsamkeit. Vielleicht

Digitized by Google

gab es in unseren Tagen keinen besseren Kenner der in dem Orden des heiligen Franciscus traditionell gepflegten scotistischen Philosophie. Stundenlang habe ich mich an dem erquickt, was er in ununterbrochener Rede über das Verhältniß des Scotismus zum Thomismus und über das der Philosophie der Vorzeit zu dem System Antonio Rosmini's vorzutragen wußte. Saß ich in der engen, stillen Zelle diesem Manne gegenüber, so hatte ich die Empfindung, einem der auserlesensten und herrlichsten Geister der Gegenwart mich nahe zu fühlen; aber man empfand auch unwillkürlich, daß dieser Geist kaum mehr dieser Erde angehöre und bereits ganz in einem besseren Jenseits wohne: ein Hauch des Paradieses ging von ihm aus.

Die Vorgänge, welche eben berührt wurden, zerrissen den schwachen Faden, der dies kostbare Leben noch mit dem Diesseits verband. Ich sah ihn zuletzt im Frühjahr 1888; mit unsäglicher Wehmuth trennte ich mich von dem Manne, der mir in kurzer Zeit ein treuer Freund — pars et dimidium animae — geworden war. Nach Hause zurückgekehrt, hoffte ich Nachrichten von ihm auf meinem Tische zu finden; was ich fand, war die Anzeige seines Todes. — — —

Es fehlte Stoppani in diesen Zeiten der Trauer nicht an Ermuthigungen und Tröstung. Der Cardinal Schiaffino, dessen geradem, freiem Geiste, dessen freundlicher Gesinnung für Stoppani wie für mich ich an dieser Stelle gerne den Ausdruck dankbarer Verehrung widme, war nicht der einzige unter den hohen Würdenträgern der Kirche, welcher sympathisch mit ihm empfand. Auch der milde und versöhnliche Cardinal Alimonda hielt seine Meinung nicht zurück. Stoppani konnte, an ein Wort Bossuets anknüpfend, aus dem letzten Brief des Cardinals an ihn die Worte citiren: „wenn der Mensch sich von seiner Thätigkeit zurückziehen muß oder ohnmächtig wird, dann erscheint die Action Gottes" (quando l' azione dell' uomo si ritira o diventa impotente, allora sottentra et apparisce Dio).

Aber so sicher Stoppani die Sympathien der Freunde waren,

Digitized by Google

so wenig konnte diese Ueberzeugung den Fortschritt des Uebels hindern, das unter dem schweren moralischen Druck eine rasche Ausbildung gewann. Ein erster schwerer Anfall von Angina pectoris setzte Stoppani's Familie, seinen Bruder, den trefflichen Propst von Santa Maria alla Passione, Cornelio und dessen Gattin, in Bestürzung. Ein unheilbares Leiden war zu Tag getreten. Die Verwandten suchten den Kranken zu zerstreuen und bewogen ihn zu einem Aufenthalt in Rom, wo er einer Sitzung der königlichen Accademia dei Lincei als Mitglied beiwohnte und neue Beweise königlicher Huld von dem anwesenden Herrscherpaar empfing. Die Königin insbesondere unterhielt sich mit ihm über die schwebenden Fragen und äußerte, zu Tabarrini und Stoppani gewandt: „das ist eine Verfolgung, die man nicht begreifen kann." Zum letzten Mal sah Stoppani in jenen Tagen auch den greisen, blinden Erzbischof von Nisibis, Monsignore Tizzani, der einst in der Congregation gesessen hatte, die Rosmini's Schriften freigab, und der sich und den Freund an den Ausspruch Pius' IX. erinnerte: „Gott sei Dank, daß er von Zeit zu Zeit zum Besten seiner Kirche solche Männer wie Rosmini sendet." Obgleich ein hoher Würdenträger der Kirche — er war zugleich Patriarch von Antiochien, — bedeutete auch schon Tizzani nichts mehr. Ich sah ihn manches Mal in seiner bescheidenen Wohnung 33 via Sforza ai Monti: eine zusammengebrochene Ruine, beschäftigte er sich immer noch im Geiste mit einer vielbändigen Conciliengeschichte, über deren Abschluß er Vieles zu sagen wußte und, des Lichtes beraubt, nichts mehr zu schreiben vermochte.

Hier begegnete Stoppani auch zum letzten Male seinem Freunde P. Denza, dem berühmten Astronomen, der damals völlig gichtbrüchig seinem Ende entgegenging. Die beiden großen Naturforscher trafen sich auf der Treppe von San Pietro. Denza's letzte Worte an Stoppani mußten Letztern tief bewegen. „Ich lebe," sagte der Director der päpstlichen Sternwarte, „da oben in meiner Specola Vaticana; aber ich lebe stets mit Ihnen, und ohne Unter-

Digitized by Google

laß weilt mein Gedanke nahe bei Ihnen. Ich muß Ihnen sagen, wie hoch ich stets Ihre Arbeiten und Ihre Kämpfe für die Wahrheit geschätzt habe. Es drängt mich, Ihnen, ehe ich sterbe, zu sagen, daß ich gleich Ihnen von Schmerzen erfüllt bin angesichts des großen Unheiles so vieler Dinge, welche sich zutragen, und es drängt mich, Ihnen zu sagen, daß ich stets auf Ihrer Seite stehen werde."

Genußreich und erfreulich gestaltete sich für Stoppani der Rückweg von Rom in die Heimath. In Perugia empfing ihn der Erzbischof dieser Stadt, Monsignore Foschi, mit offenen Armen; vor Allem aber werthvoll war ihm das Wiedersehen mit Derjenigen, in welcher er die größte Dichterin des heutigen Italiens verehrte. Ich habe seiner Zeit in diesen Blättern die Persönlichkeit Alinda Bonacci-Brunamonti's vorgeführt und ihre Dichtungen zu analysiren versucht[1]); es ist bei dieser Gelegenheit auch von dem naturwissenschaftlichen Gedichte „Stelle nere" die Rede gewesen, welches die Dichterin Antonio Stoppani gewidmet hat. Die Freunde unterhielten sich über die Lage der Geister in Italien, und Donna Alinda beklagte das Einreißen einer total heidnischen Denkart; sie klagte darüber, daß die Masse der Nation zerstreut, gleichgültig, unthätig, unwissend hinsichtlich dessen, was vorgeht, dahin lebe, während in ihrer Mitte die Vampyre der Politik ihr das Blut aus den Adern saugen und ihr nur die Wahl zwischen cadavermäßiger Ergebung und Rebellion lassen.

In Siena traf Stoppani mit anderen Freunden zusammen. Eine Nichte Rosmini's, Maria Rosmini, lebte dort mit ihrem Gatten Angelo Giacomelli und ihrer Tochter Antonietta, welche damals dem berühmten Besuche die ersten Blätter ihrer Schrift „Lungo la via" vorlegen durfte. Seither hat Antonietta Giacomelli sich durch die kleine Zeitschrift „L' ora presente" und andere Schriften bekannt gemacht. Die Familie, welche auch der

[1]) Vergl. oben S. 79. — Seither sind einige Poesien Brunamonti's ins Deutsche übertragen durch Fräulein Valérie Matthes. (Italienische Dichter der Gegenwart. Berlin 1899. S. 162 ff.)

Digitized by Google

Schreiber dieser Zeilen zu seinen Freunden zählt, zog später nach Rom und lebt jetzt in Venedig.

Nach Lecco zurückgekehrt, in seinem zum Landsitz umgewandelten Kloster Pescarenico, wandte Stoppani seine unermüdliche Thätigkeit der Errichtung eines Asyls für kranke Greise zu; das war ja das Eigenthümliche an diesem Gelehrten, daß, wo sein Blick sich von der Beobachtung der Natur und den Büchern erhob, um auszuruhen, er sich sofort den Leiden der ihn umgebenden Menschheit zuwandte und auf Mittel sann, Anderen Trost und Linderung zu spenden. Die Bitternisse, welche der Parteizwist ihm bereitete, wuchsen nie zur Bitterkeit aus; so reich geschmückt und so voll von Licht und Wärme war die Seele dieses Forschers, daß er auch in den Stunden tiefer Betrübniß noch immer einen Strahl der Sonne auf die Existenz der leidenden Menschheit zu werfen wußte.

Im Sommer 1888 schickte man Stoppani ins Trentino, wohin er, um in den Wassern von Rabbi Heilung zu suchen, kam. Er selbst, aber auch eine geistvolle, in den letzten Jahren vielgenannte Frau, die bekannte Schriftstellerin Luisa Anzoletti, haben über diesen Aufenthalt berichtet[1]). Im October unternahm er eine andere kleine Reise, um, der Einladung der Localautoritäten folgend, der Einweihung der neuen Eisenbahn nach Domo d' Ossola anzuwohnen. In Gravellona erwarteten ihn die Patres de Vit und Calza aus dem Institute der Rosminianer: jener der berühmte Lexikograph und Antiquar, dieser Verfasser eines viel genannten und von hoher Begabung zeugenden Handbuches der Philosophie, welches die Grundlinien des rosminianischen Systems darstellte. Nach der Festfeier, welche in dem Hofe des Collegio Mellerio-Rosmini in Domo d' Ossola stattfand, reiste Stoppani mit de Vit noch zu Wagen nach Stresa, um dort dem Grabe Antonio Rosmini's einen Besuch abzustatten. Es ist ein reizender, an Naturschönheiten reicher Weg. Vor Gravellona sieht man wie durch eine

[1]) La Valle di Rabbi. Lettere di A. Stoppani, pubbl. in appendice all' Exemeron dall' Unione editrice Torinese. II, 482—501.

Digitized by Google

Spalte in die großartige Gebirgswelt des Monterosa hinein; römische Alterthümer erinnern uns daran, wie die Römer längst den Alpenübergang über den Simplon suchten und kannten. Man kommt an dem Lago d' Orta vorbei und sendet der köstlichen Insel, die aus diesem wundervollen stillen See emporsteigt, seinen Gruß zu. Man sieht rechts die Granitbrüche, den Monte Varallo, die Marmorbrüche, aus denen das Material für den Mailänder Dom gebrochen wurde. Bei Baveno erschließen sich die Herrlichkeiten des Lago Maggiore, die Borromäischen Inseln tauchen vor unseren Blicken auf, Locarno und die schneebedeckten Alpen im Hintergrunde. Man fährt an der Villa Bolongaro vorbei, die jetzt der Herzogin von Genua gehört, und in welcher Antonio Rosmini die letzten Jahre seines Lebens zugebracht hat und gestorben ist. Stresa ist erreicht, und auf dem weiteren Wege gelangt man zu dem Collegio der Rosminianer, wo die irdische Hülle des großen Philosophen unter dem von Vela geschaffenen Denkmal ruht. Wie manches Mal habe ich all' diese Stationen von Domo d' Ossola bis Stresa zurückgelegt, damals, als die Freunde de Vit, Don Francesco Paoli und Andere noch unter den Lebenden weilten! Wie manches Mal ging ich den Weg ab, den Manzoni und Rosmini zwischen Stresa und Arona zurücklegten, um sich zu sehen und um Gedanken auszutauschen, die einer fernen und vor der rauhen Wirklichkeit völlig versunkenen Romantik angehören.

Ich schreibe diese Zeilen inmitten einer wundervollen Natur, an einem der ersten Herbsttage des sinkenden Jahres. Mit ihm stirbt das Jahrhundert dahin: aus den Wipfeln der mächtigen Baumriesen, in deren Schatten ich sitze, sinkt wie ein leiser Regen das fallende Laub herab: es weint die Natur über ihre eigene Vergänglichkeit. Der Blick des Kirchenhistorikers wendet sich unwillkürlich zurück auf das Jahrhundert, welches heute dahinstirbt: was ist Alles mit ihm dahin den Weg alles Irdischen gegangen! Gerade vor hundert Jahren blühte unsere religiöse, poetische, künstlerische Romantik auf: was ist von ihr übrig geblieben, wo hat

Digitized by Google

sie heute noch ihre Heimath? In der Politik ist sie vor dem grausamen Gesetze der Nothwendigkeit endgültig zurückgewichen, in Leben und Kunst ist sie dem Realismus und Verismus unterlegen, in der Religion erstarb sie vor dem Meduſenhaupt politischer Selbstsucht. Novalis hat umsonst gesungen, keine Stimme aus dem fernen Osten gibt seinem sehnsüchtigen Rufe heute noch Antwort.

Als Stoppani von diesem Ausfluge zurückkehrte, sah er sich sogleich neuen Trübsalen gegenüber. Man insinuirte ihm die Unterdrückung des „Rosmini“, deren er sich weigerte; man bedrohte ihn und seinen Bruder mit einem Proceß wegen der Subscription für das Denkmal Rosmini's. Die Subscription fiel glänzend aus, aber die Zeitschrift ward nun — ein Entgeld für diesen Erfolg — im Juli 1889 auf den Index gesetzt. Jetzt beschloß das Redactionscomitee, den „Rosmini“ aufzugeben und an seine Stelle den „Nouvo Rosmini“ zu setzen, der mit einem Abdruck der Bulle Clemens' XIV. über die Aufhebung des Jesuitenordens und einem Vergleich des Processes Galilei's mit demjenigen gegen Antonio Rosmini seine Laufbahn begann, sehr bald gleichfalls auf den Index gesetzt wurde, indessen sich doch achtzehn Monate am Leben erhielt und erst mit dem Tode Stoppani's das Zeitliche gesegnet hat.

An dieser Fortsetzung seiner Zeitschrift nahm Stoppani indessen keinen Antheil mehr[1]). Es widerstrebte ihm, anonym zu schreiben: andererseits war er durch seine wissenschaftlichen Arbeiten ganz in Anspruch genommen, namentlich durch die Studien für das „Exemeron“, das seine letzte große Arbeit sein sollte, und das ihm außerordentlich am Herzen lag. Zunächst nahm ihn der Umbau bezw. Neubau des Museo Civico, dann die Aufstellung

[1]) Gewiß mit Recht. Auch ich habe die Wiederaufnahme der Zeitschrift mißbilligt, und ich kann auch heute nur bedauern, daß nicht von allen Freunden der Rosmini'schen Sache jene maßvolle Zurückhaltung beobachtet wurde, welche ebenso wohl durch die Ehrfurcht vor dem heiligen Stuhl als durch die Umstände geboten war. Musterhaft war in dieser Hinsicht das Verhalten des Istituto della Carità und seines ausgezeichneten Generalobern, Don Luigi Lanzoni.

Digitized by Google

der großen ornithologischen Sammlung Turati's in demselben in Anspruch. Zwischen durch entstanden die Untersuchungen über die Geologie des Valsassina[1]), über den Wasserfall der Troggia (Introbio)[2]) — Arbeiten, welche dem hochbetagten Pfarrer von Cortenova gewidmet waren. Dieser brave Geistliche, Don Luigi Arrigoni, hatte einst Stoppani bei seinen ersten geologischen Ausflügen in dieser Gegend unterstützt —, selbst ein begeisterter Freund der geologischen Studien und ein Muster jener jetzt so gut wie ausgestorbenen Landpfarrer, welche die langen Tage ihrer Einsamkeit nicht mit politischen Wühlereien, sondern mit nützlichen, wissenschaftlichen Beschäftigungen ausfüllten. In Deutschland wie in Italien kannte ich noch manches verehrungswürdige Exemplar dieser heute aus der Mode gekommenen Rasse, und nichts konnte auf den Wanderungen über Berg und Thal erfreulicher sein, als bei solch' würdigen Pfarrherren Rast zu machen, die Fauna und Flora, Gestein und Geschichte ihrer Umgegend vollkommen kannten und Einen in wenigen Stunden mit dem bekannt zu machen wußten, was jener Fleck Landes irgend Anziehendes und Wissenswerthes bieten konnte.

Stoppani's Forschungen über das Territorium von Lecco waren schließlich noch von einem hervorragenden Erfolge gekrönt. Im Jahre 1890 wurden bei dem Eisenbahnbau von Lecco-Colico die sogenannten Marmitte dei giganti bloßgelegt, welche eine unerwartete Bestätigung der Stoppani'schen Hypothese über die Entstehung der Gletscher darstellten.

Das letzte Werk, welches den großen Naturforscher beschäftigte, war, wie gesagt, sein „Exemeron." Die Schöpfungsgeschichte dieser Welt hatte für Stoppani seit langen Jahren den Gegenstand eingehender Studien gebildet, und es drängte ihn vor Allem, das Verhältniß der heutigen geologischen Wissenschaft zu dem biblischen Schöpfungsberichte klarzulegen. Ich komme

[1]) La Valsassina ed il territorio di Lecco. Cenno geologico. Lecco 1889.

[2]) La Cascata della Troggia. Ebenda.

Digitized by Google

auf die Ergebnisse dieser Forschungen zurück, welche in dem posthumen Essay über das Sechstagewerk niedergelegt sind[1]).

Ihm selbst war es nicht mehr vergönnt, das Erscheinen dieser seiner Lieblingsarbeit zu erleben. Stoppani's Gesundheitszustand verschlimmerte sich zusehends. Die Königin Margherita, der keine Freude und kein Leid der gelehrten Welt gleichgültig ist, zog bei den Stoppani behandelnden Aerzten Erkundigungen über sein Befinden ein und bot dem Kranken eine Villa an, damit er ungestört seiner Erholung leben könne. Die Aerzte hatten außer der Angina pectoris psychische Störungen constatirt, welche sie als wahrscheinliche Folgen der von Stoppani ausgestandenen Kämpfe, bei ausgesprochen neurotischer Grundlage, bezeichneten. Diese Neurose bedingte eine zunehmende krankhafte Unruhe und Scrupulosität: bald konnte er die Namen der ihm bekanntesten Personen nicht mehr finden, und es bemächtigte sich seiner ein Lebensüberdruß, dem er in seinem Briefe an Don Pedro Cesare Maggioni beredten Ausdruck gibt: „taedet animam meam vita mea" (Cornelio, p. 359). Im September 1890 konnte er in Lecco noch die Königin auf dem Bahnhofe begrüßen, im October begab er sich noch einmal nach Rom, um an den Sitzungen der für die Auswahl der Professoren an den höheren Lehranstalten constituirten Commission Antheil zu nehmen. Aber auch hier traten die Symptome seelischer Erschütterung stärker hervor. Der Kranke analysirte selbst seinen Zustand vollkommen richtig. „Ich fühle," sagte er einmal, „ein doppeltes Wesen in mir: einen Antonio, der seiner vollkommen mächtig ist, und einen anderen, dessen Einbildungswelt in kläglicher Weise verwirrt ist."

In diesem Zustande suchte er durch einen Besuch des Santuario von S. Gerolamo Miani, wenn nicht Heilung, so doch Frieden. Er schrieb eine Art von Testament, in welchem er seinem Neffen Cornelio anbefahl, es offen und klar auszusprechen, daß er in

[1]) Stoppani, L'Exemeron. Nuovo Saggio di una esegesi della Storia della Creazione secondo la ragione e la fede. Torino 1894. 2 voll.

Digitized by Google

der rosminianischen Frage und in der Angelegenheit des Denkmals Rosmini's in Mailand nie die Absicht gehabt habe, einen Act der Rebellion gegen die römischen Congregationen oder gar gegen das Oberhaupt der Kirche zu setzen. Die Anfälle von Asthma häuften sich; der Geist des Kranken wandte sich ganz dem Jenseits zu. Er glaubte, wie in einer mystischen Verzückung, dem Diesseits schon entrückt, das höchste Wesen, umgeben von seinen Engeln und Heiligen, zu sehen; die seligen Gestalten Dante's, Alessandro Manzoni's, Antonio Rosmini's tauchten in der Vision vor ihm auf — man sieht, welche Namen ihm in der Geschichte der Litteratur die theuersten und congenialsten gewesen waren. Häufig empfing der Kranke die Tröstungen seiner Religion. Der Neujahrstag von 1891 sollte der letzte seines Lebens sein. Er hatte noch einmal des Morgens das heilige Opfer dargebracht, dann das erste Kapitel aus dem vierten Buche seines „Exemeron" dictirt und mit seinen Verwandten ein kleines Festmahl eingenommen, an welchem auch sein vertrautester Hausfreund, Professor Giambattista Bulgarini, Theil genommen hatte. In der Nacht, welche diesem letzten, frohen Tage folgte, machte, um $10^1/_2$ Uhr, ein neuer Anfall des Brustkrampfes Stoppani's Leben ein Ende. Er starb in Gegenwart seiner Schwester und einer Nichte; die erkaltende Hand nach dem Crucifix ausgestreckt, suchte er noch einmal das Zeichen des Kreuzes zu machen, jenes Zeichen, unter dessen Herrschaft Leben, Trachten und Wirken dieser großen und edlen Seele allzeit gestanden hatte. Eine Stunde später kam der Neffe Cornelio, der uns alle Details des Todes erzählt hat, des Morgens Don Pietro, der Propst, der nun (1899) auch dahingegangen ist, Don Bulgarini, der treue Freund Stoppani's, wie er auch der meinige gewesen war: eine anima candida, die Angesichts dieses Verlustes zusammenbrach und, von Trauer verzehrt, zwei Jahre später (am 23. April 1893), die Namen Rosmini's und Stoppani's auf den Lippen, dahinstarb: ein Mann, der seine Gemüthsbewegungen nicht immer zu bemeistern wußte und in seinen

Digitized by Google

Schriften manches Mal weit über das Ziel hinausschoß, dessen ehrliche Absicht aber Niemand, der ihn kannte, bezweifeln konnte.

Die Beisetzung Stoppani's in Lecco gestaltete sich zu einer imposanten Doppelfeier für die beiden Städte Lecco und Mailand, welche der Dahingeschiedene als seine Heimath vor Allem geliebt und bevorzugt hatte. Unter den Huldigungen, welche bei diesem Anlasse dem Todten dargebracht wurden, sei an die schöne Rede des als Vorstand der großen Mailänder Blindenanstalt weithin bekannten Abate Luigi Vitali, eines der edelsten Menschenfreunde unserer Zeit, erinnert[1]); weiter an Torquato Taramelli's Gedenkrede, welche Stoppani's Stellung in der geologischen Wissenschaft erörtert[2]), und an die Trauerfeier in der Akademie der Crusca, bei welcher der Senator Carlo Negronie sprach[3]). Gedenksteine wurden Stoppani im Athenäum zu Pavia und in Rabbi gewidmet; dann aber vereinigten sich die Freunde zur Errichtung eines Denkmals in Lecco, welches von dem bekannten Mailänder Bildhauer F. Confalonieri in Bronce hergestellt und am 9. Juni 1899 enthüllt wurde. Es steht gegenüber dem Museo Civico, welche Stoppani's Thätigkeit sein Emporblühen verdankt. Der Künstler hat es verstanden, den Dahingeschiedenen so, wie wir ihn alle gekannt und geliebt haben, uns und der Nachwelt vor Augen zu führen[4]). Das Odium theologicum hat ihn auch über das Grab hinaus verfolgt[5]), aber die Subscription für das

[1]) Abgedruckt Rassegna Nazionale 1892, 1. Mai.

[2]) Torquato Taramelli, Antonio Stoppani e la Geologia della Lombardia. Conferenza tenuta al Circolo Manzoni. Pavia 1891. Vergl. außerdem Fedrigotti, Conte Bossi, Discorso letto all' Accademia degli Agiati in Rovereto: Antonio Stoppani, sua personalità e sue opere. Rovereto 1891. — (Cornelio) In memoria del sacerdote prof. A. Stoppani. Milano 1891,

[3]) Carlo Negroni, I tre amori dell' abate A. Stoppani (Accademia della Crusca, tornata del 27. dic. 1891). Firenze 1892.

[4]) Vergl. die bei der Enthüllung des Monumentes gehaltene Rede Natale Zucchi's: Ricordo per l'inaugurazione del Monumento ad Antonio Stoppani. Milano 1898.

[5]) Vergl. Bulgarini, Antonio Stoppani oltragiato nella bara etc. Milano 1891.

Digitized by Google

Denkmal, an der sich zu wiederholten Malen auch die Königin betheiligte, zeigte, daß die Besten des Landes auf seiner Seite waren, und wenn der „Osservatore Romano“ auch selbst noch die Leiche des Todten beschimpfte, so konnten die Freunde desselben sich mit dem Ausspruche Leo's XIII. trösten, welcher denselben „eine der größten Leuchten der Wissenschaft, eine Glorie des Klerus und der katholischen Kirche“ genannt hatte.

II.

Stoppani's Stellung in der geologischen und paläontologischen Forschung zu beurtheilen und im Einzelnen das nachzuweisen, was ihm diese Wissenschaften verdanken, muß ich den Männern vom Fach überlassen. Unter ihnen hat sich Torquato Taramelli über die Verdienste seines Meisters in der oben angeführten Rede vom 22. Februar 1891 vernehmen lassen. „Eine seltene Vereinigung von Geistesanlagen,“ sagt er, „die Erziehung des Hauses und der Schule, Umgebung und Zeitverhältnisse hatten Stoppani in ganz eigenthümlicher Weise zum Geologen bestimmt und herangezogen. Er war in einer herrlichen Gegend geboren, deren geologische Structur äußerst complicirt war und eine lange Reihe von Umwälzungen erlebt hatte, ehe sie zu ihrer heutigen, so anmuthigen plastischen Ausbildung gelangte. Er war zudem ein Beobachter von außerordentlichem Scharfsinn, nicht bloß hinsichtlich der von der Natur geschaffenen Thatsachen, sondern auch hinsichtlich der Beziehungen, welche diese zu den philosophischen und religiösen Vorstellungen, zu den Ansichten des Volkes und der verschiedenen Klassen desselben, zu seinem Charakter und seinen Gewohnheiten haben mögen. Das, was er beobachtet und studirt hatte, war Stoppani im höchsten Grade befähigt zu beschreiben und zu analysiren, ohne jemals den Ueberblick über das Ganze und den Ausblick auf den Ausgang der Untersuchung zu verlieren.“ Als er sich den geologischen Studien zuwandte, brachte er bereits einen durch die Kritik

Digitized by Google

geläuterten und gereiften Geist zu ihnen mit, und es kam ihm außerordentlich zu statten, daß er eine von ihm selbst zusammengebrachte Sammlung lombardischer Fossilien besaß, die an Reichthum und wissenschaftlicher Ordnung alles bis dahin in Oberitalien Gesehene hinter sich ließ. Vor ihm hatten Breislack, G. B. Brocchi und Leopold von Buch die Geologie der Gegend von Lugano und der Lombardei erforscht. Es handelte sich für Stoppani darum, Stellung zu ihren Arbeiten zu nehmen, und es gelang ihm, bei aller Achtung vor ihren Leistungen, rasch den richtigen Weg zu finden und die Irrthümer zu berichtigen, welche der berühmte deutsche Geolog und noch entschiedener Elie de Beaumont ihren Systemen zu Grunde gelegt hatten. Hier und da ließ auch Stoppani sich zu allzu kühnen Hypothesen verleiten, aber seine Kritik der Hauer'schen geologischen Karte der Lombardei zeigte ihn doch in seiner ganzen Ueberlegenheit, wie denn alle seine auf die Geologie dieses Landes gerichteten Untersuchungen die großartige Cohärenz und die glückliche Harmonie seines Geistes bewiesen. Was seine ganze Auffassung auszeichnete, war, daß sein Gedanke stets darauf ausging, die geognostische Bildung der Erdoberfläche sofort in Beziehung zu dem auf und über ihr erblühenden Leben zu bringen. So war er mit Desor einer der Ersten, welche die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die prähistorischen Pfahlbauten lenkten (1863) und damit ein seither so viel verhandeltes Thema in den Vordergrund der kulturgeschichtlichen Forschung stellten, wie denn gerade das kulturgeschichtliche Element alle seine Arbeiten durchdrang und selbst die abgelegensten und anscheinend trockensten Winkel der Wissenschaft in Zusammenhang mit den allgemeinen Interessen der Menschheit und den Problemen der heutigen Kultur zu bringen vermochte.

Dieser Richtung seines Geistes entsprach es, wenn Stoppani, obgleich vollauf erfüllt und in Anspruch genommen durch das, was seinen speciellen Beruf ausmachte, doch fort und fort sich zu den großen Fragen der Philosophie und Theologie hingezogen fühlte. Wir sahen, wie er auf dem Gebiete der Philosophie

Digitized by Google

entschiedener und begeisterter Anhänger Rosmini's war. Im Grunde aber waren es nicht sowohl die erkenntnißtheoretischen, psychologischen Lehren des großen Roveretaners, welche bei ihm hauptsächlich ins Gewicht fielen: Stoppani war zu ausgesprochener Beobachter und Erforscher der Natur, als daß er sich zu den eigentlich speculativen Fragen hingezogen gefühlt hätte, und seine ganze geistige Veranlagung führte ihn nicht nach dieser Seite. Was ihn an Rosmini vor Allem fesselte, war die tiefe Ueberzeugung, daß dieser Name für Italien den Bund der Wissenschaft mit der Religion und dem Patriotismus bedeute.

Ein viel persönlicheres Interesse führte Stoppani zu seinen viele Jahre seines Lebens fortgesetzten Studien über den mosaischen Schöpfungsbericht und die Frage, ob und in wie weit sich derselbe mit den Ergebnissen seiner Lieblingswissenschaften, der Geologie und der Paläontologie, vereinigen lasse. Diese Frage hat bekanntlich in unserem Jahrhundert, seit jene Wissenschaften überhaupt bestehen, eine umfangreiche Litteratur hervorgerufen, nachdem bereits in alter und mittlerer Zeit die Kirchenschriftsteller und Apologeten sich längst eifrig mit dem Sechstagewerk beschäftigt hatten. Stoppani nahm den Faden wieder auf, den die Theologen soeben hatten fallen lassen — sicher aus dem unbestimmten Gefühl heraus, daß es ihnen durchweg doch an der nothwendigen fachmännischen Schulung gebreche, um die zahllosen hier in Betracht kommenden geologischen, geognostischen, paläontologischen und astronomischen Fragen mit einiger Aussicht auf Erfolg besprechen und beurtheilen zu können. Unser Freund durfte sich ohne Ueberhebung die Fähigkeit zuschreiben, auf diesen Gebieten zu Hause zu sein und so ein Urtheil zu fällen. So schrieb er zunächst seine „Cosmogonia", die zuerst 1887, dann wieder 1892 erschien, und die im Grunde nur eine Vorstudie oder Ankündigung des „Exemeron" darstellt, welches leider ein Fragment blieb und als solches 1894 ausgegeben wurde. In diesen Schriften unterzieht der Verfasser zunächst die patristische

Digitized by Google

und scholastische, dann die traditionalistische und concordistische Betrachtung des Sechstagewerkes einer Kritik. Er zeigt dann die Unmöglichkeit, zwischen der von der Naturwissenschaft aufgewiesenen Realität der Dinge und des geognostisch-paläontologischen Verlaufes und dem Buchstaben des mosaischen Schöpfungsberichtes eine Uebereinstimmung herzustellen. Demgemäß entschließt er sich zu einer bildlich-symbolischen Erklärung des letzteren, zu der er sich schon durch den biblischen Anthropomorphismus von vornherein berechtigt sieht. Die wirkliche Geschichte der Schöpfung faßt sich ihm in den Satz zusammen: „im Anfange schuf Gott Himmel und Erde" — alles Folgende ist ihm nur eine allegorisch-analytische Exposition dieses ersten, großen, Alles beherrschenden Factums.

Manche Ausführungen der „Cosmogonia" und des „Exemeron" werden noch lange ihren Werth behalten; im Ganzen glaube ich nicht zu irren, wenn ich Stoppani's Auffassung zum guten Theil schon für überholt und veraltet erklären muß. Auch der Laie weiß heute schon, daß die Entstehung des alttestamentlichen Kanons und namentlich diejenige des Pentateuchs augenblicklich die brennendste Tagesfrage der gesammten Theologie geworden ist. Der Fortschritt der vergleichenden Sprach- und Religionswissenschaft, die Entdeckungen auf dem Gebiete der orientalischen Geschichte und Archäologie, die Arbeiten unserer Aegyptologen, Assyriologen u. s. f. haben all' diese Fragen in ein ganz neues Fahrwasser gebracht und den ganzen mosaischen Schöpfungsbericht, speciell die elf ersten Kapitel der Genesis, einer völlig neuen Betrachtung unterworfen. Nicht bloß die protestantische, sondern zum guten Theil auch die katholische Schriftforschung hat eine totale Frontveränderung in dieser Hinsicht vorgenommen, und der bedeutendste Vertreter der letzteren hat nicht angestanden, die ersten Kapitel der Genesis nicht für eine Geschichte der Entstehung dieser Welt, sondern für den Niederschlag religionsgeschichtlicher Vorstellungen zu erklären, deren Rahmen zum guten Theil durch die uns jetzt erst be-

Digitized by Google

kannt gewordene chaldäisch-mesopotamische Tradition geliefert wurde[1]).

Mögen diese vielleicht etwas voreiligen Aufstellungen haltbar sein oder nicht, jedenfalls zeugen sie dafür, daß die wissenschaftliche Betrachtung in den letzten zehn Jahren bereits den Boden verlassen hat, auf welchem sich die Erörterungen Stoppani's noch bewegten und zu jener Zeit mit gutem Rechte bewegen konnten. Freilich, gelöst sind die Fragen noch lange nicht, auf die es hier ankommt, und wer sich einer erschöpfenden Bearbeitung derselben in Zukunft zuwenden wollte, würde immerhin gut thun, von dem Gedankengang und den fachmännischen Ausführungen des lombardischen Naturforschers Kenntniß zu nehmen.

Daß die naturwissenschaftliche Betrachtung der Tod aller Poesie sei, ist eine ziemlich allgemeine Annahme, — l'arido vero esser dei vati tomba. Sie trifft glücklicher Weise nicht immer zu. Es gibt auch, neben der heute so schwunghaft betriebenen Photographie des Häßlichen, neben dem Impressionismus, der keinen Unterschied zwischen Schön und Häßlich zu machen weiß, einen Verismus des Schönen. Manzoni hat sich zu einem solchen bekannt, und er ist damit der Führer einer großen Schule geworden, zu welcher auch Stoppani zählte. Wie wenig Andere besaß Antonio Stoppani das Gefühl für sprachliche Schönheit: wie er dieses in Zusammenhang mit dem ethisch Schönen zu bringen wußte, zeigt sein in der Crusca gehaltener Vortrag „La Santità del Linguaggio". Daß seine eigene Prosa den Bedingungen eines klaren und würdevollen Stiles zu entsprechen und sich oft zu hoher Poesie der Empfindung und des Ausdruckes zu erheben vermochte, beweisen alle seine Schriften, insbesondere „Il Bel Paese" und „Da Milano a Damasco". Die Studie über das Naturgefühl in der „Divina Commedia" gibt Zeugniß davon, daß er auch den theoretischen Fragen der Aesthetik seine Aufmerksamkeit zuwandte. Dante war überhaupt sein Lieblingsdichter:

[1]) A. Loisy, Les Études Bibliques. Amiens 1894. p. 31. Aehnlich der Dominikaner P. Lagrange.

Digitized by Google

das Bild des großen Verbannten schwebte ihm vor, wenn er auf seinen Wanderungen durch das „Bel Paese“ den Spuren folgte, die vor fast sechshundert Jahren der Dichter ihm vorgezeichnet hatte. Mit der Dante-Litteratur ist Stoppani's Name auch durch die kleine Untersuchung über die Dante zugeschriebene Abhandlung „De Aqua et Terra“ verknüpft, welche 1882 in Form eines Briefes an den bekannten Danteforscher Giuliani erschien[1]). Die Echtheit dieser Schrift ist bekanntlich sehr controvers: sowohl Scartazzini als ich haben sie abgelehnt, und die neuesten Vertheidiger der Authenticität dürften mit ihren Gründen kaum Glück haben. Stoppani hat die Schrift, ohne auf die Argumente der litterarischen Kritik einzugehen, als echt angenommen und sich vor Allem mit deren Inhalt beschäftigt. Und da hat ihn allerdings in hohem Grade die Beobachtung angezogen und überrascht, daß hier, dem Anschein nach, eine Reihe physikalischer und geologischer Wahrheiten erkannt ist, welche im Uebrigen erst drei Jahrhunderte später, im Zeitalter Lionardo da Vinci's und zum Theil durch ihn, wieder Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntniß wurden. Diese Beobachtung ist an sich, wie seither durch Gaiter gezeigt wurde, nicht ganz zuverlässig, indem Manches von dem, was Stoppani in der „Quaestio“ Neues zu finden glaubte, bereits von Dante's Lehrer Brunetto Latini gelehrt wurde. Wäre sie aber durchaus richtig, so spräche sie eben zu Ungunsten der „Quaestio“, welche handschriftlich gar nicht gewährleistet ist und erst 1508 durch den Mathematiker Moncetti herausgegeben wurde.

Daß Stoppani auch selbst als Dichter aufgetreten ist, haben wir schon erwähnt, und es sei nach dieser Richtung namentlich nochmals auf seinen „Sasso de Preguda“ und das Gedicht auf den Mond verwiesen, wo er sich gegen die erstarrte, zum Skelett gewordene Wissenschaft erhebt, die dem menschlichen Gemüthe nichts mehr zu sagen weiß, dem Leidenden nichts zu bieten hat und den

[1]) Abgedruckt in Giuliani, Le Opere latine di Dante, Firenze 1882. II, 451—462. Vergl. dazu Scartazzini, Dante-Handbuch. Zweite Auflage. Leipzig 1892. S. 371. — Kraus, Dante. S. 320.

Digitized by Google

Sterblichen in das Nichts zurückwirft, statt ihm die geheimnißvolle Perspective der Ewigkeit aufzurollen.

Antonio Stoppani war Christ und Priester: kein Act seines Lebens zeigt ihn dieser doppelten Würde unwerth oder ungetreu, und so viele Bitterkeiten ihm gerade seine priesterliche Stellung eintrug, er hat es nie bereut, diese herrliche Last auf sich genommen zu haben, ja er hat, mitten in schwerer Trübsal, erklärt, er würde, als junger Mann nochmals vor die Wahl gestellt, abermals denselben Schritt thun. Dem Parteitreiben, welches den Mantel der specifischen Kirchlichkeit um sich hängt, um recht weltliche Zwecke und recht irdische Absichten und Leidenschaften darunter zu verbergen, hat er stets Unwillen und Verachtung zugewandt, auch hier Manzoni's Motto folgend: „dem Gemeinen jegliches Bündniß versagend, das Heiligthum der Wahrheit nie preisgebend, dem Schlechten nie ein Wort der Anerkennung zollend und der Wahrheit nie spottend“ [1]). Die Reinheit dieser Empfindung konnte ihn nie dazu verleiten, jenes Parteitreiben mit der Kirche oder der Sache Christi zu verwechseln. Ihr war und blieb er bis an sein Ende völlig ergeben. Als Christ und als Priester zeigte er sich allzeit von einer ebenso ehrlichen als tiefen Frömmigkeit durchdrungen, und nichts von dem hat er vernachlässigt, was Geist und Vorschriften seiner Kirche dem Gläubigen in gesunden und kranken Tagen nahelegen. So haben wir ihn Alle gekannt, und so kannten wir ihn als einen Mann, den weder Haß noch Liebe, weder Anfechtung noch Bewunderung aus dem Gleichgewicht zu bringen vermochten. Er war wie sein Meister Antonio Rosmini „ein Zeichen maßloser Befeindung und tiefster Verehrung, unauslöschlichen Hasses und hinreißender Liebe“ geworden [2]): ohne

[1]) „Non far tregua coi vili; il santo vero
Mai non tradir; nè proferir mai verbo
Che blanda al vizio e la virtù derida.“

[2]) „Segno d' immensa individia,
E di pietà profonda.
D' irrestinguibil adio
E d' indomato amore.“

Digitized by Google

Ueberhebung trug er den Lorbeer wissenschaftlichen Ruhmes, ohne Klage und Bitterkeit erfuhr er des Leides Fülle: nur Licht und Liebe wohnten in der Seele, deren sterbliche Hülle der Unverstand und die Bosheit der Menschen vorzeitig zerstörten.

Vier Jahre vor seinem Tode besang unsere gemeinschaftliche Freundin Alinda Brunamonti in ihren „Stelle nere" Antonio Stoppani als den Erforscher jener geheimen Vorgänge, die seit Jahrtausenden unter der Oberfläche dieser Erde sich abgespielt haben, — d'occulte cose scrutator. In dieser prächtigen, feinfarbigen Dichtung ist sich die Dichterin klar darüber, daß die Bedeutung des Naturforschers wohl in unserer Gegenwart gewürdigt werde, daß es aber der Zukunft vorbehalten sei, über Stoppani's, wie über seines Meisters Stellung zu den religiösen und politischen Kämpfen der Gegenwart ein über dem Zank der Parteien erhabenes Urtheil zu fällen. Sie konnte ihm zurufen, ruhig dieses Tages gewärtig zu sein:

„Der Cult Rosmini's führte Dich
Zu jenem Geist der Wahrheit, der gelassen
Des Tages Leidenschaften überschaut,
Sich ruhig, unbefleckt
Dem Urtheil künftiger Geschlechter aufbewahrt." [1])

[1]) . . . „Or tu dal culto
Dell' inclito Rosmini il senso attingi
Equanime del ver, che superando
Le faziose età, placido e intero
Serba se stesso al libero giudizio
Dell' istorie future."
Brunamonti, Nuovi Canti. Città di Castello 1887, p. 44.

Digitized by Google

X.

Das Anno Santo.

(1900.)

[1]) Abgedruckt aus ‚A. Z.‘ 1900, Beil. Nr. 26, 50, 76, 99, 125, 148.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Das laufende Jahr, möge es das letzte des 19. oder das erste des 20. Jahrhunderts sein, steht, wenigstens für die kirchlichen Kreise, unter dem Zeichen des großen päpstlichen Jubiläums, und wenn sich auch jetzt schon zu zeigen beginnt oder besorgt wird, daß der Erfolg dieser Feier weit hinter den Erwartungen zurückbleiben dürfte, so ist dies kirchliche Ereigniß doch gewiß interessant und wichtig genug, um auch weitere Kreise zu interessiren. Es ist in Zeitungen und Zeitschriften vieles über dasselbe geschrieben worden; das, was mir zu Gesicht gekommen, beschäftigt sich indessen nur mit dem am 24. Dezember v. J. eröffneten heurigen Jubeljahr: Niemand hat, so viel ich sehe, einen Anlauf genommen, um die bisher gefeierten Anni santi in einer historisch-antiquarischen Studie der Gegenwart vorzuführen: ich möchte den freundlichen Lesern eine solche Fahrt in die Vergangenheit vorschlagen. Sie haben mich seinerzeit auf mancher Betrachtung über die Gegenwart mit ihren Sympathien begleitet; mögen sie, indem ich mich aus Mangel an Bewunderung für Menschen und Dinge dieser Gegenwart von dieser einstweilen zurückziehe, es nicht verschmähen, mich gelegentlich auf meinen Spaziergängen durch das Labyrinth der Vergangenheit zu begleiten.

Das Anno santo ist bekanntlich zum ersten Mal im Jahre 1300 begangen worden. Seither haben sich diese Feierlichkeiten in Zwischenpausen von je 50, 33, bald 25 Jahren wiederholt, und man zählt das Jubiläum von 1900 als das zwanzigste: ob

Digitized by Google

mit Recht oder Unrecht, werden wir sehen. In ihrer Gesammtheit geben diese Jubeljahre eine recht merkwürdige Galerie der Geschichte der letzten sechs Jahrhunderte ab: es wird sich, um das Bild zu vervollständigen, empfehlen, an der Hand der Centenarien von 100 bis 1200 diese Betrachtung zu vervollständigen: sie kann damit für den Historiker, Archäologen und Politiker nur gewinnen.

Ich möchte aber, ehe ich diese Bilderreihe aufrolle, ein Wort über die chronologische Frage einfließen lassen, welche gegenwärtig die Gelehrten und Ungelehrten so sehr beschäftigt und selbst die Gemüther in einer für den Weltfrieden bedrohlichen Weise in Aufregung gebracht hat. Hätte der Boerenkrieg nicht glücklicherweise das Interesse zum größten Theile in Anspruch genommen, wer weiß, welchen Schaden uns noch die Entzweiung über den Anfang des neuen Jahrhunderts gebracht hätte. Zählt man die Stimmen, so wird wohl der 1. Januar 1900 als Anfang des 20. Jahrhunderts die meisten Vota für sich haben: dafür sorgt schon die Ungeduld der Menschen, die möglichst bald von der Schulbank des 19. Jahrhunderts loskommen möchten und nicht früh genug Bekanntschaft mit einem neuen Säculum machen kann, das aller Wahrscheinlichkeit nach alle Tugenden und Laster seiner Vorgänger haben, nicht besser und nicht schlechter als sie sein wird. Wägt man die Stimmen, so haben die Gelehrten, welche für das Jahr 1900 als letztes des 19. Jahrhunderts entschieden haben, gewiß Oberwasser, und Gott behüte mich davor, der überströmenden Fülle mathematischen, astronomischen und chronologischen Wissens zu widersprechen, welches für diese These und bei diesem Anlaß zum Vorschein kam. Bei all dem will mir scheinen, als ob bei der ganzen Verhandlung über diesen Gegenstand ein kleines Detail übersehen wäre, was der Sache eine total verschiedene Physiognomie gibt und wohl die Behauptung rechtfertigen dürfte, daß hier stellenweise ein wenig de lana caprina gestritten worden ist.

In Italien hat kürzlich die „Gazzetta Ufficiale“ folgende

Digitized by Google

Bekanntmachung „der meteorologischen und geodynamischen Centralkanzlei“ gebracht:

L'anno 1900 è comune ed è l'ultimo del secolo XIX.

In causa della riforma gregoriana i millesimi le cui cifre significative non sono multipli di 4, restano anni comuni, cioè, non bisestili. Il Febbraio 1900 ha 28 giorni. Poichè dai computisti fu stabilito chiamarsi anno uno dopo Cristo quello che, fissata l'origine dell' anno a primo gennaio, comincia sette dì dopo la nascita di Cristo, secondo la tradizione, così ne consegue che il nuovo secolo comincerà col 1° gennaio 1901.

Das ist gewiß ganz richtig, aber nur von der Unterstellung aus, daß die Computisten des heutigen Tages darin recht haben, daß sie den Beginn der üblichen christlichen Zeitrechnung mit dem auf den traditionell angenommenen Geburtstag des Herrn am 25. Dezember folgenden 1. Januar gleichsetzen.

Es ist aber nicht schwer, zu zeigen, daß die heutigen Computisten sich damit auf einen ganz anderen Standpunkt stellen als diejenigen des Mittelalters und als vorab diejenigen Schriftsteller, welche die Aera christiana in die bürgerliche Zeitrechnung eingeführt haben.

Der Verfasser der Notiz in Nr. 7 dieser Beilage (S. 6) hat ganz richtig gesagt, daß der Kernpunkt des Streites in dem mittelalterlichen Sprachgebrauch zu suchen, und die Frage nur aus der Urkundensprache heraus zu lösen ist. Er hat auch darauf hingewiesen, wie die Ersetzung der Ordinalzahlen durch die Grundzahlen hier mitgespielt und eine ungenaue Ausdrucksweise die Mathematiker verführt hat, abgelaufene statt laufender Jahre zu verstehen, und wie endlich das Eindringen der ungenauen Zahlen moderner Sprachen in das Urkundenwesen die Verwirrung vollends verschuldet hat. Gehen wir der Sache indessen etwas näher auf den Grund.

Die sogenannte christliche Aera ist bekanntlich durch den italienischen Mönch Dionysius Exiguus im 6. Jahrhundert berechnet

Digitized by Google

worden. Von da zu ihrer Einführung in den amtlichen Gebrauch war aber ein weiter Schritt, den die abendländische Christenheit sehr langsam — in vier Jahrhunderten — vollzogen hat, während die morgenländische ihn erst seit dem 15. Jahrhundert, theilweise nie gethan hat. Die Orientalen, Griechen und Russen blieben bis 1453 bei anderen Zeitrechnungen, unter denen die sehr variirenden Ansätze der Erschaffung der Welt die bekanntesten sind.[1]) In den päpstlichen Bullen und Erlassen begegnet man der Aera christiana einigemal im 9. Jahrhundert, denn die für Bonifatius IV. und Theodorus angezogenen Daten sind mehr als zweifelhafter Natur; häufiger wird die dionysische Rechnung in päpstlichen Briefen gegen Ende des 10. Jahrhunderts. Interessant ist das Verhalten der christlichen Inschriften. Die datirten Inschriften Roms, welche de Rossi im ersten Band seiner Inscriptiones christianae urbis Romae zusammengestellt hat und welche die ersten sechs christlichen Jahrhunderte begreifen, kennen die Aera christiana noch durchaus nicht, denn die drei von Olivieri, E. Visconti und Corsini als mit der dionysischen Aera versehen bezeichneten Inschriften sind unecht, und der vielberufene Mailänder Stein mit der Datirung ecclesiae catholicae anno centesimo quarto (!) bietet einen verstümmelten Text, dem ein in pace vorauszuschicken ist, während die 104 Jahre, wenn sie wirklich auf dem Marmor standen, von dem Alter des ehrwürdigen Inhabers dieser Grabschrift zu verstehen sind. Die Leblant'schen „Inscriptions chrétiennes de la Gaule" zeigen für die ersten sieben Jahrhunderte datirte Titel vom Jahre 334 bis 595: keiner von ihnen hat die dionysische Aera. Das Gleiche gilt von den durch E. Hübner gesammelten christlichen Inschriften Britanniens, die bis tief in die angelsächsische Zeit gehen, und in denen übrigens die Angabe eines Datums fast immer fehlt. Die gleichfalls von Hübner bearbeiteten christlichen Inschriften

[1]) Eine anscheinend christliche Zeitrechnung hat Wetzstein an einer Inschrift am Hiobskloster zu finden geglaubt (Berl. Akad., Abh. 1863, Nr. 177), wozu indessen die Bemerkungen von Delitzsch und Waddington zu vergleichen sind.

Digitized by Google

Spaniens ergeben Datirungen, die bis ins Ende des 7. Jahrhunderts führen; keine von ihnen hat die dionysische Aera, es kommen nur die Aera Hispanica, welche mit 38 v. Chr. beginnt, und die Anni Episcoporum zur Verwendung. Zweimal begegnen wir hier freilich einer aera d(omini), wobei aber an die aera provincialis zu denken ist. In der von mir herausgegebenen Sammlung der christlichen Inschriften der Rheinlande erscheint die dionysische Aera in einigen falschen oder sehr fraglichen, meist nur in Abschrift erhaltenen Steinen des 9. Jahrhunderts; auch die frühesten zuverlässigen Beispiele des 10. Jahrhunderts (Nr. 292, 320, 534) sind nur abschriftlich oder in Erneuerungen erhalten. Die Inschrift an der Kirche zu Giengen (Oberamt Geislingen, s. Keppler, Württ. kirchl. Kunstalterth., Rottenb. 1888, S. 115) von 984 dürfte bis jetzt die älteste noch vorhandene Steinurkunde mit dionysischer Aera in unsern deutschen Landen sein. Weit älter wären die Consecrationsinschrift des Baptisteriums von Brescia (a. 617) und die Bauinschrift von S. Valentino in Terni (a. 728), doch ist vorderhand die Gleichzeitigkeit dieser epigraphischen Urkunden nicht verbürgt. Vielleicht gilt das Gleiche von dem Epitaph auf dem Grab des hl. Amandus (a. 661). Hr. Grellet-Balguerie hat sich vor zehn Jahren auf dieses und auf die Unterschrift des Mönchs Lucerius unter der Fredegund'schen Sammlung (a. 674) berufen, um nachzuweisen, daß die christliche Aera in Frankreich schon im 7. Jahrhundert verwendet wurde (Sitzungsb. der Acad. des Inscr. 1890, Sept. 26.); die Acten über dieses Beweismaterial scheinen mir noch nicht geschlossen zu sein. Auf einem Elfenbeinhorn in Krakau liest man das Datum DCCCXII (Westwood Catal., p. 443). Offenbar gingen die Angelsachsen allen übrigen Völkern mit der Einführung der dionysischen Aera in den öffentlichen Gebrauch voran: seit dem 7. Jahrhundert datiren englische Könige nach Jahren der Incarnation, und der mächtige Einfluß Beda's des Ehrwürdigen (starb 735) verhalf dieser Zeitrechnung sowohl in England wie in der fränkischen Monarchie zum Sieg.

Digitized by Google

Im 8. Jahrhundert herrscht sie bereits in Frankreich in den kirchlichen Acten, begegnet uns auch hier und da in Privatacten und wird durch Karl den Großen in den staatlichen Gebrauch aufgenommen. Indessen begegnet sie uns in königlichen Urkunden erst häufiger seit Karl dem Dicken; ziemlich allgemein eingeführt erscheint sie im 10. Jahrhundert in ganz Europa, mit Ausnahme von Spanien, das sie erst im 11., und Portugal, das sie erst im 15. Jahrhundert adoptirte. Nach dem Fall Konstantinopels nahmen auch die Griechen diese Aera an. Von den geschichtlichen Darstellungen wendet wohl die Historia ecclesiastica gentis Anglorum des Beda zuerst konsequent die Rechnung nach Jahren der Incarnation an, doch treffen wir bei Beda auch noch diejenige ab Urbe condita (I, 3), und auffallend ist, daß derselbe Geschichtsschreiber (I, 2) uns das falsche Datum ab Urbe condita 693, ante vero incarnationis Dominicae tempus anno sexagesimo für Cäsars Landung bietet, während Cäsars erster Aufenthalt in England 55, der zweite 54 fällt.

Auch innerhalb der dionysischen Rechnung gab es indessen große Differenzen, indem der Jahresanfang bald auf den 1. Januar (dies Circumcisionis), bald den 25. Dezember (dies Nativitatis), bald den 25. März (dies Conceptionis) gesetzt wurde. Daraus ergab sich, daß man z. B. das Jahr 1000 bald vom 25. März 999 bis zum 24. März 1000 (Pisaner Rechnung), bald vom 25. März 1000 zum 24. März 1001 (Florentiner Rechnung) zählte: man sieht, nichts neues gibt es unter der Sonne, und was die heutigen Computisten entzweit, war schon der Zankapfel zwischen den beiden toscanischen Republiken, die freilich nach dem Jahre 1000 noch viel ernstere Hühnchen zu pflücken hatten bis zu dem Tag, wo Pisa unterlag und sich unter das Joch der Florentiner beugen mußte. Die Verwirrung stieg, wo man statt dieser unbeweglichen Jahresanfänge den durchaus beweglichen des Pascha annahm, so daß, je nachdem das Osterfest fiel, dasselbe Jahr beinahe den ganzen Monat April zweimal zählen konnte. Dieser unpraktische Jahresanfang, der sich an-

Digitized by Google

geblich bis ins 6. Jahrhundert hinauf verfolgen ließ, herrschte in Frankreich bis 1563, wo Karl IX. ein 1567 von dem Parlament bestätigtes Edict erließ, nach welchem künftighin das Jahr mit dem 1. Januar zu beginnen hatte. Deutschland und die Niederlande hatten diesen Jahresanfang schon früher angenommen.

Die Formeln, welche in den älteren Urkunden und in Schriftwerken, wie Beda's Kirchengeschichte der Angelsachsen, uns begegnen, sind regelmäßig drei: anno Incarnationis, Trabeationis (trabeatio ist so viel wie trabea [mit dem Staatskleid] carnis indutus; der annus trabeationis ist gleich dem der Menschwerdung, d. i. der Incarnation) und Circumcisionis; diese drei Formeln bezeichnen also nur zwei Rechnungen, von denen die eine mit dem 25. März, die andere mit dem Fest der Beschneidung, 1. Januar, beginnt. Daneben kommt dann die Rechnung anno Nativitatis auf. Was hat man sich darunter zu denken? Daß die Späteren mit diesem Datum an den traditionellen Geburtstag des Herrn am 25. December anknüpften, ist selbstverständlich. Es wäre aber ein Irrthum, zu glauben, daß das die Absicht derjenigen gewesen, welche zuerst dieses Terminus sich zu bedienen anfingen. Ich beweise das aus der ältesten Aufzeichnung, die uns über diesen Gegenstand erhalten ist, und zwar aus dem „Argumentum ad inveniendum quotus sit annus Incarnationis Domini", welches in dem „Calendarium vetustissimum litteris Saxonicis cum ciclis ecclesiasticis" von 703 in einer Handschrift der Cotton-Library eingeschrieben ist. Die Stelle ist seinerzeit Dr. Hickes entgangen und meines Wissens nur durch Hampson (Med. aevi Kalendar., I, 394) bekannt. Es stehen sich da zwei Texte gegenüber, der sog. Galba und der sog. Julius: auf die gestellte Aufgabe antworten beide vollkommen übereinstimmend bis auf den letzten Satz: si vis nosse quot anni sint ab incarnatione Domini . scito quot fuerint ordines indictionum . utpote quinto anno Tiberii principis . XLVI . hos per XV multiplica, fiunt

Digitized by Google

DCXC . adde semper regulares XII quia quarta indictionum secundum Dionysium (!) natus est Dominus . et indictionem anni cuiusque volueris utpote in presenti unam . fiunt DCCIII . isti sunt, so ſchließt der Julius-Text ani incarnationis domini; wogegen der Galba ſagt: isti sunt anni nativitatis Domini. Es erhellt daraus, daß annus Nativitatis und annus Incarnationis hier ganz gleich geſetzt werden.

Erhöht mußte die Verwirrung werden, wenn nun gar auch der Jahrestag der Empfängniß des Herrn in Bewegung gerieth. Das zehnte Concil von Toledo (656) beſtimmte in ſeinem erſten Kanon, es ſolle die Solennitas dominicae matris nicht mehr im Frühjahr gefeiert werden, wo ſie leicht in die Faſtenzeit oder in das Oſterfeſt hineinfalle, ſondern am XV. Tag der Januarkalenden (= 18. Dec.) und die Nativitas Filii eius Salvatoris am VIII. Tag derſelben Kalenden (= 25. Dec.). Dabei wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die Verkündigung in verſchiedenen Gegenden Spaniens bisher an verſchiedenen Tagen gefeiert wurde. In anderen Ländern erſchien ſie dagegen offenbar in feſter Verbindung mit der Leidenswoche, denn in dem Kalender von Arras heißt das Feſt „Conceptio Christi et Passio Domini“.

Angeſichts dieſer Sachlage kann es nicht wundernehmen, wenn um die Zeit, wo die chriſtliche Aera in den allgemeinen Gebrauch eingeführt wurde, in den Datirungen noch große Unſicherheit herrſcht und vielfach dasſelbe Ereigniß von den Einen dem Jahre 999, von Anderen dem Jahre 1000 eingereiht wird. Das ſog. Laud's Ms. in Oxford weiſt z. B. eine Anzahl wichtiger Begebenheiten dem Jahre 1046 zu, welche ein Cotton Ms. (Domit. A. VIII) ins Jahr 1048, das Worcester Ms. (Tiberim B. IV) dem Jahre 1050 zuweiſt. Wenn mit Rückſicht auf ſolche Abweichungen Gibbon einmal den Ausſpruch thut, die Chronologie der engliſchen Geſchichte müſſe als ein ſehr vernachläſſigtes Departement angeſehen werden, ſo kann man verſucht ſein, dieſes Dictum des großen Hiſtorikers zu verallgemeinern und zu be-

Digitized by Google

haupten, daß auch heute noch über manchen Theilen der mittelalterlichen Chronologie ein starkes Dunkel liege.[1])

Die Termini Anno Incarnationis und Anno Nativitatis verloren sich später mehr und mehr in den Termini Anno Domini und Anno Gratiae. Die Datirung Anno Domini findet sich ziemlich frühzeitig in den päpstlichen Acten bis zu dem Pontificat Alexanders II. (1061—1073), welcher für diese Acten den bis heute allein geltenden Terminus ab incarnatione einführte; den Terminus anno Gratia fand man zuerst in einem Act von 1132. Im Gebrauch des Volkes bürgerten sich Datirungen ein, welche unvollständig waren und z. B. das Jahrtausend wegließen, oder auch post mille datirten. Ziemlich unklar erscheint auch die den Franzosen geläufige Rechnung, z. B. Quant li miliaire corrait par mil et douscens e quatre vinz e neuf. Nur im Vorübergehen sei daran erinnert, daß es auch eine christliche Aera gab, welche secundum certiorem Evangelii probationem, d. i. 23 Jahre vor Christi Geburt, datirte, und eine andere, welche von der Passion des Herrn ausging und erst recht unsicher war, da der Tod des Herrn bald ins Jahr 32, 33 oder 34 gesetzt wurde. Endlich findet man in dem Chronicon Alexandrinum eine Aera Ascensionis, die mit 39 n. Chr. begann.

So viel, um zu zeigen, wie unsicher der Boden ist, den die sogenannte christliche Zeitrechnung unter sich hat. Eines dürfte aus dem Gesagten sich indessen mit Sicherheit ergeben. Wenn es am 25. December 1899 des vorigen Jahres 1899 Jahre waren, daß Christus geboren wurde,[2]) so treten wir,

---

[1]) Wie groß die Unsicherheit der Datirungen ist, zeigt z. B. ein Brief des Lütticher Klerus an den Trierischen, wo der 18. März als Jahresanfang erscheint, dann wieder das Verhalten eines Autors, wie Gregor von Tours, welcher als fünften Monat einmal den Juli, ein anderes Mal den Mai anführt (Hist. Fr. IV c. 4 u. 35).

[2]) Daß diese Annahme irrig ist, wird bekanntlich seit Sanclemente (1793) von den meisten neueren Chronologen behauptet. Ganz abgesehen von der Frage des 25. Dezember als Geburtstag des Herrn (auch Clemens Al. gibt den 25. Pachom = 20. Mai dafür an), ist sicher, daß Herodes der

Digitized by Google

DCXC . adde semper regulares XII quia quarta indictionum secundum Dionysium (!) natus est Dominus . et indictionem anni cuiusque volueris utpote in presenti unam . fiunt DCCIII . isti sunt, so ſchließt der Julius-Text ani incarnationis domini; wogegen der Galba ſagt: isti sunt anni nativitatis Domini. Es erhellt daraus, daß annus Nativitatis und annus Incarnationis hier ganz gleich geſetzt werden.

Erhöht mußte die Verwirrung werden, wenn nun gar auch der Jahrestag der Empfängniß des Herrn in Bewegung gerieth. Das zehnte Concil von Toledo (656) beſtimmte in ſeinem erſten Kanon, es ſolle die Solennitas dominicae matris nicht mehr im Frühjahr gefeiert werden, wo ſie leicht in die Faſtenzeit oder in das Oſterfeſt hineinfalle, ſondern am XV. Tag der Januarkalenden (= 18. Dec.) und die Nativitas Filii eius Salvatoris am VIII. Tag derſelben Kalenden (= 25. Dec.). Dabei wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die Verkündigung in verſchiedenen Gegenden Spaniens bisher an verſchiedenen Tagen gefeiert wurde. In anderen Ländern erſchien ſie dagegen offenbar in feſter Verbindung mit der Leidenswoche, denn in dem Kalender von Arras heißt das Feſt „Conceptio Christi et Passio Domini“.

Angeſichts dieſer Sachlage kann es nicht wundernehmen, wenn um die Zeit, wo die chriſtliche Aera in den allgemeinen Gebrauch eingeführt wurde, in den Datirungen noch große Unſicherheit herrſcht und vielfach dasſelbe Ereigniß von den Einen dem Jahre 999, von Anderen dem Jahre 1000 eingereiht wird. Das ſog. Laud's Ms. in Oxford weiſt z. B. eine Anzahl wichtiger Begebenheiten dem Jahre 1046 zu, welche ein Cotton Ms. (Domit. A. VIII) ins Jahr 1048, das Worcester Ms. (Tiberim B. IV) dem Jahre 1050 zuweiſt. Wenn mit Rückſicht auf ſolche Abweichungen Gibbon einmal den Ausſpruch thut, die Chronologie der engliſchen Geſchichte müſſe als ein ſehr vernachläſſigtes Departement angeſehen werden, ſo kann man verſucht ſein, dieſes Dictum des großen Hiſtorikers zu verallgemeinern und zu be-

Digitized by Google

haupten, daß auch heute noch über manchen Theilen der mittelalterlichen Chronologie ein starkes Dunkel liege.[1])

Die Termini Anno Incarnationis und Anno Nativitatis verloren sich später mehr und mehr in den Termini Anno Domini und Anno Gratiae. Die Datirung Anno Domini findet sich ziemlich frühzeitig in den päpstlichen Acten bis zu dem Pontificat Alexanders II. (1061—1073), welcher für diese Acten den bis heute allein geltenden Terminus ab incarnatione einführte; den Terminus anno Gratia fand man zuerst in einem Act von 1132. Im Gebrauch des Volkes bürgerten sich Datirungen ein, welche unvollständig waren und z. B. das Jahrtausend wegließen, oder auch post mille datirten. Ziemlich unklar erscheint auch die den Franzosen geläufige Rechnung, z. B. Quant li miliaire corrait par mil et douscens e quatre vinz e neuf. Nur im Vorübergehen sei daran erinnert, daß es auch eine christliche Aera gab, welche secundum certiorem Evangelii probationem, d. i. 23 Jahre vor Christi Geburt, datirte, und eine andere, welche von der Passion des Herrn ausging und erst recht unsicher war, da der Tod des Herrn bald ins Jahr 32, 33 oder 34 gesetzt wurde. Endlich findet man in dem Chronicon Alexandrinum eine Aera Ascensionis, die mit 39 n. Chr. begann.

So viel, um zu zeigen, wie unsicher der Boden ist, den die sogenannte christliche Zeitrechnung unter sich hat. Eines dürfte aus dem Gesagten sich indessen mit Sicherheit ergeben. Wenn es am 25. December 1899 des vorigen Jahres 1899 Jahre waren, daß Christus geboren wurde,[2]) so treten wir,

---

[1]) Wie groß die Unsicherheit der Datirungen ist, zeigt z. B. ein Brief des Lütticher Klerus an dem Trierischen, wo der 18. März als Jahresanfang erscheint, dann wieder das Verhalten eines Autors, wie Gregor von Tours, welcher als fünften Monat einmal den Juli, ein anderes Mal den Mai anführt (Hist. Fr. IV c. 4 u. 35).

[2]) Daß diese Annahme irrig ist, wird bekanntlich seit Sanclemente (1793) von den meisten neueren Chronologen behauptet. Ganz abgesehen von der Frage des 25. Dezember als Geburtstag des Herrn (auch Clemens Al. gibt den 25. Pachom = 20. Mai dafür an), ist sicher, daß Herodes der

Digitized by Google

nach der Auffassung der Begründer der dionysischen Aera und der Bedeutung, welche man in der ganzen älteren Zeit des Mittelalters der Bezeichnung Annus Incarnationis gab, mit dem bevorstehenden Verkündigungfest aus diesem 19. Jahrhundert heraus und der 26. März 1900 ist unzweifelhaft der erste Tag des 20. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung.

II.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserm Thema zurück.

Herr Professor v. Wilamowitz-Möllendorff hat neulich als Festredner bei der Jahrhundertfeier der Berliner Universität ganz richtig darauf hingewiesen, daß in der Stempelung des Jahrhundertanfangs als etwas besonderem etwas ebenso naives wie dämonisches liege, und es ist gewiß auch wahr, daß das jedesmal führende Volk für den Wechsel der Epochen die geschichtlichen Marksteine liefert. Indessen ist es ebenso wahr, daß der Mensch ein erklärliches Bedürfniß empfindet, den auf seiner Wanderung über Berg und Thal zurückgelegten Weg von Zeit zu Zeit zu überschauen und er sieht sich durch mancherlei Veranstaltungen amtlicher Behörden oder aufmerksamer Verschönerungsvereine nicht selten dazu aufgefordert. Es liegt an sich auch eigentlich kein Grund vor, weshalb man mit der Versendung und namentlich mit der Bezahlung der Rechnungen gern das Neujahr des folgenden Kalenderjahres abwartet; aber es ist einmal so Brauch, und so wird es wohl auch Sitte bleiben, daß Individuen und Völker sich von der Jahrhundertwende außergewöhnlich bewegt fühlen und aus ihr Anlaß zu einer im ganzen doch recht wohl

Große, unter welchem Christus geboren wurde, vier Jahre vor der Aera des Dionysius gestorben war, so daß sich Dionysius um mindestens vier, vielleicht fünf oder sieben Jahre verrechnet hat. Die Aera Ascensionis des Chron. Alexandrin. kam also mit ihrem Ansatze 1 = 39 p. Chr. der Wahrheit näher, als der Begründer der Aera Incarnationis.

Digitized by Google

angebrachten Rückschau und Gewissenserforschung nehmen. Die römische Kirche ist ganz gewiß mit ihrem Anno santo in diesem wie in so vielen anderen Punkten einer an sich berechtigten Volksempfindung entgegengekommen. Berechtigter wäre ja, wenn die Völker über ein solches Datum hinweg die großen Marksteine der Geschichte selbst ins Auge faßten. Aber sind diese, namentlich aus so unmittelbarer Nähe, immer so klar zu erkennen und wären selbst die Historiker nicht in einiger Verlegenheit, wenn sie jedes Jahrhundert nach einer oder zwei bestimmten Persönlichkeiten, oder nach einem alles dominirenden Factum taufen müßten?

Zwölfmal hatte die römische Kirche die Erneuerung des Annus Gratiae gefeiert, ehe Bonifatius VIII. für dieselbe die Form eines Jubeljahres mit einem allgemeinen großen Ablasse ausschrieb. Uebersehen wir diese zwölf Centenarien — welch wunderbare Folge von Bildern rollt sich, allein für die Kirche Roms und die Stadt Rom, vor uns auf!

Die junge Christengemeinde Roms war zitternd und entsetzt aus der blutigen Verfolgung hervorgegangen, welche Nero's Brutalität zwischen 64—67 über sie verhängt hatte. Schon zählte sie Mitglieder in dem flavischen Kaiserhause selbst, das mit Vespasian auf den Thron gekommen: Domitians wilde Laune trieb seine christlichen Verwandten in den Tod und in die Verbannung. In den Tagen, in denen die beiden Domitillen verbannt auf den Inseln Pandataria und Pontia weilten, mögen jene ersten altchristlichen Katakomben entstanden sein, deren Erforschung wir in unsern Tagen durch de Rossi erlebt haben. In Santa Priscilla hatte man, um 100, eben die Gebeine eines Acilius Glabrio beigesetzt, eines Nachkommen des Siegers über Antiochus bei den Thermopylen. Nicht lange danach werden die Kämmerer der hl. Domitilla, Nereus und Achilleus, in jenen Grüften beigesetzt sein worden, deren Aufdeckung ich im Jahre 1874 beiwohnte. Bischof von Rom war vielleicht damals noch der hl. Clemens, der nach Anderen schon im Jahre 98 dem

Digitized by Google

Euaristus Platz gemacht hätte. Etwas bestimmtes läßt sich hier nicht sagen, denn die Chronologie der Päpste ist bis auf Pontianus (230) so vollkommen ungewiß, daß es unmöglich ist, einigermaßen verbürgte Daten für jene Zeit anzugeben. Sicher war Clemens, wenn er bereits, wie man annimmt, das Martyrium erlitten, noch nicht lange Zeit dahingeschieden, und es waren vielleicht nur erst wenige Monate verstrichen, seit jener merkwürdige sog. I. Brief des Clemens an die Korinther geschrieben war, dessen Schluß, erst in unsern Tagen aufgefunden, das erste christliche Kirchengebet für Reich und Kaiser enthält. Noch lebten die Christen im ganzen und großen in diesem Reich unter dem Schatten der jüdischen Religion, wie sich Tertullian ausdrückt. Sie nahmen an der den Juden gewährten religiösen Duldung Theil: aber die Ausbrüche der Volkswuth und des Cäsarenwahnsinns unter Nero und Domitian mußten wie ein Alp über der jungen Gemeinde liegen: schon drohte ihr das nach wenigen Jahren ins Leben tretende Trajanische Gesetz, welches die Religion Christi als ein sodalicium illicitum ächtete und die legale Grundlage schuf, auf der sich, bis zum Edict des sterbenden Galerius (311) die römischen Christenverfolgungen bewegten.

Als man im Jahre 1865 das Coemeterium der heiligen Domitilla an der Via Ardeatina auszugraben begann, stieß man zunächst auf jenes höchst merkwürdige Gebäude, welches demselben vorgelegt war und welches sich im Grunde in nichts unterschied von den heidnischen Gräbern (an der Via Latina u. s. f.) vorgelegten Gebäuden, in welchen die Wächter wohnten und in denen die Todtenschmäuse u. s. w. stattfanden: Bauwerke, deren die Inschriften zuweilen Erwähnung thun (z. B. diaeta quae est iuneta huic monumento, oder solarium tectum in quo populus epuletur). Dieser geräumige, im Innern durch Weinlaub und andere dekorative Sujets ganz im pompejanischen Stil geschmückte Vorbau öffnet sich nach der Katakombe zu in einem Gange, der uns sofort in einem höchst kostbaren, leider jetzt

Digitized by Google

rasch verfallenden kleinen Wandgemälde das vielleicht älteste christliche Bild zeigt: Daniel zwischen den Löwen — das Symbol der von den Mächten dieser Welt bedrohten und durch göttlichen Schutz bewahrten Gemeinde. Dies Fresco kann als das treueste Abbild dessen betrachtet werden, was die römische Christenheit im Jahre 100 war und des Gefühls, mit dem dieselbe dem kommenden Jahrhundert entgegenging.

Dies zweite Jahrhundert ließ sich nicht leicht an. Die Verfolgungen unter Trajan, Hadrian, Marc Aurel waren vorübergezogen, auch die litterarische Bekämpfung des Christenglaubens durch Celsus und Crescenz hatte man überlebt; eine mildere Sonne schien unter Commodus, seit eine christliche Katechumene, Marcia, die Gunst dieses Tyrannen gewonnen und die Freilassung der in den Bergwerken Sardiniens schmachtenden Christen erwirkt hatte. Im Jahre 200 sah sich die römische Kirche durch Zephyrinus regiert: soeben (199?) war Victor I. aus dem Leben geschieden, dessen Episkopat durch die schweren Kämpfe mit den Kleinasiaten über das Osterfest und die durch die Häresien des Sabellius und Noëtus bedingten Zuckungen bewegt war. Zephyrinus machte den durch den Verfasser der Philosophumena so schwer angegriffenen Callistus im Jahre 200 (?) zum Vorstand des ersten, an der appischen Straße angelegten Gemeinde-Cömeteriums, welches sich an die Grabanlagen anlehnte, in denen, wenige Jahre vorher, unter Marc Aurel, ein Sprosse des größten Geschlechts der Cäcilii, die Märtyrin Cäcilia, auf ihrem eigenen Grund und Boden ihre Beisetzung gefunden hatte. Diese Welt der Katakomben gibt dem Jahre 200 seine Signatur. Aber auch für das geistige Leben der Menschheit gab ihm Zephyrinus eine geradezu weltgeschichtliche Bedeutung, indem er einmal, dem extremen Rigorismus gegenüber, das Princip der Verzeihung auch auf die schwersten Fleischessünden ausdehnte; dann, indem er die Ehe der Unfreien mit dem Freien kirchlich anerkannte und damit die abendländische Menschheit einen Schritt von unermeßlicher Tragweite in der Richtung der bürgerlichen Gleichheit

Digitized by Google

und der Freiheit machen ließ. Man sieht, welch neue und große Perspectiven sich mit diesem dritten Jahrhundert eröffnen.

Auch im Jahre 300 war die Zeit der Trübsal noch nicht abgelaufen.

Das dritte Jahrhundert hatte eine neue Lage geschaffen, deren unabsehbare Folgen dem Geiste derjenigen, welche die Hand an den Pulsschlag der Nationen führten, bereits aufgehen mußten.

Das Zeitalter Septim Severs und Alexander Severs war nicht frei von Verfolgungen; aber es machte sich bald ein neues Element in der Regierung geltend: die Herrscher hören auf, dem alten Rom anzugehören, orientalische Einflüsse kommen empor und mit ihnen dringt mit unaufhaltsamer Macht jüdisches und christliches Proselytenthum in die Familien der Cäsaren und die maßgebenden Kreise ein. Schon fängt unter Alexander Severus die Berücksichtigung des Christenthums an, eine Staatsraison zu werden. Noch einmal versucht Decius die Einheit des Reiches durch grausame und rücksichtslose Maßnahmen im Sinne des polytheistischen Volksglaubens zu retten. Trotz der zahlreichen Lapsi schlägt der Versuch fehl. Inzwischen hatte der Occident eine von großen Talenten wie Tertullian und Cyprian getragene christliche Litteratur aufblühen sehen und, was viel mehr bedeutete, Alexandrien schenkte mit seinem großen Origenes der Kirche eine Wissenschaft: von dem Tage an, wo es eine solche ehrliche, ernste Wissenschaft gab, war der Sieg des Christenthums entschieden. Ohne diese Wissenschaft, die nicht bloß ein blendender Zierath, sondern ein Lebenselement des griechisch-christlichen Geistes wurde, wäre Rom nie die Beherrscherin der Seelen geworden: eine ungeheure Lehre für diejenigen, welche heute der Kirche die Zukunft sichern wollen, indem sie sie von der Wissenschaft trennen. Um 300 waren die Früchte dieser Entwickelung soweit gereift, daß sich der Paganismus vor die Alternative eines unaufhaltsamen Verfalls oder eines sofortigen Verzweiflungskampfes um seine Existenz gestellt sah. Kein be-

Digitized by Google

sonders hervorragendes Ereigniß charakterisirt in Rom die Wende des Jahrhunderts; Bischof war damals Marcellinus, den die spätere Fabel zu Anfang der Verfolgung den Göttern opfern ließ und der dann auf der Synode zu Sinuessa sich selbst abgesetzt haben soll. Die Stadt rüstete sich schon zu den Vicennalien des Diokletian, die 303 gefeiert wurden und denen der Bau der Diokletianischen Thermen 303—305 folgte. Mit dem von Constantin 312 vollendeten Bau der Basilika des Maxentius war es die letzte architektonische Großthat, welche die ewige Stadt aus den Händen eines heidnischen Kaisers empfing.

Welch ungeheure Veränderung weist der Vergleich der Daten 300 und 400 auf! 300 regierte noch die kraftvolle Persönlichkeit eines Diokletian, jenes großen Organisators, mit dem sich Napoleon I. nicht ungern verglich. Das Christenthum zählte in Constantin d. Gr. und Theodosius I. zwei andere große Namen als die seinigen; im Jahre 400 war das Reich schon fünf Jahre lang getheilt zwischen zwei ohnmächtigen Regenten und schon sah dies Jahr Alarich mit seinen Gothen gegen Italien, bis nach Aquileja vorrücken, um neun Jahre später Rom zu belagern, 410 es einzunehmen. Seit 404, wo Honorius zum letztenmal in Rom weilte, hatte die Stadt aufgehört, Residenz der Kaiser zu sein. Anastasius I. saß damals auf dem römischen Bischofsstuhl (398—401?). Bald nachdem die Cäsaren aus den Palästen des Palatin gewichen, setzten sich die Päpste in denselben fest, um so in den Augen des Volkes unbemerkt an die Stelle der Imperatoren zu rücken. Fragt man nach einer Signatur der Zeit, so steht, fast am Anfang des Jahrhunderts, der Triumphbogen des Constantin (s. 312) mit seiner noch den politischen Compromiß der aufsteigenden und der niedersteigenden religiösen Macht verrathenden Inschrift; am Schluß des Jahrhunderts ruht unser Auge auf dem wunderbaren Mosaikbild, mit welchem Papst Siricius (384—399) die Abside von S. Pudenziana auszuschmücken begonnen hatte und das erst unter Papst Innocentius I. (402—407) vollendet ward: man arbeitete also

Digitized by Google

noch über das Jahr 400 an demselben. Die inmitten des Apostelchors thronende Gestalt des Erlösers mit den Prachtbauten des alten Viminals im Hintergrunde, mit der Inschrift DOMINVS CONSERVATOR ECCLESIAE (Pudentianae) erscheint wie eine Zusammenfassung der Gedanken, welche aus der Geschichte des zusammenstürzenden kaiserlichen Rom hinüber in das Mittelalter geleiten. Schwere und dunkle Wolken lagern sich jetzt und verdichten sich immer mehr über der ewigen Stadt. Im Jahre 500 gehorcht dieselbe schon fast ein Vierteljahrhundert lang fremden Herren. In dem abgelaufenen Jahrhundert hatte die Kirche die mächtigen, die Grundlagen ihres Glaubens in Frage stellenden Bewegungen erlebt, welche sich an die Namen des Pelagius, Nestorius, Eutyches anknüpften. Sie hatte große Männer wie Hieronymus, Augustinus, Leo I. auftreten und dahingehen gesehen. Das Reich hatte Afrika an die Vandalen, Spanien an die Westgothen, Gallien an die Burgundionen und Franken verloren; es war dann selbst unter den Streichen Odoakers zusammengebrochen, und auch dessen kurze Herrschaft war an die Ostgothen übergegangen, deren gewaltiger und genialer König jetzt plötzlich in diesem Jahre 500 in Rom erschien. Theodorich war Arianer, aber er war ein zu guter Politiker, um nicht seine ersten Schritte nach St. Peter zu wenden und dort wie ein Katholik seine Andacht zu verrichten. Seine Wohnung nahm er im Palatin, in der Kurie ließ er sich von Boethius bewillkommnen und in dem von Domitian beim Severusbogen angebauten „Senatus" (ad Palmam) hielt er — ein Illitteratus und des Schreibens nicht einmal mächtig — eine schlechte lateinische Rede. Den Römern verkündete er die Fortdauer ihrer Gesetzgebung und die Erhaltung ihrer Antiquitäten, zu denen er offenbar auch den Senat rechnete: was ihn nicht abhielt, durch Cassiodorus den ehrwürdigen Rathsherren die schönsten Epitheta an den Kopf zu werfen: denn was war es anders als eine lächerliche Phrase, wenn er den Senat einmal domitor orbis, praesul et reparator liberatis nennt! Als

Digitized by Google

später in den das Rückenmarck dieses alten Senats ausmachenden anicischen Familien wirklich altrömisch-republikanische Tendenzen auftauchten, ließ derselbe König seinen treuen Minister Boethius und dessen Schwiegervater, den ehrwürdigen Consularen G. Aurelius Symmachus, nach einem rechtlosen Prozesse hinrichten (524).

Anno 500 hätte mitten in den Festen, die zu Ehren des königlichen Gastes gegeben wurden, das Niemand erwartet. Damals muß Rom noch einen überwältigenden Eindruck gemacht haben, dem sich auch der Gothenkönig nicht entziehen konnte. Trotz der Plünderungen, denen die Stadt durch Alarich und Geiserich ausgesetzt gewesen war, besaß Rom noch im wesentlichen an Bauwerken, was das 404 scheidende Kaiserreich ihm hinterlassen, und der Statuen und Sculpturen gab es noch so viele, daß eine eigene Behörde, die Comitiva Romana, mit ihrer Erhaltung beauftragt war. Jener afrikanische Abt Fulgentius, der damals vor den Vandalen flüchtig, nach Rom gekommen war, war von der Herrlichkeit der ewigen Stadt so ergriffen, daß er in die Worte ausbrach: „wie prächtig muß nicht das himmlische Jerusalem sein, wenn schon die irdische Roma also erstrahlt!" Namentlich an Reiterstatuen muß letztere damals noch sehr reich gewesen sein, denn Cassiodor spricht geradezu von Herden von ehernen Rossen (Var. VII, 15). Die geordnete Regierung Theodorichs brachte wieder Wohlstand und Sicherheit des Besitzes zurück, und die Stadt durfte sich den unfreiwilligen Scherz erlauben, sich auf ihren Stempeln, die Henzen gesammelt hat, REGN · D · N · THEODORICO FELIX ROMA zu nennen. Noch komischer war es, wenn sie in diesen Tagen Münzen mit der Umschrift INVICTA ROMA schlug: ein paar Jahre darauf gab der unglückliche Boethius den Kommentar zu beiden Texten, als er in seinem Kerker die Worte schrieb: welche Art von Freiheit bleibt uns heute noch zu hoffen — nam quae sperari reliqua libertas potest? atque utinam posset ulla! (Consol. I pr. 4.) Ich habe sie über eine Abtheilung meiner Bibliothek geschrieben.

Digitized by Google

Als Bischof herrschte damals in Rom Symmachus, der sich in Ravenna Theodorich's Bestätigung geholt hatte, ihm 500 auch vor die Stadt entgegenging, aber sehr bald in Rimini allerlei schwerer Dinge angeklagt ward. Ein Papst, über dessen Person und Amtsführung mancherlei Dunkel schwebt, der immerhin in der kirchlichen Baugeschichte der Stadt starke Spuren seiner Thätigkeit hinterlassen hat. Sein und seines Vorgängers Gelasius Pontificate sahen hier die letzten Regungen des officiellen Heidenthums: die Lupercalien, die Vergnügungen bei dem Tempel der Dioscuren der Insula Sacra an der Tibermündung, das Gesetz des Königs gegen die heidnischen Opfer und die Abtragung des Apollotempels auf dem Montecassino waren die letzten Symptome der abgestorbenen Zeit und Cultur. Daß mit ihnen der Paganismus aus Italien völlig verschwunden sei, wird man kaum zu behaupten wagen. Selbst ein Schriftsteller wie Alfred v. Reumont meint (II, 37), „es habe sich das Heidenthum in Ansichten und Gebräuchen namentlich in Rom fortgepflanzt und nur zu lange schädlichsten Einfluß geübt mit seiner Entstellung des innersten Wesens der christlichen Lehre". Ich bitte, Notiz davon zu nehmen, daß diese Worte nicht von mir herrühren.

Und wiederum, welch anderes Bild im Jahre 600! Nach blutigen Kämpfen waren die Gothen den Oströmern unterlegen; Rom hatte sich 537 wieder durch Vitiges belagert, 546 und abermals 549 durch Totila eingenommen gesehen. Die pragmatische Sanction Justinian's vom Jahre 554 gab Italien eine neue Organisation, die aber in ihrem ganzen Umfang nicht durchzuführen war, denn 568 schon stiegen die Longobarden über die Karnischen Alpen hinunter, um die oberitalienische Ebene in Besitz zu nehmen und auf zwei Jahrhunderte hinaus den Rest der Halbinsel zu beunruhigen. Die Kirche hatte Widriges in den Zeiten des Papstes Vigilius und des Dreikapitelstreites erlebt; jetzt saß Gregor I. auf dem Stuhl Petri, den mitten in der entsetzlichen Pest von 590 der Tod Pelagius' II. leer gelassen hatte. Die neueren Geschichtsschreiber der Stadt Rom haben

Digitized by Google

die Aeußerungen Gregor's über den traurigen Zustand der Stadt Rom gesammelt. Seit dem Gothenkrieg war Rom einem raschen und völligen Verfall dahingegeben. Der Besieger der Gothen, Narses, war, wie Belisar, vom Hofe mit Undank gelohnt, 567 in Rom gestorben. Seither ward die Stadt durch den in Ravenna residirenden Exarchen regiert, der einen Dux für die Stadt ernannte. Man hört im 7. Jahrhundert nichts von einem solchen Dux Romanus, aber im Jahre 708 taucht auf einmal dieser Ducatus Romanus wieder auf. Vom Senat ist zuletzt gelegentlich einer Gesandtschaft an den Kaiser Tiberius die Rede; er muß nach dieser letzten Kraftanstrengung bald das Zeitliche gesegnet haben. Auch die Reichsconsulen hatten längst aufgehört, doch erhielt sich noch der Titel Exconsul, den man sich, wie Gregor berichtet, um etwa 30 Pfund Goldes vom byzantinischen Hofe erkaufte. Rom war also wirklich nur mehr eine herabgesunkene Provinzialstadt, das Abbild einer Welt, die, wie Gregor in seiner ersten Homilie sagt, alt und grau geworden ist und durch ein Meer des Jammers zum nahen Tode gedrängt wird. Diese traurigen Schilderungen kehren in den Reden wie in den Briefen des großen Papstes während der 14 Jahre seines Pontificats unabläßig wieder; ja, er hat dieser Lage der Welt und der Kirche eine umfassende Betrachtung in seinen Moralia in Job gewidmet, wo er in den Schicksalen des unglücklichen Dulders die wechselnde Geschichte und die Leiden seiner Kirche symbolisirt findet. Ergreifend waren vor allem jene „Dithyramben der Schmerzen", wie Gregorovius sie nennt, jene Homilie, die der Papst angesichts der Bedrohung Roms durch den Longobarden Agilulf (595) in St. Peter sprach und in der er das furchtbarste Bild vom Zustand der Stadt gibt, die das, was ihr bevorstand, in der einst so blühenden, jetzt zur Wüste verwandelten Campagna vor sich sah.

Liest man, in dem umfangreichen Registrum Gregors I. seine Briefe aus dem Jahre 600, so begegnet man oft der Klage über die bösen Longobarden, noch öfter derjenigen über das

Digitized by Google

Podagra, welches, wie der Papst im Juli (X. 14) schreibt, ihn nun schon seit zwei Jahren so quält, daß er nur an hohen Festtagen auf ein paar Stunden sich erheben kann, sonst aber schwer gekreuzigt darniederliegt und bald heftigeren, bald leichteren Anfällen der Krankheit unterworfen ist. Im Januar und Februar 601 kann er gar nicht mehr aufstehen (XI, 18, 20) und sieht dem Ende entgegen. Aber auf diesem seinem Krankenlager hat Gregor fortgesetzt und vollendet, was er begonnen: die Umgestaltung einer ganzen Welt. Er hat das große Werk seines Verwandten, des hl. Benedict, bestätigt und befestigt. Er führte durch Theodelinde die Longobarden dem Katholicismus zu und sicherte damit die Einheit Italiens im Glauben. Als Consul Gottes rühmt ihn seine Grabschrift, weil er das große Volk der Angelsachsen durch die Sendung Augustins (s. 596) dem Christenthum zugewann. Zuerst von den Päpsten nannte er sich Servus Servorum Dei (Joh. Diac. II, 1), aber er hat mehr als einer seiner Vorgänger gethan, um den kirchlichen Primat des römischen Stuhls auszubilden und die politische Herrschaft des Pontificats anzubahnen. Die ausgedehnten Schenkungen von Ländereien, welche der Kirche Roms seit Constantin zugewandt worden waren, hatten allmählich den Papst zum reichsten Grundbesitzer Italiens gemacht. Diese Latifundien waren über alle Provinzen der Halbinsel, namentlich auch über die Inseln Sicilien und Sardinien zerstreut; als ausgezeichneter Landwirth regierte sie Gregor durch seine Rectores Patrimonii und die Einkünfte verwandte er in einer Weise, welche ihn rasch zum größten Wohlthäter Roms und ganz Italiens machte. Damit war die moralische Grundlage geschaffen, auf der sich der politische Principat der Päpste aufbaute. Es war wirklich ein moralischer Principat, welcher dem politischen hier vorausging. Gregorovius hat das unumwunden in dem anerkannt, was er (II⁴, 59) über des Papstes goldene Maxime quia nos saeculum ecclesiae ex lucris turpibus non volumus inquinari sagt.

So war das Jahr 600 ein wahrer Wendepunkt der Ge-

Digitized by Google

schichte. In Gregor zeigt es uns den letzten Römer und den ersten wahrhaften Repräsentanten des Mittelalters: einen Papst, den immerhin noch genau 600 weitere Jahre trennen von dem Augenblick, wo das von ihm gegründete politische Werk der mittelalterlichen Papalhoheit seine höchste Ausbildung erlebte.

Das siebente Jahrhundert war ein trauriges für die Völker wie für die Kirche des Morgen- und Abendlandes. Man erlebte den unseligen monotheletistischen Handel; den Fall des Honorius, das Concil von 680 und das Quinisextum von 692, wo in den sogenannten Trullanischen Artikeln die Abneigung der Griechen gegen die lateinische Kirche schon stark und bedenklich hervortrat, wie andererseits die zwischen lamentabler Schwäche und brutaler Gewaltthätigkeit sich hin und her bewegenden Versuche der Byzantiner, die Herrschaft über Italien festzuhalten, wie sich, im offenen Gegensatz zu diesen Bestrebungen, das Pontificat bereits mit dem erwachenden Nationalgefühl und Unabhängigkeitsbedürfniß der italienischen Bevölkerung zu identificiren weiß. Gerade die Vorgänge, deren Zeuge Rom um 700 ist, zeigen dies. Damals war Sergius I. (687—701) Papst. Keine großen Thaten sind von ihm zu berichten. Aber er that Einiges für die Kunst. Die Gründung von S. Maria in Araceli 700 mag fraglich sein. Seine ehemalige Titelkirche stattete dieser Syrer mit Gütern und einem Schenkungsdiplom in Marmor aus, Leo d. Gr. ließ er in S. Peter begraben und seit dieser Translation wanderten die Papstleichen statt in die jetzt der Verödung preisgegebenen Katakomben in das Atrium der Peterskirche oder in das Innere derselben. Mit des angelsächsischen Königs Ceadwalla's Taufe in Rom (689, 10. April; er starb daselbst schon am 20. April), der Pilgerfahrt zweier anderer gezähmter Angelsachsen, der Könige Konrad von Marcia und Offa von Essex; den Schreiben an Ethelred und die englischen Bischöfe (c. 693), der Consecration des Friesenapostels Willibrord (696), den Verhandlungen mit Ceolfrid, Abt von Weremouth (700), ist die Richtung angegeben, welche das Pontifikat von 700 mit den Völkern der Zukunft

Digitized by Google

verband. Welche Bedeutung die Beziehungen Jarrow's zu Rom für die angelsächsische Malerei hatten, glaube ich in meiner „Geschichte der christlichen Kunst" (II, 473) zum ersten Mal klargelegt zu haben. Inzwischen waren die Erinnerungen des alten Rom noch tiefer versunken. Der Cäsarenpalast auf dem Palatin sah noch zu Anfang des 8. Jahrhunderts jene blutigen Scenen sich zu seinen Füßen auf der Via sacra abspielen, die sich an die Nichtanerkennung des Ducatus Romanus durch die Römer knüpften. Noch im Jahre 688 bestand eine Cura Palatii Urbis Romae, die damals in den Händen des Vaters P. Johannes VII. lag: seit etwa 713 hört man nichts mehr von dem alten Kaiserpalast auf dem Palatin und man könnte versucht sein, auf diese Zeit jene noch merkwürdig poetisch empfundene Elegie auf den Untergang Roms zu beziehen, welche Muratori aus einer Modeneser Handschrift herausgegeben hat:

Nobilibus fueras quondam constructa patronis,
Subdita nunc servis u. s. f.[1])

III.

Unsere Betrachtung hat uns bis zum Jahre 700 geführt, in eine Zeit, wo das Alte dahingestorben und das Neue noch nicht lebendig war.

Wie ganz anders thut sich die Wende zum 9. Jahrhundert auf!

An reichen Contrasten fehlte es dem 8. Jahrhundert nicht. Es sah die Zerstörung des Reiches der christlichen Westgothen in Spanien durch die Araber; es sah vorübergehend das ganze Abendland durch die Invasion des Islam bedroht; es erlebte im Ostreich den Ausbruch des traurigen Bilderstreites unter Leo dem Isaurier und Constantinus Kopronymus, den Ausgang der Mero-

[1]) Muratori Antiqq. med. aev. II 1481 Jaffé Monum. Bamberg. p. 457. Gregorovius II⁴, 133, wo eine schöne Uebersetzung der acht Distichen geboten ist, welche Gregorovius ins 7. Jahrhundert setzt.

Digitized by Google

vinger und das Königthum der Karolinger. Es sah durch die Arbeit der Heiligen Kilian, Corbinian, Pirmin, Willibrord, Rupert, vor allem des hl. Bonifatius, den größten Theil Deutschlands der Kirche zugewonnen. Für das Papstthum hatte es schlimme und gute Tage gegeben: die Bedrängniß Roms durch die Longobarden war aufs äußerste gestiegen; zum ersten Mal war ein Papst hülfesuchend über die Alpen gegangen (754); aus den Trümmern des Exarchats hatten sich die Anfänge des Kirchenstaats zusammengesetzt, welchen die pipinische und die karolinische Schenkung (756, 774) fest begründete: man hatte die merkwürdige Fälschung des konstantinischen Constitutum (nach 774?) erlebt, eines Fabrikats, welches allem Anschein nach den Zweck hatte, den Kirchenstaat auf den Kaiser Constantin zurückzuführen und den Franken die Prätension zu nehmen, als ob sie mit der „Rückerstattung des Patrimonium Petri" sich ein sonderliches Verdienst um den hl. Stuhl erworben hätten. Ob Karl d. Gr. dieses Aktenstück je zu Gesicht bekommen, steht dahin, jedenfalls hat es ihn nicht abgehalten, das Longobardenreich zu zerstören und dem von seinen Feinden schmählich mißhandelten, zu ihm nach Paderborn (799) geflüchteten Leo III. seinen Schutz angedeihen zu lassen. Durch den König nach Italien zurückgeführt, ward der Papst am 29. Oktober 799 am Ponte Molle von den Römern empfangen und nahm am 30. Oktober seine Residenz in patriarchio, d. i. im Lateranischen Palast, wieder ein. Am 23. Nov. 800 erschien Karl selbst, ward am 12. Meilenstein bei Mentana von Leo begrüßt und nachdem die beiden Herren zusammen gefrühstückt, blieb er bei Nomentum und ritt am 27. November in die Stadt ein, wo er von Papst und Klerus vor St. Peter empfangen und in die Basilika eingeführt wurde. Hier verkündete Karl am 1. Dezember vor der Versammlung der römischen Geistlichkeit und seiner fränkischen Großen die von ihm anzustellende Untersuchung über die dem Papst vorgeworfenen Verbrechen, von denen sich Leo am 23. wieder vor derselben synodalen Versammlung durch einen Reinigungseid frei erklärte. Am

Digitized by Google

25., am Weihnachtsfeste, setzte Leo III. Karl nach den Laudes, vor der Confessio des hl. Petrus, das kaiserliche Diadem unter dem jubelnden Zuruf des Volkes auf. Karl legte den Titel eines Patricius der römischen Kirche ab und hieß von da ab Imperator et Augustus.

Das war das ungeheure Ereigniß, welches das Jahr 800 in der Welt- und Kirchengeschichte zu dem wichtigsten Centenar machte, welches wir abendländische Christen bis zur Gegenwart erlebt haben. Eine überreiche Litteratur hat sich mit diesem Factum beschäftigt und den wahren Sinn desselben herauszustellen gesucht. Heute kann, namentlich nach der glänzenden Untersuchung Döllingers (im „Münchener Hist. Jahrbuch" 1865) kaum mehr ein Zweifel über die wirkliche Bedeutung des Vorganges bestehen.

Demnach wissen wir also genau, daß Karl sich schon seit langen Jahren mit dem Plane, den Kaisertitel an sich zu nehmen, getragen hatte; daß seine ursprüngliche Idee zwar nicht war, das Imperium des Romulus Augustulus wieder aufzunehmen, sondern die, durch Heirath der Kaiserin Irene legitimer Nachfolger Constantin's VI. auf dem oströmischen Thron zu werden; in Rom allerdings wurde dann die andere Idee, die der Erneuerung des abendländischen Kaiserthums, aufgegriffen, und bald nach 800 sehen wir Karl in den erneuerten Verhandlungen mit den Griechen sich mit der Vorstellung vollkommen befreunden, durch Anerkennung seines Kaisertitels seitens der Byzantiner die alte Reichseinheit mit zwei Fratres Imperatores und zwei Reichshauptstädten wieder aufleben zu lassen. Daß ihn die Krönung am Weihnachtsfeste 800 überraschte und ihm eigentlich seine Absichten durchkreuzte, kann auch kaum zweifelhaft sein. Daß er sich das Imperium nicht von Papstes Gnaden geben ließ, geht aus seinem ganzen Verhalten und später aus der von ihm ohne Befragung des römischen Stuhles verfügten Krönung Ludwigs des Frommen hervor. Es ist auch ganz klar dargethan, wie sich Karl das Verhältniß der beiden Gewalten seit 800 zurecht legte; in dem

Digitized by Google

Kapitular von 829 ist dies Verhältniß der vollständigen Nebenordnung der geistlichen und königlichen Gewalt innerhalb der Christenheit ausgesprochen, und das Bild der Ellipse mit ihren zwei Brennpunkten legte diese Stellung verständlich vor. Politisch aber gab es nach Karls Auffassung im Abendland nur eine Souveränität, so wie das Dante ein halbes Jahrtausend nachher trotz aller faktischen Veränderung dieser Lage theoretisch absolut festgehalten hat. Der Papst mit seiner Respublica Romana war dem Kaiserthum ein- und untergeordnet, und daß Leo III. dies anerkannt hat, geht daraus hervor, daß er nach Meldung der fränkischen Annalen den Akt der Adoration durch Niederknieen vor dem Kaiser vollzog, gerade so wie dies nach dem byzantinischen, seit Diocletian üblichen Zeremoniell seine Vorgänger Agapet vor Justinian, Hadrian (787) vor Constantin und Irene, Stephan vor Pipin gethan hatten.

Das alles bedeutete also das große und denkwürdige Jahr 800 für Reich und Kirche. Das 9. Jahrhundert sah seither die eigentliche Begründung des deutschen Reichs und deutscher Cultur durch Karl d. Gr.; die endliche Bekehrung der Sachsen; aber es sah auch den Verfall und die Theilung des Karolingischen Weltreichs in Frankreich, Lothringen und Deutschland; es sah im Osten zwar den Sieg des Bilderdienstes unter der Kaiserin Theodora, aber auch das Schisma des Photius und das letzte allgemeine Concil, welches Griechen und Lateiner vereinigte (869). Im Abendlande erlebte das fränkische Reich den Prädestinationsstreit, die Entstehung der pseudo-isidorischen Dekretalen und die erste Erscheinung des Musters eines großen streitbaren Prälaten in der Person des Reimser Hinkmar. Das Papstthum war unter den Händen Nikolaus' I. mächtig emporgestiegen: jetzt, 900, war es durch Johannes IX. und Benedikt IV. vertreten, deren rasch sich folgende und kurze Pontifikate durch kein bedeutsames Ereigniß bezeichnet sind. In Oberitalien stritten sich Berengar und Ludwig von Provence um die Herrschaft, und die Krönung des Letzteren (im Februar 901) durch Papst Benedikt schuf einen

Digitized by Google

Schattenkaiser mehr, während in Deutschland Kaiser Arnulfs Tod (899) das von den Ungarn bedrängte Reich Ludwig dem Kinde hinterließ, mit dem die Ostkarolinger ausstarben. In Rom sah es inzwischen so trüb wie möglich aus. Zur Ausbesserung der lateranensischen Basilika konnte man keine Balken mehr auftreiben, weil die Banditen draußen die Wälder besetzt hielten. In der Stadt wütheten die Faktionen der Barone: sie hatte ein paar Jahre vorher das schauerliche Todtengericht über den Papst Formosus (897) erlebt — einen dem Haß gegen das deutsche Element verdankten „Exceß, wie kein ähnlicher die Annalen des Pontificats befleckt hat" (Reumont). Jetzt aber steuerte dies Pontificat seiner tiefsten Entartung entgegen; mit der Herrschaft der tuskischen Partei rückte das Weiberregiment Theodora's und Marozia's ein, Päpste wurden wie Puppen ein- und abgesetzt: eine schmachvolle Aera der Unfreiheit, in der die Regierung Alberichs fast wie ein Lichtpunkt erscheint. Otto des Großen Intervention riß das Papstthum 962 aus dieser Entwürdigung heraus und band die Kaiserwürde auf mehr als 800 Jahre an die deutsche Königskrone: ob zum Vortheil oder zum Nachtheil Deutschlands, war bekanntlich der Gegenstand einer zwischen Ficker nnd Sybel scharf verhandelten Controverse. Sicher war das Königthum des sächsischen Hauses die glänzendste und segensreichste Erscheinung des 10. Jahrhunderts, welchem Baronius den üblen Beinamen des dunklen gegeben hat. Freilich waren die Lage der Kirche und die Zustände im Klerus derart, daß der berühmte Geschichtschreiber und Apologet des Katholicismus sich wohl den Ausspruch gestatten konnte, es habe scheinen müssen, als sei das Schifflein Petri damals in den Fluthen des Meeres versunken. Jetzt, seit Otto's Einschreiten, standen die Dinge besser. Im Jahr 989 war die Kaiserin Theophanu nach Ravenna und Rom gekommen, wo man das seltene Schauspiel einer Fürstin genoß, die als „Imperator" (nicht Imperatrix) die höchste Gewalt ausübte, Placita abhielt und alle Rechte der Souveränität für ihren unmündigen Sohn geltend machte. Schon

Digitized by Google

996 kam Otto III. selbst, fast noch ein Knabe, über den Brenner herunter, setzte seinen 24jährigen Vetter Bruno zum Papst ein — es war das erste Mal, daß ein Deutscher die Tiara trug: ein unendlicher Schmerz für die Römer, die gewiß, wie Gregorovius meint, lieber ein Monstrum als diesen Sachsen auf der Kathedra Petri gesehen hätten. Der Traum dieser beiden sächsischen Jünglinge, Reich und Kirche durch gemeinsame Arbeit zu verjüngen, sollte nur kurze Dauer haben: es war ihnen nicht vergönnt zu verwirklichen, was ein Gedicht in einer Bamberger Handschrift ihnen zurief:

Vos duo luminaria per terrarum spacia
Illustrate ecclesias, effugate tenebras
Ut unus ferro vigeat, alter verbo tinniat.

Schon am 29. September mußte Papst Gregor V. vor der Rebellion des Patricius Crescentius fliehen, der sich zum römischen Consul ausrief. Im Februar 998 führte Otto seinen Verwandten nach Rom zurück, die Engelsburg ward gestürmt und Crescentius enthauptet. Seine melancholische Grabschrift hat Baronius noch in St. Pancrazio gelesen. Ein Jahr später war auch schon Gregor V. eine Leiche. Der Kaiser kam nach seiner Wallfahrt auf den Mons Garganus im März 999 nach Rom zurück; er brachte den neuen Papst in seinem Gefolge mit. Gerbert, seit 998 Erzbischof von Ravenna, war zweifellos der merkwürdigste und genialste Mensch seiner Zeit. Zum ersten- und zum letzten Mal in der Geschichte stellt sein Pontificat die Vereinigung des höchsten Wissens einer Zeit mit der höchsten kirchlichen Würde dar. Leider hat auch diese Herrlichkeit nicht lange gewährt: zu Anfang April 999 inthronisirt, bekleidete Sylvester II. die Papstwürde nur bis zum 12. Mai 1003. Sein junger kaiserlicher Freund Otto III. hatte mit kurzen Unterbrechungen, vom 11. April 999 bis zum November in Rom geweilt, dann war er nach Sachsen zurückgekehrt, hatte Pfingsten in Aachen zugebracht und war am 1. November wieder in Rom, wo er in palatio Montis Wohnung nahm, dort am 5. Januar 1001 den

Digitized by Google

Besuch seines geliebten Lehrers, des in der Kunstgeschichte so berühmten Bischofs Bernward von Hildesheim empfing, den Aufstand der Landstadt Tivoli niederwarf, und, unterstützt von Bernward, mit Mühe der Empörung der Römer Meister wurde, die ihn in seinem aventinischen Palast drei Tage belagert hatten. Diese Erfahrungen hatten den 22 jährigen Jüngling aus der Welt seiner Träume aufgeweckt, aber auch mit tiefer Schwermuth erfüllt. Im Bußhemd zog er über den Apennin wieder nach Ravenna, wo er Ostern in St. Apollinare in Classe feierte: die große Inschrift im linken Seitenschiff dieser Basilika spricht von dem Ruhm und den Schmerzen des Kaisers, der noch einmal dann, im Juni in St. Paul vor Rom erscheint, in die Stadt nicht mehr eindringen kann, sein Hauptquartier in dem Castell Paterno am Soracte aufschlägt und hier, eingeschlossen, mit seinen wenigen Getreuen halb verhungert, in den Armen Sylvesters sein Leben aushaucht (1002, Jan. 23.). Der Traum seiner Weltherrschaft war verwischt: mit seinem und Sylvester's baldigem Ende starb der Idealismus hin, der einen Augenblick Papstthum und Kaiserthum in seinen Trägern zu treuester Freundschaft verbunden, auf ein gemeinsames großes Ziel zusammengeführt hatte. Ein gleichzeitiger Hymnus klagt über Otto's Tod:

Plangat mundus, plangat Roma,
Lugeat ecclesia.
Sit nullum Romae canticum,
Ululet palatium.
Sub Caesaris absentia
Sunt turbata Saecula.

Es war sicher ein ehrlicher Deutscher, der seinem Kaiser dies Klagelied sang: den bald darauf erfolgten Hingang Sylvester's hat keine römische Elegie betrauert. Daß er ein „Franke" und kein Römer war (Gerbert stammte aus der Auvergne), daß er ein großer Gelehrter war, war hinreichend, um ihn zu hassen; das Volk verschrie ihn als Zauberer, und Walther von der Vogelweide weiß noch 1213 von den Schwarzkünsten dieses Papstes zu erzählen.

Digitized by Google

Wie Rom damals aussah, schildert uns ein merkwürdiges Buch, die Graphia aurea urbis Romae, die uns der Einsiedler Codex bewahrt hat und dessen Anfänge wohl in die Tage Otto's III. hinaufreichen, während es erst nach 1154 abgeschlossen sein kann. Gregorovius (III, 497 f.) hat auf Grund desselben ein anschauliches Bild dessen entworfen, was unser junger sächsischer Kaiser um die Wende des 10. und 11. Jahrhunderts in Rom noch von Resten des Alterthums sehen konnte. Es muß ihm immer noch gewaltig imponirt haben, wenn er, unter dem Eindruck seiner Wanderungen durch die ewige Stadt, auf seinem Siegel sein Bildniß mit den Worten AVREA ROMA umgeben ließ.

Eigentlich hätte die Welt im Jahre 1000 untergehen sollen: sie hat uns diesen Gefallen indessen nicht gethan. Die Annahme, es sei gegen Ausgang des 10. Jahrhunderts die ganze abendländische Menschheit von der Angst wegen des nach Ablauf des ersten Millenniums erwarteten Unterganges der Welt erfüllt gewesen und als habe sie, aus diesem Entsetzen gerettet, mit ganz neuem Eifer sich dem Aufbau und Schmuck zahlreicher Kirchen und Klöster gewidmet, ist in den letzten Jahrzehnten durch eine Reihe von Untersuchungen widerlegt, beziehungsweise auf ihr richtiges Maß zurückgeführt worden. Die Zunahme der baulichen Thätigkeit unter der Regierung des freigebigen Kaisers Heinrich II. erklärt sich aus anderen Ursachen. An einzelnen Orten, in einigen Gegenden, war die Besorgniß des Weltuntergangs wirklich verbreitet: daß sie die ganze Christenheit ergriffen und eine tiefere Einwirkung auf Leben und Treiben derselben gehabt habe, ist nicht nachzuweisen. Wenn Reumont (II, 314) das Auftreten des wundervollen Hymnus des Dies irae für die Verbreitung dieser Erwartung anführt, so läßt sich dagegen einwenden, daß die Entstehung dieser Dichtung um 1000 nicht festzustellen ist und daß ihr Aufkommen sich vollkommen aus den trostlosen und zerrütteten Zuständen des Saeculum obscurum erklärt.

Wenn das 11. Jahrhundert die außerordentliche Erhebung

Digitized by Google

des Papstthums in Gregor VII. zu verzeichnen hatte, so war es in vieler Hinsicht doch nicht besser als jenes dunkle Jahrhundert, das ihm vorausgegangen. Rom und das Pontificat ward zunächst eine Beute der Crescentier, dann der tuscischen Grafen: wiederum war Deutschland die Aufgabe zugefallen, das Pontificat aus tiefster Erniedrigung und die Kirche vom Schisma zu befreien. Der Römerzug Heinrich's III. 1046 mit der Uebertragung des Patriciats an den Kaiser stellte die Ordnung her, welche die Bestallung deutscher Päpste sichern sollte. Schon unter dem Lothringer Leo IX. trat dann der Einfluß Hildebrands hervor, der mit der Cluniacenser Congregation die Führung der kirchlichen Reformpartei übernahm und als Gregor VII. mit dem Investiturstreit dem Jahrhundert seine Signatur, dem Papstthum die politischen Ideale gab, welche die drei folgenden Jahrhunderte verwirklichen sollten: der entscheidende Punkt in dem ersten Stadium dieses Kampfes ist die Scene in Canossa (1077); sie gehört zu den kirchengeschichtlichen Bildern, welche auch in der Gegenwart noch Bewunderer finden.

Als man 1100 schrieb, regierte Paschalis II., ein ehemaliger Cluniacenser, die Kirche (1099—1119) im Geiste Gregor's, gehoben und unterstützt durch die mächtige Erregung, welche die Verkündigung des ersten Kreuzzuges durch Urban II. zu Clermont (1095) in der Christenheit erzeugt hatte. Er brachte den größten Theil des Jahres, mit Ausnahme der in Salerno, Amalfi, Troja, Montecassino, Anagni verlebten Sommermonate, in Rom zu, wo er im Lateran residirte: die Stadt konnte sich kaum damals schon aus der Asche erhoben haben, in welche der zweimal von Robert Guiscard (1084, 28. Mai ff.) in sie hineingeworfene Brand sie gelegt hatte. Gothen und Vandalen hatten nicht schlimmer gehaust, als es jetzt die Bundesgenossen des Papstes, die Normannen und die ihnen dienenden saracenischen Rotten gethan hatten; Gregorovius hat nicht so unrecht, wenn er diese Verwüstung Roms als den dunkelsten Fleck in der Geschichte Gregor's VII. bezeichnet und den in diese um seinetwillen lodernden Flammen

Digitized by Google

hineinstarrenden Papst mit Napoleon auf seinem schweigenden Ritt über die blutigen Schlachtfelder Rußlands vergleicht. Was von alten und edlen Geschlechtern in der ewigen Stadt sich noch gehalten hatte, war von den Barbaren wie das Vieh, den Strick an dem Hals, in die Sklaverei verkauft worden. Vom Lateran bis zum Colosseum war alles in Flammen aufgegangen, der Circus Maximus, Palatin und Capitol und das prächtige Septizonium waren ebenso wie die Porticus an St. Peter und Paul und die meisten anderen vom Feuer verzehrt. Die melancholische Einsamkeit des Aventin und des Cölius, die uns heute entzückt, ist das Werk dieser Zerstörung. Die Monumente wurden schon vor der Katastrophe als Baumaterial benutzt, wie für Pisa's Dom; in umfangreicherm Maße schleppten dann Abt Desiderius von Montecassino (Papst Victor II.) und der Herzog Robert Säulen und Marmorstücke nach Cassino und Salerno. Ein paar Jahre nach 1100 kam der fränkische Bischof Hildebert von Tours nach Rom, dessen Verödung er in jener berühmten Elegie „Par tibi Roma nihil" (Uebersetzung bei Gregorovius IV, 4, 235) besang. Kaum, daß das alte Rom noch zu erkennen war: „vix scio, quae fuerim, vix Roma recordor", läßt er die Stadt sich selbst beklagen. Biondo, der im 15. Jahrhundert zuerst unter den Humanisten die Herrlichkeiten des alten Rom in einem weitverbreiteten Werke darstellte, spricht schon die Ansicht aus, daß der damalige Zustand der Stadt im wesentlichen der war, wie ihn die normannische Verwüstung geschaffen: ein Jahrhundert später sollte Rom auch noch den Sacco von 1527 erleben. Was sonst dies Jahr 1100 auszeichnete, war der Sieg Paschalis' II. über seinen Gegenpapst Clemens' III. (Wibert), den Heinrich IV. 1080 in Brixen hatte wählen lassen und der sich drei legitimen Pontificaten gegenüber behaupten konnte. Noch unter Paschal hielt er sich in Albano, bis die Normannen ihn vertrieben und er 1100 im Herbst zu Civita Castellana starb. Einige Monate später tritt zum ersten Mal, mit Pietro Colonna, das große Adelsgeschlecht der Colonnesen in die Geschichte ein: es trägt die Säule

Digitized by Google

Trajans in seinem Wappen, nennt sich aber wahrscheinlich von dem heute noch von dem Lateinergebirg auf die Via Labicana herabschauenden Castell.

Abermals brachte die Romfahrt Heinrich V. (1110 f.) unsagbares Leid über Rom und den Papst, der für seinen apostolischen Gedanken einer Resignation auf die Krongüter kein Verständniß bei den deutschen Prälaten fand. Die Vergewaltigung Paschals in St. Peter (12. Febr. 1111), die Erzwinguug der Investitur von dem hohen Gefangenen waren schwere Dinge, die das Concordat von Worms (1122) und das 9. allgemeine (I) Lateranconcil erst unter Calixt II. begleichen konnte. Der Kampf, den Gregor begonnen, hatte doch das Uebergewicht des Papstthums über das Kaiserthum zur Folge. Sein Wiederausbruch unter den Hohenstaufen änderte nichts an diesem Ergebniß. Das 12. Jahrhundert sah die großen Kreuzzüge nach jenem ersten, den Urban gepredigt: es sah das Aufblühen der romanischen Kunst und das Emporkommen einer neuen Wissenschaft in der von Lanfranc eingeleiteten, jetzt hauptsächlich von Petrus Lombardus, dem Sententiarier (1164), getragenen Scholastik. Es sah das ruhmreiche Pontificat Alexander's III. und Friedrich I. Niederlage bei Legnano; es sah aber auch bedenkliche Bewegungen in dem Rationalismus Abälard's, in Arnold's von Brescia kirchenpolitischer Opposition, in dem Auftreten der Waldenser (s. 1197) und Albigenser. Es erlebte die Anfänge der Inquisition (s. 1184) aber auch die Wiederaufnahme des römischen Rechts und damit einen culturgeschichtlichen Wandel von unabsehbarer Bedeutung.

Als das Jahr 1200 schlug, saß Innocenz III. auf dem päpstlichen Stuhl (1198—1216): kein Papst hat die Tiara glücklicher und glanzvoller getragen als dieser Conti, dessen Krönung (am 22. Februar) von unerhörtem Glanze umgeben war. Sein erstes Werk war die Unterwerfung der römischen Stadtpräfectur unter die päpstliche Herrschaft und die Beseitigung einer historischen Reminiscenz, die man noch zu Zeiten Martins V. nicht verschmerzt hatte. Der letzte Schimmer kaiserlicher Gewalt in Rom

Digitized by Google

war damit gefallen. Nicht besser erging es jener Reliquie städtischer Selbstherrlichkeit, welche den Titel eines römischen Senators trug; doch war damit die Selbständigkeit der Stadtgemeinde keineswegs abgeschafft und die Ausübung einer königlichen Gewalt des Papstes über das städtische Wesen gehört erst dem ausgehenden Mittelalter, beziehungsweise dem Zeitalter der Renaissance an: hier bestanden zwei politische Mächte fast das ganze Mittelalter hindurch nebeneinander, und nichts ist falscher als die Vorstellung, es seien die Päpste des Mittelalters in Rom ebenso Herren gewesen, wie sie es zwischen 1814—1870 waren. Dagegen konnte Innocenz seine Herrschaft über die Staaten des Patrimoniums herstellen, der mathildischen Erbschaft genießen und den Frieden Viterbo's mit den Römern, zu Ende 1200, vermitteln. Viterbo mußte damals die 1167 entführten Bronzethüren von St. Peter zurückgeben und zusehen, wie die Römer ihre Gemeindeglocke im Capitol aufhingen und den alten Bogen des Gallienus mit einem ihrer Stadtschlüssel verzierten. Ruhige Tage waren damit für die Stadt gleichwohl nicht eingetreten; denn bald darauf erregten die Händel der nun zuerst hervortretenden Orsini (wann ihr legendarischer Stifter Ursus, der Bär, gelebt, weiß noch heute Niemand zu sagen) und Poli Unruhen, welche den Papst zur Flucht in die Campagna nöthigten; erst mit dem Frieden von 1205, welcher die Wahl des Senators in die Hand des Papstes legte, kamen ruhigere Verhältnisse zurück.

Der frühe Tod Heinrich's VI. und Costanza's (1198) hatten Innocenz die Vormundschaft über den jungen Friedrich und die Wiederherstellung der päpstlichen Lehensherrschaft über Sicilien eingebracht. Er erhielt den Staufer im Besitz der sicilianischen Krone, doch sah Rom im Jahre 1200 Walter von Brienne, den Schwiegersohn König Tancred's, als Prätendenten für Lecce und Tarent erscheinen. Von weitem kündigten sich die großen Conflikte mit Deutschland, Frankreich und England an, welche das Pontificat des „Augustus" des römischen Papstthums anfüllen sollten.

Digitized by Google

Das 13. Jahrhundert ist der Höhepunkt des christlichen Mittelalters. Wollte man mit einem oder einigen Namen ihm seine Taufe geben, man wäre nothwendig in Verlegenheit. Denn in der Politik hätte man Innocenz III., Friedrich II. und Ludwig IX. zu nennen; aus der Welt des religiösen Lebens müßte dies Säculum seine Bezeichnung von Francesco d'Assisi nehmen, und doch wären zu seiner Charakteristik die Heiligen Dominicus und Elisabeth von Thüringen nicht zu entbehren; griffe man in das Treiben der Schulen hinein, so müßten Albert d. Gr., Roger Bacon und Thomas von Aquino genannt werden; die Welt des Schönen bietet keinen Namen, aber Werke von unvergänglicher Größe und Hoheit in den gothischen Domen Frankreichs und der Rheinlande dar. Was in unseren Augen, ich meine in den Augen der Deutschen, durch die hindurchzusehen freilich kaum mehr gestattet wird — dem Jahrhundert seine Signatur gibt, das ist die Zerstörung der deutschen Kaisermacht in der Absetzung Friedrich's II. zu Lyon 1245. So groß die Fehler dieses Größten der Hohenstaufen waren, so war der Untergang des Geschlechts und das Eingehen des Imperiums doch ein unsägliches Unglück: für Deutschland in erster Linie, aber auch für die Kirche. Der Beschluß Innocenz' IV. führte die Umgarnung des Papstthums durch die Anjou, die Entführung desselben nach Frankreich und damit die avignonesische Gefangenschaft herbei: diese aber war der Boden, aus dem fast mit Naturnothwendigkeit das Schisma entsprießen mußte, das Schisma besiegelte die Zerrüttung der mittelalterlichen Gesellschaft und Kirche und führte jene Stimmung und Lage herbei, aus der sich die Ablösung Nordeuropa's von der römischen Kirche fast von selbst ergab. Wer heute diese Linie nicht erkennt, die zwischen Lyon, Avignon, Wittenberg und London geht, braucht sich seine Augen für das Studium der Kirchengeschichte nicht auszustechen; er hat nie welche gehabt.

Trotzdem ist und bleibt dies 13. Jahrhundert ein großes und merkwürdiges Jahrhundert. Es ist nicht bloß die Hochblüthe der Gothik und der Scholastik. Es ist auch das Zeitalter,

Digitized by Google

wo das freie Bürgerthum den Kampf gegen die Bedrückungen der feudalen Gewalten aufnimmt. Es ist die Blüthezeit der italienischen Republiken, aus deren Schoß die große Bewegung der Renaissance bald hervorgehen sollte — die Vita Nuova des italienischen Volkes, deren mächtigste Repräsentanten, die Dante, Niccolò Pisano, Giotto, schon den Ausgang dieses Säculums zieren. Allmählich vollzieht sich die Endeckung des Menschen und es fängt, mit dem Einrücken der Idee des Staates, die dem Mittelalter gänzlich abhanden gekommen war, auch der Mensch in den freien Städten Italiens und Deutschlands wieder an, etwas von dem zu sein, was man im Alterthum einen Bürger nannte. Die Freiheit des Gedankens war nicht bloß bei einem Skeptiker wie Friedrich II., sondern auch in dem Dogma treuen Mönchen, wie Roger Bacon, Duns Scot und Albert dem Großen, größer, als sie es heutzutage in manchen Kreisen ist, und wenn dies schlimm war, so mag das Jahrhundert sich damit trösten, daß es in St. Francesco d'Assisi und der hl. Elisabeth von Thüringen zwei Menschen aufzuweisen hatte, in denen, höher, gewaltiger, hinreißender als in jedwedem andern Menschenherzen, die Liebe zu Gott und den Creaturen fluthete. Vielleicht war es darum, daß dies Jahrhundert reiferer und tieferer Erkenntniß die Wege bahnte: denn non intratur in veritatem nisi per caritatem, wie St. Augustin sagt.

IV.

Wir sind in unserer geschichtlichen Betrachtung bis zum Jahre 1300 gekommen, für welches Papst Bonifatius VIII. das erste Jubiläum ausschrieb und mit welchem also die Reihe der Anni santi anhebt, deren neuestes die katholische Christenheit heuer beglückt.[1])

[1]) Seit dem Erscheinen des ersten dieser Aufsätze über das Anno santo bin ich auf einige Publicationen aufmerksam gemacht worden, welche sich nach ihrem Inhalt theilweise mit dem vorliegenden Essay berühren. In dem „Fränkischen Kurier“ 1899, Nr. 63 und 66, 1900, Nr. 3, hat Hr. Dr. Lipp

Digitized by Google

Ueber die Antiquitäten und die Geschichte dieser Jubiläen sucht man in den landläufigen Encyklopädien vergebens eine solide Unterrichtung. In der zweiten Auflage der „Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche" (Leipzig 1880, VII, 264) widmet ihnen der verstorbene G. Plitt nicht ganz eine Seite, in der keinerlei Quellen angeführt sind und welche mit den verbindlichen Worten anhebt: „Jubeljahr, Jubiläum, eine der schmählichsten Einrichtungen in der römischen Kirche, deren Vorbild man ohne allen Grund in dem alttestamentlichen Jobel- oder Erlaßjahr findet." Die zweite Auflage des Freiburger Kirchenlexikons (1889, VI, 1906 f.) behandelt den Gegenstand auf nicht ganz drei Seiten und führt aus der Litteratur nur die kanonistisch-theologischen Schriften des P. Alfani (1725), Theodorus a Spiritu Sancto (1750), Pasqualigo (1650), Bellegambe (1721), Benedicts XIV. (1749) und Loiseaux' (1859) an, wobei gerade das historisch und archäologisch Wichtigste übersehen wurde. In Wirklichkeit zählt die bisher über die Jubiläen ausgegebene Litteratur schon nahezu 80 Nummern und das Capitalwerk über dieselben ist die mit Benutzung Alfani's von dem Florentiner Akademiker Domenico Maria Manni 1750 herausgegebene Istoria degli Anni santi, welche, reich mit Kupferstichen und Holzschnitten ausgestattet, das vollständigste Bild des Verlaufs dieser Jubeljahre gibt[1]). Ein in der florentinischen

eine sich an die Jubiläen anschließende Uebersicht der Geschichte des Papstthums gegeben, welche mir nicht zu Gesicht kam. Das Gleiche gilt vorläufig von Prinzivalli, Gli anni Santi, Rom 1899 (vergl. R. de Cesare, Nuov. Antol. 1899, Nr. 672). Ferner veröffentlichte der verdiente Rector des Camposanto Tedesco in Rom, Hr. de Waal „Das hl. Jahr in Rom; geschichtliche Nachrichten über die Jubiläen, mit besonderer Rücksicht auf deutsche Erinnerungen. Unter Benutzung ungedruckter Quellen. Zweite Auflage. Münster 1900."

[1]) Istoria degli Anni Santi dal loro principio fino al presente del MDCCL. Tratta in gran parte da quella del P. L. F. Tommaso Maria Alfani dell' ordine de'Predicatori, da Domenico Maria Manni, Accademico florentino. Con aggiunte notabili del medesimo di Memorie, d'Inscrizioni, die Medaglie. In Firenze MDCCL. stile com.

Digitized by Google

und stadtrömischen Geschichte wohlbewanderter Gelehrter des vorigen Jahrhunderts hat, allem Anschein nach bald nach Erscheinen des Buches[1]), ein Exemplar desselben mit zahlreichen Notizen aus Florentiner Handschriften bedeckt, welches seit Jahren mein Eigenthum ist. In der folgenden Darstellung, welche sich hinsichtlich des antiquarischen Materials wesentlich auf Manni stützt, soll aus den Excerpten dieses Baldovinetti das Eine oder Andere verwerthet werden.

Seit Luthers scharfem Ausfall gegen das von Clemens VII. 1525 angesagte Jubiläum (Erl. Ausg. XXIX, 297) ist es in akatholischen Kreisen Sitte geworden, den Ursprung des Anno santo auf die Gewinnsucht der Päpste und ihrer Römer zurückzuführen. Ist diese Auffassung für das Gefühl der Katholiken beleidigend genug, so kann sie doch auch nicht als eine geschichtliche betrachtet werden. Wer aus dogmatischen Gründen die Vorstellungen glaubt ablehnen zu müssen, denen eine derartige Institution entsprang, hat doch gleichwohl die Verpflichtung, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen, welche ihr Ursprung gaben, und den ehrlichen Versuch zu machen, aus diesem Geiste heraus die Einrichtung zu begreifen und das psychologische Moment zu erfassen, welches zu ihr hintrieb.

Für dogmengeschichtliche Erörterungen über Bußwesen und Ablässe ist hier der Ort nicht. Hier kann nur auf die historische Seite der Sache eingegangen werden; und wie diese liegt, scheint mir nicht schwierig herauszustellen.

Man hat auf einen Zusammenhang mit den alten römischen Spielen, namentlich den Ludi saeculares, von denen Festus, Valerius Maximus und Censorinus sprechen, gerathen. Aber diese Spiele waren längst vergessen; der Versuch, sie in den

---

[1]) Zu S. XVIII der Manni'schen Vorrede erwähnt der Glossator den bekannten Verfasser der Scrittori d'Italia, den Grafen G. M. Mazzuchelli, als noch lebend. Da Mazzuchelli 1765 starb, muß der Glossator also zwischen 1750—1765 seine Noten in das Exemplar des Manni'schen Buches eingetragen haben: er nennt sich zu S. 246 Giovanni di Poggio Baldovinetti.

Digitized by Google

Tagen des Honorius (404) wieder zu beleben, konnte angesichts der unsäglichen Calamitäten, welche auf Rom herabregneten, sich nicht halten. An einen unmittelbaren Zusammenhang mit Spielen dieser Art oder den Vicennalien ist sicher nicht zu denken. Wohl aber konnte die Erinnerung daran dazu mitwirken, der Wallfahrt nach Rom durch Einsetzung eines Jubeljahres eine bestimmte, festere Organisation zu geben, was um so näher lag, als der Einfluß des altrömischen Kalenders auf die Einrichtung des christlichen ein sehr starker war. Ein Blick auf die von Mommsen und Henzen bearbeiteten Kalendarien (C. I. L. L. 293, VI, 625) oder auch nur in Marquards Zusammenstellung der Feiertage des römischen Kalenders (Röm. Staatsverwaltung, Leipzig 1878, III, 545 f.) zeigt sofort die vollkommene Abhängigkeit des christlichen Feiertags-Kalenders von dem römischen — selbstverständlich nicht nach der inhaltlichen, sondern nur nach der formalen Seite.

Man weiß, daß sofort, nachdem Constantin der Kirche den Frieden gegeben, zahlreiche Christen nach dem heiligen Lande pilgerten, wo schon die Kaiserin Helena 328 eine Reihe von Kirchenbauten veranlaßte, welche eine besondere Anziehung bilden mußten. Nach Hieronymus war schon zu dessen Zeit der Andrang von Pilgern beiderlei Geschlechts aus allen Provinzen des Orients und Occidents ein unermeßlicher, und wir verdanken diesem Drang zwei kostbare Urkunden des 4. Jahrhunderts, das Itinerarium des Pilgers von Bordeaux (333) und die seit einigen Jahren erst durch Gamurrini bekanntgemachte Peregrinatio der aquitanischen Pilgerin Silvia, welche um 380 nach Palästina zog. Aus letzterm Aktenstücke sehen wir (c. 19), wie bereits damals diese Pilgerfahrten organisirt waren, indem die Wallfahrer unter militärischer Bedeckung reisten. In ähnlicher Weise war aber auch schon frühzeitig Rom Ziel der Wallfahrten geworden. Die Anwesenheit des Origenes in Rom mag ebenso auf wissenschaftliche als religiöse Motive zurückzuführen sein. Wie häufig aber vom 4. Jahrhundert an bis zur Zeit, wo in

Digitized by Google

den Longobardenkriegen die Märtyrerleiber aus den Katakomben erhoben und in die Stadt gebracht wurden, die Cömeterien von fremden Pilgern besucht wurden, lehren uns die in denselben erhaltenen Graffiti. Insbesondere aber waren es die Apostelgräber, welche reichen Besuch erhielten; Chrysostomus sehnte sich vergebens nach solcher Fahrt. Paulinus von Nola vollzog sie alljährlich am Feste Petri und Pauli, indem er sich an dem Zuströmen der die umliegenden Landschaften und Berge bewohnenden Bevölkerung erfreute. Im 5. Jahrhundert bestätigt uns der Dichter Ennodius, wie das Grab Petri aus allen Theilen der Welt die Pilger an sich ziehe. Seit dem 6. und 7. Jahrhundert sind es namentlich das Frankenreich und England, welche das Hauptkontingent zu diesen Wallfahrten stellen. Bald gibt es auch Pilgerbücher, die dem Pilgern als Reisehandbuch dienen und deren detaillirte Angaben bei der Reconstruction der unterirdischen Gräberwelt Roms de Rossi von nicht geringem Nutzen waren. Zu den ältesten Documenten dieser Art (6. bis 9. Jahrhundert) gehören die von Eckart und den Herausgebern des Alkuin schon früher bekannt gegebenen Itinerarien (darunter das Salzburger), dann das zuerst von Mabillon abgedruckte Einsiedler, endlich das aus Wilhelm von Malmesbury bekannte Reisebuch von Kreuzfahrern aus der Zeit Urban's II., neben denen auch die in Monza bewahrte Papyrusliste des Abtes Johannes aus der Zeit Gregor's d. Gr. zu nennen ist. Von den Bischöfen erwartete man gern die Reise ad limina Apostolorum, die das Decret des Gratian schon vorschreibt und zu der sich später die Prälaten eidlich für jedes Jahr oder für alle zwei Jahre verpflichten mußten. Sie lernten auf diese Weise mehr und mehr ihre Abhängigkeit von Rom kennen und fühlen. Für die Romfahrer kommt schon seit dem 10. Jahrhundert die Bezeichnung Romeus, Romipeta vor: so schon bei Odo von Clugny (Vita S. Geraldi Comit. I, 27 f.); bereits das Laterankonzil von 1122 straft diejenigen, welche die Romipetas et Peregrinos seu Mercatores, die die Limina Apostolorum und andere

Digitized by Google

Wallfahrtsorte aufſuchen, behindern. Dante ſagt in den Divisioni zur Vita Nuova § 41, gelegentlich ſeines berühmten Sonettes „Deh peregrini, che pensosi andate“, es gebe drei Arten von Pilgern im engern (religiöſen) Sinne: die palmieri, die über Meer in das Land ziehen, woher die Palmen kommen (die Paläſtinafahrer); die peregrini, welche nach Galizien zum Grab des hl. Jakobus wallfahrten, und die romei, die nach Rom gehen, wohin auch die hier gemeinten Pilger wandern. Wir kommen auf dieſe Notiz zurück. Für die Florentiner mag dieſe Unterſcheidung noch in den Tagen Dante's Platz gegriffen haben; ſie war aber ſchon längſt nicht mehr richtig, denn in Spanien ſelbſt nannte man ſchon ſeit dem 12. Jahrhundert jeden Pilger, auch die nach Compoſtella gingen, romarius, romero (ſo auf der Synode von Compoſtella 1114; in einer Sentenz der Abtei Gimonte 1292; romeios bei Villaneus VI, 92 [arrivò in sua coste un romeo, che tornava di santo Jacopo]; in dem Geſetzbuch des Königs Alfons I. von Caſtilien, 1, 24, 1). Man ſagte dafür auch Romipeta, was uns bei Guigl. Brito begegnet und wofür ſich auch die Form Romipeda bei Matthäus Pariſ. und im Itinerarium Gregor's XI. findet. Sowohl in Spanien als in Italien ſcheinen dieſe Pilger beſtimmte Straßen eingehalten zu haben; in einem Vertrag zwiſchen dem König von Aragon und dem Biſchof Beranger von Maguelona 1272 iſt Rede von einer strata publica oder einem Romeus caminus, und in den Statuten von Piacenza lieſt man gleichfalls von einer Strata Romea. Die Beziehungen der Bisthümer zur Curie ſcheinen zum Aufkommen von Leuten geführt zu haben, welche geſchäftsmäßig die Reiſe nach Rom betrieben, wie ſich aus Matthäus Pariſienſis zum Jahre 1250 ſchließen läßt (magistrum Leonardum clericum suum frequentem Romipedam ad Romanam Curiam destinavat). Es bildete ſich daher das Wort Romeria, Remyvage, Romipetagium für die Pilgerſchaft nach Rom, und es gab Perſonen, die offenbar für Andere, die an der Wallfahrt verhindert waren, ſelbe auf ſich

Digitized by Google

nahmen, wie ein gewisser Dolivaldo, Mönch von Ferrara, der 1353 für sein Kloster und für einen französischen Prälaten zu den Gräbern der Apostel pilgerte. Eine andere Klasse von Pilgern waren diejenigen, welchen das Exil unter der Form einer Pilgerfahrt, oft auf viele Jahre hinaus, von geistlichen und weltlichen Gerichten auferlegt wurde. Schon 789 sah Karl der Große die Gefahren ein, welche mit diesem System verbunden waren, ein Concil von Châlons 813 suchte ihnen ebenfalls zu begegnen, aber die Macht der Gewohnheit war schon zu groß, und im 11. Jahrhundert bedeckten ganze Horden von als Pilger gekleideten Büßern die Straßen Europa's. Die Mehrzahl dieser Leute würde heute hinter Schloß und Riegel sitzen. Bei vornehmen Verbrechern war diese Form der Exilirung besonders beliebt. Robert der Teufel hatte seinen Bruder, den Herzog Richard III. der Normandie, im Jahre 1028 vergiftet; 1035 machte er sich auf, um seine Sünden durch eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande zu büßen; auf der Rückkehr von derselben starb er zu Nikäa. So kam auch der Graf Theoderich, der 1066 den Erzbischof Konrad von Trier ermordet hatte, auf seiner Fahrt nach Jerusalem 1073 um. Im 12. Jahrhundert sehen wir ein ausgebildetes Pönalsystem vor uns, welches für bestimmte Vergehen nähere oder entferntere Wallfahrten vorschrieb. Die als öffentliche Buße vorgeschriebenen Pilgerfahrten kamen zwar mit der seit dem 13. Jahrhundert auftretenden laxern Behandlung der Pönitenten mehr und mehr in Abnahme, doch erhielten sich die Wallfahrten als von den Beichtvätern auferlegte Bußen, wie sie specialisirt werden durch Cardinal Heinrich von Susa und Johannes von Freiburg in seiner Summa confessorum und wie sie noch 1433 auf dem Baseler Concil gegen das Verlangen der Hussiten, welches auf ihre Abschaffung ging, durch Gilles Charlier vertheidigt werden[1]). Innerhalb der katholischen Kirche selbst aber hatten sich über diesen Gegenstand die Ansichten doch auch

[1]) Ueber all diese Dinge vergl. jetzt Lea's History of Auricular Confession and Indulgences, London 1896, I, 134.

Digitized by Google

verändert, wie sich daraus ersehen läßt, daß schon im 14. Jahrhundert Durandus de S. Porciano (in IV. Sent. Dist. 15, qu. IV, 8) von den Pilgerfahrten als einer Buße spricht, die jeder Beichtvater auferlegen könne, die aber weit mehr eine Gelegenheit zum Aergerniß als zur Ausübung der Tugend geworden sei.

Dem Ausschreiben des großen Jubelablasses im Jahre 1300 war eine in neuester Zeit durch Lea klar dargelegte Entwickelung der Indulgenzertheilungen in Rom vorausgegangen. Das erste Faktum, welches uns hier entgegentritt, ist anscheinend der Ablaß, welchen Papst Paschalis den auf dem Concil von 1116 in Rom Anwesenden ertheilt hat. Aber ihm war der Kanon 2 des Concils von Clermont 1095 vorausgegangen, nach dem den zur Befreiung der heiligen Stätten, nicht aus Ehr- oder Geldsucht nach Jerusalem Ziehenden diese Reise für jede Buße angerechnet werden solle. Diese Bestimmung hat das IX. allgemeine Concil 1123, Kan. 12, erneuert. Für Rom erweiterten sich diese Begünstigungen mit der raschen Ausbildung des Ablaßsystems im 12. Jahrhundert. Nach der Zusammenstellung des Petrus Cantor (Summa Sacram., Ms.) zu Ende des 12. Jahrhunderts gewannen aus entfernten Gegenden nach Rom kommende Pilger am Gründonnerstag drei Jahre Ablaß, die aus den näher gelegenen Ländern zwei; außerdem konnte man an den Märtyrerfesten für ein Drittel oder ein Viertel seiner zeitlichen Sündenstrafen (denn diese, nicht das Reat selbst, sind regelmäßig in den Indulgenzertheilungen unter peccata zu verstehen) Nachlaß empfangen. Bei Dedicationen von Kirchen und Altären gaben 1222 Honorius III. und 1238 Gregor IX. Ablaß von einem Jahr und 40 Tagen. Etwas weiter ging schon 1240 derselbe Gregor IX., indem er denen, welche zu Pfingsten und Peter und Paul nach Rom wallfahrteten, drei Jahre und drei Quarantenen (je 40 Tage) verlieh; Urban IV. dehnte die Zeit für Gewinnung dieses Ablasses bis zum Fest S. Petri ad Vincula (1. August) aus. Aehnliche immer noch sehr beschränkte Indulgenzen erließen

Digitized by Google

Alexander IV. 1260 und Nikolaus III. 1279, und alle diese Abläſſe wurden durch Nikolaus IV. 1289 gewiſſermaßen inventariſirt und um einiges vermehrt. Selbſt Bonifatius VIII. hielt ſich noch in engen Grenzen, als er (6. April 1297) den Beſuch der römiſchen Stationen dadurch zu fördern unternahm, daß er denen, welche zwiſchen Aſchermittwoch und Oſtern die Kirchen Roms einmal beſuchten, wieder ein Jahr und 40 Tage Nachlaß gab und alle „ſeit Gregor I." gegebenen Indulgenzen beſtätigte (Potthast. Reg. 24, 503).

Unter dieſen Umſtänden war es gewiß für die Chriſtenheit eine große Ueberraſchung, als derſelbe Papſt plötzlich, am 22. Februar 1300, mit der Bulle „Antiquorum habet fidem" Allen, die zwiſchen dem verfloſſenen Weihnachtsfeſt in dieſem Jahre 1300 und jedem folgenden Centenar zu den Baſiliken der Apoſtel Petrus und Paulus wallfahrten und das Sacrament der Buße empfangen, vollſten Ablaß gewährte (omnibus et in praesenti anno 1300° a festo Nativitatis Domini praeterito proxime inchoato, et in quolibet anno centesimo secuturo ad Petri et Pauli Apostolorum basilicas de Urbe accidentibus, vere poenitentibus et confessis non solum plenam et largiorem, imo plenissimam omnium suorum veniam peccatorum concedimus).[1])

Der Umſtand, daß die Bulle erſt Ende Februar ausgegeben wurde, beweiſt jedenfalls, daß Bonifaz den Entſchluß zu dieſem Vorgehen ganz plötzlich und ohne Vorbereitung gefaßt hat. Ueber den Anlaß, der den Papſt angeblich zu dieſem Ausſchreiben geführt habe, berichten uns zwei gleichzeitige Zeugen. Zunächſt der Chroniſt Guglielmo Ventura von Aſti, welcher uns erzählt: ſeit Anfang 1300 ſeien zahlloſe Pilger aus dem Morgen- und

[1]) Die Bulle iſt aufgenommen in I Extrav. Com. Libr. V, lit 9; abgedr. Bull. Vatic. I, 225. Cherubini Bull. I, 159; Raynald Ann. ad a 1300 § 4 und vielen anderen Orten, welche Potthast Regg. No. 24.917 verzeichnet. Die Bulle wurde in Marmor ausgehauen und an der Außenſeite der (alten) Peterskirche angebracht; die Inſchrift hängt jetzt zwiſchen den fünf Portalen der neuen Baſilika.

Digitized by Google

Abendland nach Rom gekommen und hätten den Papst angefleht, ihnen seinen Segen zu geben, ehe sie stürben; sie hätten von ihren Vorfahren erfahren, daß jeder Christ, der im Centenarjahr die Gräber der Heiligen Petrus und Paulus besucht, von Schuld und Strafe frei sei. Bonifaz habe mit seinen Kardinälen dann nachgeforscht, aber in den alten Canones keine derartige Bestimmung gefunden, worauf sie dann ein neues Decret aufgesetzt hätten, nach welchem jeglicher Christ, der das ganze Centenarjahr in Rom zubringe und 15 Tage hindurch täglich die Kirchen der Heiligen Petrus und Paulus besuche, von aller Schuld und Strafe (ab omni peccato, tam a culpa quam a pena) frei sei, die er sich seit seiner Taufe zugezogen.[1])

Noch merkwürdiger ist die Angabe des Neffen des Papstes, des Cardinals Jacopo Cajetano (Steffaneschi), der den Auftrag erhalten hatte, das Vorgehen seines Oheims zu erklären und zu vertheidigen. Er that das in seiner Schrift De Jubilaeo,[2]) in welcher er berichtet, es sei ein Greis von 107 Jahren vor Papst und Cardinälen erschienen und habe ihnen versichert, vor 100 Jahren sei sein Vater um des Ablasses willen nach Rom gekommen und habe ihm aufgetragen, dasselbe 1300 zu thun, falls er noch lebe: denn der Glaube an einen in den Centenariumsjahren wiederkehrenden Ablaß sei in Frankreich verbreitet; worauf dann Bonifaz nach Berathung mit seinen Cardinälen die fragliche Bulle ausgefertigt habe.

Von einem solchen Anlaß sagt der Papst in seiner Bulle nichts, und ebensowenig weiß davon ein anderer gleichzeitiger Schriftsteller, Bernard Gui, in seinen Papstgeschichten von 1281—1328.[3]) Man wird sich also nach anderen Motiven umsehen müssen. Daß, wie feindlich gesinnte „Ghibellinen" schrieben,[4])

[1]) Guigl. Ventura d'Asti, Chron c. 26 (ed. Muratori Rer. It. XI).

[2]) Jacobi Cardinalis de Jubilaeo c. 2, 3, 15 (Max. Bibl. Patr. XIII, 481. Muratori SS. III, 617).

[3]) Bei Duchesne, Lib. Pontif. II, 468.

[4]) Joh. de Cornasano, Chron. abbrev. ed. Pann. p. 361: „et quia multi contradicentes dictae indulgentiae dicentes ipsam factam

Digitized by Google

Bonifatius um des Geldes der Pilger willen das Jubiläum ausgeschrieben, ist nicht anzunehmen — auch Gregorovius (V, 561) weist diese Unterstellung ab. Wohl aber darf man annehmen, daß der Papst in der allgemeinen kirchenpolitischen Lage Antrieb genug gefunden habe, um eine so außerordentliche Maßnahme zu treffen. Denn schon sah er seinen zweiten und schlimmsten Conflict mit der französischen Krone im Anzug und andrerseits mußte er sich selbst sagen, daß der erbarmungslose Krieg gegen die Colonnesen, die grausame Zerstörung Palästrina's und die noch im Frühjahr 1300 verfügte abermalige Verwüstung der an Palästrina's Stelle neugegründeten Civitas Papalis, endlich der erbitterte Kampf gegen die Franciscaner-Spiritualen, deren edelsten Vertreter er in dem Dichter Jacopone da Todi in den Kerker zu Palästrina geworfen, daß alle diese Dinge sein moralisches Ansehen nicht gefördert hatten und daß dieses einer Auffrischung bedürfe, wenn er den Entscheidungskampf gegen Philipp den Schönen bestehen wolle.

In der Bulle „Antiquorum habet fidem" ist das Wort Jubiläum nicht ausgesprochen, und man hat daraus gefolgert, es sei damals noch nicht zur Bezeichnung des Anno santo gebraucht worden; Lorin meint in seinem Bibelcommentar, daß erst Clemens VI. von einem Jubiläum gesprochen habe. Der Ausdruck jubilaeus = centenarius war inzwischen längst im Gebrauch, wie sich aus Flodoard (I, 17) ergibt; und so wenden ihn auch gleichzeitige Schriftsteller von 1300 auf das damalige Ablaßjahr an: dahin zählen Maëstro Buonaiuto, der Cardinal Steffaneschi (di S. Giorgio), die gleich zu erwähnende Inschrift am Sieneser Dom und endlich spricht Dante ausdrücklich von dem Anno del Giubbileo (Inf. 18, 29).

Steht also die Bezeichnung des Anno Santo als Jubiläum

---

fuisse acaptatoriam denariorum, ideo contradicentes excommunicavit." Den Vorwurf wiederholte noch der seichte Franzose Charles Chais 1751 (vergl. Gregorovius V, 551 A). Man sieht in dieser von ghibellinischer Seite ausgegangenen Verdächtigung den politischen Hintergrund der Sache.

Digitized by Google

schon für 1300 fest, so muß freilich fraglich erscheinen, ob das Fest und sein Name irgend etwas mit dem alttestamentlichen Jobel- oder Erlaßjahr zu thun hat. Dies III. Mos. 25, 8 beschriebene Jobeljahr bestand darin, daß das von Herbst zu Herbst gerechnete ökonomische Jahr die Rückkehr eines jeden Israeliten in den Besitz und Genuß seines auf einem gottverliehenen Titel beruhenden Familienerbguts und zweitens die Rückkehr des israelitischen Leibeigenen sammt seiner Familie in den vollen Besitz der Freiheit mit sich brachte. Dieses sociale Ereigniß wurde durch Posaunen-, beziehungsweise Hörnerschall am zehnten Tage des siebenten Monats, d. i. am großen Versöhnungsfest, im Lande verkündigt. Von dem Hall dieses Horns (jobel) hieß das Jahr (III. Mos., 25, 28, vgl. II. Mos. 19, 13 u. a.). Manni glaubt einen Beweis für den Zusammenhang des römischen Jubeljahrs mit dem Jobel der Hebräer darin finden zu dürfen, daß auf Erinnerungsmedaillen an die Anni santi von 1450 und 1525 die Form Jobilaei wiederkehrt und auf ähnlichen Medaillen die Befreiung von Sklaven dargestellt ist (so auf einer Medaille Clemens' VII. von 1525 und angeblich auf einer solchen Giulio's III. von 1550). Er hätte mit mehr Recht sich auf die von ihm selbst S. 151 abgebildete Medaille Clemens' VIII. von 1600 berufen können, auf welcher die Indictio iubilei dargestellt ist: man sieht zwei Posaunen oder Hörner blasende Leviten vor dem Thron des Papstes. Alle diese Prägungen gehören indessen einer zu späten Zeit an, um etwas für 1300 zu beweisen. Dafür, daß gewisse Erinnerungen und Anlehnungen an das alle 50 Jahre wiederkehrende Jobeljahr der Hebräer im frühen und hohen Mittelalter bestanden, könnte die Verwendung des Wortes Jubilaeum für die 50 jährige Präscription in den Canones Hibern. und das Auftreten von Jubiläen im 50. Lebensjahr eines Regenten (so bei Edward II, 1312) oder in Erinnerung des Martyriums eines hl. Thomas von Canterbury (s. die Belege bei Ducange), endlich die 50 jährigen Jubiläen der Priester u. s. f. angeführt werden. Immerhin wird man nach dem Angeführten

Digitized by Google

einen directen Zusammenhang des Anno santo mit dem israelitischen Jobeljahr nicht für erwiesen erachten müssen.

Die Andacht der 1300 nach Rom Pilgernden wurde in hohem Maße gesteigert durch die Ausstellung des Schweißtuches des Herrn mit dem Veronika-Bild, der berühmtesten unter den Reliquien der Peterskirche. Villani (VIII, 36) berichtet ausdrücklich, daß das Schweißtuch am Freitag und den Festtagen gezeigt wurde und daß gerade um dieses zu sehen, viele Pilger, Männer und Frauen, aus weitentfernten Gegenden (di lontani e diversi paesi e di lungi e d'appresso) die Fahrt nach Rom machten. Das Schweißtuch war seit langer Zeit, angeblich seit 705, in Rom (?) und seine Verehrung mag im 13. Jahrhundert gewachsen sein, obgleich der dafür etwa anzuführende Beleg (Nikolaus III. soll den Volto Santo auf Goldducaten geprägt haben, wovon Cinaglia nichts weiß) nicht stichhält. Jedenfalls haben wir keine Nachricht dafür, daß vor 1300 das Schweißtuch einer öffentlichen Verehrung ausgestellt wurde. Daß diese Exposition damals wohl erst auftrat, scheint durch den Umstand bestätigt zu werden, daß, offenbar durch das Ereigniß angeregt, die Venezianer ein angeblich ohne Pinsel auf Krystall und Silber gemaltes Veronika-Bild im Jahre 1300 dem Vatican schenkten.[1]) Wäre in diesem Jubiläumsjahr das Schweißtuch überhaupt zum ersten Mal ausgestellt und von Pilgern aus der Ferne besucht worden, so ergäbe sich, daß nicht bloß Dante's Verse Parad. 31, 103 f. (Quale è colui che forse die Croazia

[1]) Cancellieri Secret Vatic. p. 856, 1792, 1275, 1470. Man darf sich durch dies von Allen, die über die Veronika-Bilder schrieben, übersehene Factum nicht verleiten lassen, die Ankunft des Schweißtuches in Rom mit jener venezianischen Schenkung zu identificiren, denn die Malerei auf dem Schweißtuch kann nicht das auf Silber und Krystall gemalte Bild der Venezianer sein und andrerseits wird bereits 1011 in S. Peter ein Altare sancti sudarii geweiht. — De Waal: a. a. O. S. 24, A., sagt von dem Bild in S. Peter, er habe es im Jahre 1892, 13. Nov, ganz in der Nähe betrachten können: „man sieht von den Zügen des Herrn nichts mehr; nur eine braune Färbung deutet Haar und Bart an; ein brauner Fleck ist auf der rechten Wange zu bemerken."

Digitized by Google

Viene a veder la Veronica nostra etc.), sondern auch Vita Nuova § 41 (in quel tempo che molta gente andava per vedere quella imagine benedetta, la quale Gesu Christo lasciò a noi per esempio della sua bellissima figura, la quale vede la mia donna gloriosamente) eine Einwirkung dieses Ereignisses zeigen und demnach die Redaction des Prosatextes der Vita Nuova erst ins Jahr 1300 zu setzen wäre. Dagegen sprechen gute Gründe, und da der Dichter sagt, Beatrice selbst habe das Veronika-Tuch gesehen, wird man für wahrscheinlich halten müssen, daß es sich hierbei und bei dem Anlaß zu der in dem Sonett „Deh peregrini" geschilderten Pilgerfahrt (von weither: di si lontana gente, vgl. den ähnlichen Ausdruck bei Villani) um eine frühere Ausstellung handelt. Auf die Veranstaltung einer solchen scheint ein Wort Papst Nikolaus' IV. Bezug zu nehmen.[1]) Daß auch im 14. Jahrhundert das Veronika-Bild zu sehen war, lehrt Petrarca's Sonett „Movesi il vecchierel canuto e bianco" (I, 14, al. 12).

Eine Reihe gleichzeitiger Schriftsteller bestätigt uns den außerordentlichen Zudrang der Pilger zu der Feier des Jubeljahres 1300.[2]) Am ausgiebigsten sind die toscanischen Quellen. Nach dem Florentiner Chronisten Matteo Palmieri hätten die Florentiner aus Anlaß des Jubiläums eine eigene Gesandtschaft nach Rom geschickt, eine der zwölf, die der Papst damals empfangen. Laudino in der seinem berühmten Dante-Commentar vorgesetzten Apologie bestätigt diese Angabe und erweitert sie durch

[1]) Nicol. pp. IV a. 1290: „in ea namque basilica sui pretiosissimi vultus imaginem quam Veronicam fidelium vox communis appellat, in singularis amoris insigne tribuit venerari." Angeführt von Ducange s. v. „Veronica".

[2]) Ann. Colmar. z. J. 1300. — Guil. de Nangis z. J. — Bern. Guid. a. a. O. — Amalr. Augerii Vit. Bonifac. VIII (Muratori SS. III, 2, 437). — Grandes Chroniques: Phelippe le Bel 33. — Ptol. Luc. XXIV. 26. — Annal. Casan. z. J. (eb. XIV, 1119). Von späteren Autoren nennt Manni noch besonders Naucl erus, Sabellicus, Platina, Ciacconio, Torsellino, Trithemius (s. unten).

Digitized by Google

die (jedenfalls fabelhafte) Aufzählung der Botschaften, unter denen sich auch für den „gran tartaro“ Guicciardo Basteri mit hundert Tataren befunden haben soll, desgleichen Lapo, ein Sohn Farindta Uberti's, für Pisa, Cino Dietisalvi für Camerino. Vor diesen Gesandten, welche dem Papst und dem „Senato de' primi padri“ so ausnehmend wohlgefallen, soll Bonifaz VIII. den vielberufenen Ausspruch gethan haben: die Florentiner seien das fünfte Element in der Welt (Fiorentini essere nelle cose humane el quinto elemento). Als Unterpfand der Freundschaft des Papstes mit den Florentinern, meint Manni, sei damals die seinerzeit noch im Garten der Marchese Riccardi aufgestellte Statue Bonifacius' VIII. geschaffen worden, welche er S. 10 abbildet. Gerade im Jahre 1300 stand es indessen mit dieser Freundschaft nichts weniger als gut; denn zu Anfang des Jahres schon wurde von drei Florentiner Bürgern das von drei anderen mit Bonifaz gegen Florenz geschmiedete Attentat der Republik verrathen, an welchen Prozeß sich die Anschreiben des Papstes an die Regierung vom 24. April und 15. Mai und jene ihm durchaus feindlichen Verhandlungen knüpften, an denen Dante während seines Priorats und nach Ablauf desselben (15. August 1300) einen für sein eigenes Schicksal so bedeutsamen und verhängnißvollen Antheil nahm. Die ganze von Landino und vor ihm von Palmieri berichtete, Bonifaz so wohlgefällige Gesandtschaft halte ich für eine spätere Fabel, die vielleicht aus der von Giov. Villani (VIII, 42) besprochenen Botschaft der an der Verschwörung in St. Trinità betheiligten Schwarzen an den Papst hervorgegangen sein mag.

Unter den hervorragenden Personen, welche damals nach Rom wallfahrteten, nennt Manni (S. 11) den Ugolino da Coreggio aus Parma, Podesta von Florenz, mit seiner Frau. Nach Manni's Angabe befand sich zu seiner Zeit noch an einem Barberini'schen Hause in der Via della Fogna eine 15zeilige Marmorinschrift, in welcher AD PERPETVA MEMORIA mitgetheilt wird, daß im Jahre unsres Herrn MCCC das heilige

Digitized by Google

Grab, das die Saracenen besetzt hatten, von den Tataren wiedergewonnen und den Christen zurückgegeben worden sei, (sic!) und daß im selben Jahre von Papst Bonifaz (VIII.) eine SOLEMNIS REMISSIO OĪV PECCATOR (um) VIDELICET CVL-PARVM ET PENAR (um) OĪVS EVTIB (euntibus) ROMA ertheilt worden sei: MVLTI EX IPSIS TARTARIS AD DICTĀ INDVLGENTIĀ ROMA ACCESSERVNT. E ANDOVI VGOLINO CHOLA MOLGE, d. h. auch ich, Ugolino, mit der Gattin bin damals nach Rom gezogen.[1])

Ein zweites monumentales Denkmal des Anno Santo von 1300 ist die von Pecci, dann von Ducange und, ihm folgend, auch von Manni verzeichnete Inschrift an der Façade der Kathedrale von Siena:[2])

ANNVS CENTENVS ROME SEMPER EST IVBILENVS
CRIMINA LAXANTVR CVI PENITET ISTA DONATVR
HEC DECRETAVIT BONIFACIVS ET ROBORAVIT

Ein drittes Denkmal der Zeit wäre Giotto's berühmte Navicella, wenn Filippo Baldinucci recht mit der Erzählung hätte: die Pilger hätten die seltsame Gewohnheit gehabt, sich beim Betreten der Peterskirche nach Osten zu wenden, als wollten sie die Sonne anbeten, weshalb der Cardinal Steffaneschi, der Nipote des Papstes, um ihnen diese Gewohnheit zu nehmen, das bekannte Mosaik herstellen ließ.

Von Florentiner Pilgern geben noch andere Notizen Nachricht, welche auch Manni übersehen hat.[3]) Von denen, die er

[1]) Die (auch bei Franc. Bigazzi, Iscrizioni e memorie della Città di Firenze, 1887, p. 239. schlechter als bei Manni wiedergegebene) Inschrift ist, gefl. Mittheilung des Hrn. Prof. Brockhaus zufolge, noch heute in Via della Fogna, am dritten Hause rechts von Piazza S. Croce aus, zu lesen.

[2]) Pecci: Storia del Vescovado di Siena, p. 246. Ducange i. v. Jubil. — Ich habe einige Zweifel an der Gleichzeitigkeit der Inschrift.

[3]) Frate Jacopo Passanti aus Florenz, Dominikaner, sagt in seinem Specchio di Penitenza, er sei nie auf eine Pilgerfahrt gegangen, ausgenommen a Roma per lo Perdono. — Ein Testament des Ricco di Buoncorso del Popolo di Firenze von 1300 (n. m. Glossator unter den Papieren der Nonnen von S. Matteo in Arcetri) sagt: dum iret ad Indul-

Digitized by Google

kannte, sei diejenige erwähnt, welche uns ein Grabmal in S. Croce über einen auf der Wanderschaft verstorbenen Venetianer mittheilt: SEP · ANDREE MORONI DE VENETIIS DEFVNCTI IN PEREGRINATIONE PETRI ET PAVLI APOSTOLORVM ANNO DNI MCCC. Wir lernen daraus eine bisher noch nicht erwähnte Bezeichnung dieser Pilgerschaft kennen.

Auch die Chroniken von Parma bestätigen den unglaublichen Concurs von Menschen, den das Jubiläum 1300 nach Rom zog.[1]) Besonders eingehend erzählt darüber Guglielmo Ventura in seiner Fortsetzung der Chronica Astensia, wo er sagt: „erstaunlich war die Zahl der in jenem Jahre nach Rom wallfahrenden Männer und Frauen; auch ich war dabei und blieb 15 Tage dort. Man konnte Brod, Wein, Fleisch, Fische und Hafer um Billiges kaufen, aber das Heu war theuer und am theuersten die Unterkunft, so daß ich für mein Bett und meine Pferde außer dem Heu und Hafer (täglich) einen Tourneser Groschen zu zahlen hatte" — eine Aeußerung, die Gregorovius (V, 550) als Beleg für die Billigkeit des damaligen Lebens hervorhebt: vielleicht wäre ebenso richtig zu sagen, daß sie die Höhe der Geldwährung noch zu Ausgang des 13. Jahrhunderts zeigt, denn in der That war ein tournesischer Grossus ungefähr $^1/_3$ Franc gleich, wofür wir heute freilich auch ohne Pferde keine Herberge mehr finden, weder in Rom noch auf dem Schwarzwald. „Als ich", fährt unser Chronist fort, „am Abend vor Weihnachten Rom verließ,

---

gentiam generalem rogato da Ser Amato di Chialo not. Fiorent. — In einer Cronichetta delli Scrinati, gedr. Flor. 1753, S. 119, heißt es: „vendè la Dina le sue ragioni a dote nel MCCC per Mano di Ser Matteo Billotti, quando ella andò in Roma al Perdono."

[1]) Muratori Diss. XXXVII 470 cit. aus Chron. Parm. die Worte: et singulis diebus videbatur quod erat unus exercitus generalis omnibus horis per Stratam Claudiam intus et extra. Et omnes domus Stratae Claudiae in Civitate et extra, tam solita Hospitia et Tabernae, quam illae, pro maiori parte hospitabantur, et dabant cibum et potum pro donariis. (Ed. Chron. Parm., 1858, p. 109.)

Digitized by Google

begegnete ich einer unzählbaren Menschenmenge und die Römer erzählten sich, es seien mehr als 200 000 Männer und Weiber dort gewesen. Ich sah mehr als einmal Männer und Frauen unter die Füße getreten und entrann auch selbst mehrmals mit Mühe dieser Gefahr. Der Papst nahm unzähliges Geld von den Pilgern ein. Tag und Nacht standen am Altar des hl. Paulus zwei Kleriker, welche mit Rechen in der Hand das zahllose Geld einstrichen."

Daß damals sehr viel Geld in Rom einkam, kann nicht zweifelhaft sein, doch bleibt jede auch nur annähernde Berechnung unmöglich. Allgemeine Behauptungen von den ungeheuren Einnahmen des Papstes, wie die des späteren Chronisten Paul Lang (st. 1536) fallen nicht ins Gewicht. Ptolemäus von Lucca (Hist. eccl. S. 1220) gibt 1000 Peruginer Pfund als Betrag des täglichen Opfers an. Erwägt man, daß die Mehrzahl der Pilger aus den unbemittelten Klassen stammte, so schrumpfen die Berge von Kupferstücken, welche sie darbrachten, in ihrem Werthe sehr zusammen, und sicher fanden sich unter dem Rechen jener beiden Kleriker am Altar des hl. Paulus nur wenige Silber- und Goldmünzen. Man begreift demnach, wenn der Cardinal Jacopo Steffaneschi, welcher den wahren Stand der Dinge am besten gekannt haben wird, es beklagt, daß nur die Armen mehr Gott Opfer darbringen und von den drei Königen nichts mehr zu sehen sei. Wie denn in der That kein gekröntes Haupt erschienen war. Der gewohnte jährliche Eingang von Pilgerspenden betrug in St. Peter, wie auch Gregorovius annimmt, 30 000 Goldgulden. Schwerlich wird mehr als das Zehnfache für das Jubiläumsjahr anzusetzen sein. Aus diesen Einkünften überließ Bonifaz VIII. den beiden großen Basiliken St. Peter und St. Paul Kapitalien zum Ankauf von Ländereien.

Auch die Zahl der Besucher Roms kann man heute unmöglich bemessen. Der Chronist von Asti gibt für das ganze Jahr zwei Millionen Fremde in Rom an, und aus anderen Quellen wollte man feststellen, daß täglich 30 000 Pilger zu-

Digitized by Google

und abgereist seien und deren fortwährend 200 000 in der heiligen Stadt weilten. Die Annalen von Modena (S. 75) wissen uns den seltsamen Anblick zu schildern, den diese Ankömmlinge in ihren verschiedenen Nationaltrachten boten: wie sie da kamen zu Fuß und zu Pferd, oft halb sterbend auf Karren geladen oder von ihren Kindern auf dem Rücken getragen, wie einst Aeneas seinen Vater wegtrug. Heute wird man nicht mehr jene Scenen erleben, wie sie damals tagtäglich waren: die Schwärme der Psalmen und geistliche Lieder singenden Pilger, wie sie durch die schweigsame Campagna ziehen und plötzlich beim Anblick der ewigen Stadt außer sich vor Freude sich „Roma", „Roma" schreiend auf den Boden werfen und dann zu St. Peter und Paul um Gnade flehen. Alles das ist vorüber. Die große Flamme, welche das mittelalterliche Gemüth entzündete, ist fast niedergebrannt, und was von ihr übrig geblieben, hat der Realismus des modernen Lebens nach innen gedrängt. Ich bin wohl ein halbes Hundertmal in die Stadt Rom hineingefahren, und ich pflegte Acht darauf zu geben, welchen Eindruck dieser von Millionen so heißbegehrte Anblick der Kuppel von St. Peter auf die Reisenden machte. Fast Alle fand ich kalt, blasirt, und nur hier und da sah ich eine verstohlene Thräne über die Wangen einer erregten Französin fallen.

Der erste Gang der Pilger war selbstverständlich nach S. Peter. Für diesen ungeheuren Zufluß mußten Vorkehrungen besonderer Art getroffen werden. Da die Mehrzahl der Prozessionen von der Via Flaminia herkam, schuf man durch Durchbrechung der Mauer bei der Meta Romuli eine neue Straße — inter monumentum Romuli ac vetustam portam sagt der Cardinal Steffaneschi, wo Gregorovius vetustum pontem liest und an die Reste der Nereonischen Brücke denkt: man hätte also da am Flusse die Flankenmauer des Castells, die nur ein Thor hatte, durchgebrochen. Reumont (II 649) sagt: man habe in die Mauer der Leostadt, nahe am Flusse, eine Oeffnung gebrochen, so daß das Volk am Ufer entlang ziehen konnte, da der Porticus

Digitized by Google

und die parallelen Straßen es nicht faßten. Ich verstehe den Satz des Steffaneschi anders. Die Porta Flaminia (heute del Popolo) war damals der einzige Punkt, auf dem sich Rom nach Toscana und der Hauptstraße nach Norden zu öffnete. Belisar hatte sich durch eine befestigte Mauer mit dem Tiber verbunden, weshalb das Thor auch Porta Flumentana hieß. Um den Andrang der Pilger durch dieses einzige ihnen zugängliche Thor zu mindern, durchbrach man wohl ganz in der Nähe desselben die Belisar'sche Mauer, so daß die Pilger an der Meta vorbei ungefähr die heutige Ripetta entlang ziehen und sich nach der ällischen Brücke bewegen konnten. Diese heute wie das Castell den Namen S. Angelo tragende Brücke hatte Kaiser Hadrian sammt seinem Grabmal gebaut (Spartian. Vit. Hadr. c. 18). Ihr ursprüngliches Aussehen kennen wir aus der bei Nardini (Roma antica, ed. Nibby Rom. 1819, III, tav. II 57) abgebildeten Münze. Die Brücke war von sieben Bogen getragen, sehr hoch, darum von beiden Seiten nur durch Treppen zugänglich; sie trug auf hohen Piedestalen je vier große Standbilder. So wird die älische Brücke 1300 schon längst nicht mehr ausgesehen haben. Damals war sie breit genug, um mit Buden bestellt zu werden, und um Ordnung in die Reihen der Pilger zu bringen, hatte man sie wohl durch Schlagbäume so getheilt, daß die Ankommenden den Blick auf das Castell, die von S. Peter Zurückkehrenden den auf den damals castellartig umbauten Monte-Giordano, einen Sitz der Orsini, hatten. Wir wissen das aus Dante's Inferno, der (18, 25 f.) uns das Gedränge der Verdammten im achten Kreise, dem der Malebolge, also beschreibt:

„Im Grunde waren nackt die Menschenkinder;
Diesseits der Mitte kam zu uns die Schar,
Und jenseits ging sie mit uns, nur geschwinder.
So wie zu Rom im Jubiläumsjahr
Der großen Menge halb die Brückenbreite
Auf solche Art zwiefach geschieden war,
Daß mit dem Antlitz nach dem Schlosse schreite,
Wer nach S. Peter ging im Pilgerzug,
Und auf den Berg zu von der andern Seite."

Digitized by Google

Wir kommen auf diese Verse als einen Beleg für Dante's persönliche Anwesenheit in Rom zur Jubiläumszeit zurück, um noch zu hören, was ein anderer Florentiner über das Anno santo schreibt. Es ist Giovanni Villani, der berühmte Chronist, bei welchem es also heißt (VIII c. 36): „im Jahre Christi 1300, entsprechend der Angabe Vieler, daß Solches alle hundert Jahre geschehe, hat der damalige Papst Bonifatius VIII. einen großen Ablaß ausgeschrieben; derart, daß die Römer, wenn sie 30 Tage hintereinander, die Auswärtigen, wenn sie an 15 Tagen die Kirchen der hh. Petrus und Paulus besuchten und gebeichtet, vollkommenen Nachlaß ihrer Sünden und Strafen erhielten. Zum Troste der Christen wurde alle Freitags und an den Festtagen in St. Peter das Schweißtuch des Herrn, die Veronika, gezeigt. Darum unternahmen viele der damals lebenden Christen diese Pilgerfahrt, Männer und Frauen, aus nahen und fernen und verschiedenen Ländern. Es war höchst wunderbar, daß das ganze Jahr hindurch 200 000 Fremde in Rom anwesend waren, abgesehen von denen, welche sich auf dem Wege befanden; und alle konnten, Menschen und Pferde, ordentlich genährt werden, was ohne Lärm und Schwierigkeiten vor sich ging, wie ich aus eigener Anschauung zu bezeugen vermag. Und aus dem Opfer der Pilger wuchs der Kirchenschatz bedeutend an, und alle Römer wurden damals reich. Und wie ich mich da auf dieser gesegneten Pilgerfahrt befand und in Rom die großen Reste des Alterthums sah und die Geschichten der alten Römer, wie sie von Virgil, Sallust, Lucan, Titus Livius, Valerius und Paul Orosius und Anderen geschrieben sind, alles große und kleine, was Rom erlebte und dazu die Schicksale der ganzen Welt, den Nachkommenden zur Erinnerung und zum Beispiel, so nahm ich den Stil und die Form dieser Geschichtschreiber an, wie ein Schüler, der zu großen Werken nicht tauglich ist. Ich sah aber, wie unsre Stadt Florenz, die Tochter und Creatur Roms, in ihrem Aufsteigen war und großen Dingen entgegenging, ähnlich wie Rom; und so schien es mir angemessen, in diesem Bande und dieser neuen Chronik alle

Digitized by Google

Erlebnisse und die Anfänge der Stadt Florenz zu sammeln und diese Geschichte und was sich draußen in der Welt zutrage, so weit zu verfolgen, als es Gott gefällt, und so habe ich, aus Rom heimgekehrt, in dem Jahr 1300 angefangen, dies Buch zu schreiben, in Verehrung Gottes und des hl. Johannes und zum Ruhm unsrer Stadt Florenz."

Diese Stelle ist hochinteressant, weil sie einmal eine der frühesten ist, welche von dem Eindruck der römischen Denkmäler auf den Geist gebildeter Reisenden spricht, ein halbes Jahrhundert fast ehe Petrarca auf seinen Fahrten nach Rom dieselben für die Geschichte des Humanismus und der archäologischen Wissenschaft so bedeutsamen Wirkungen in sich aufnahm. Dann aber ist gewiß beachtenswerth, daß dieser Anblick und die Theilnahme Giovanni Villani's an der Pilgerschaft zum Anno santo ihm Anlaß gegeben hat zur Niederschrift seiner Chronik und uns somit in den Besitz einer der wichtigsten und köstlichsten Quellen der Zeitgeschichte gesetzt hat.

Daß auch von diesseits der Alpen zahlreiche Pilger 1300 nach Rom zogen, ist bereits gesagt worden. Aus Frankreich scheint freilich die Betheiligung nicht besonders stark gewesen zu sein. Das erklärt sich aus der Politik Philipp's des Schönen, der sich eben anschickte, in seinen großen Kampf mit Bonifaz einzutreten. Für die östlichen Länder kommt vielleicht Parad. 31,103 als Bestätigung des Besuchs Roms durch croatische Pilger in Betracht. Manni weiß auch zu erzählen, daß König Carlo Martello von Ungarn, damals etwa 30 Jahre alt, nach Rom kam, indem er seine Kinder Caroberto und Clemenza unter der Hut der Königin, der Tochter Kaiser Rudolfs von Habsburg ließ; worauf er dann im folgenden Jahre in Neapel gestorben sei (S. 9). Für die Zeiten Manni's ist diese Geschichtskenntniß nicht so befremdlich; wohl aber kann man sich wundern, daß Gregorovius (V 555) ebenfalls Karl Martell als einzigen Monarchen 1300 nach Rom kommen läßt, um den Ablaß zu nehmen. Denn thatsächlich ruhte damals der gekrönte, aber nie seiner

Digitized by Google

Krone habhaft gewordene König Karl Martell von Ungarn, Karls II. von Neapel erstgeborener Sohn, schon fünf Jahre im Grab.[1])

Von deutschen Chroniken haben die Jahrbücher von Kolmar und diejenigen von Köln des Jubiläums gedacht. Zwei Jahrhunderte später spricht von ihm auch unser Joh. Trithemius, sowohl in seiner Hirsauer, als in seiner Spanheimer Chronik.[2])

Das Anno santo von 1300 hat auch die Poeten nicht unversucht gelassen. Vor Allem widmete der mehrgenannte Kardinal von St. Giorgio in Velabro, Jacopo Steffaneschi, in seinem Tractat über das Jubiläum dem Ereignisse zwei Gedichte in Hexametern, ein größeres (Aurea centeno consurgunt saecula Phoebo) und ein kleineres. Daß dieser Nipote Bonifaz' VIII. ein kunstsinniger Herr war, weiß man aus der Kunstgeschichte,

---

[1]) Man verdankt Isidoro del Lungo (Dino Comp. II 498 f.) die Ordnung der Chronologie hinsichtlich dieses Prinzen, dessen Dante Parad. 8, 49 f. 9, 1 so sympathisch gedenkt. Karl Martell, geb. 1271, gest. 1295, soll nach Troya und Balbo schon 1289 mit seinem Vater König Karl II. von Neapel nach Florenz gekommen sein, wo er Dante kennen gelernt hätte. Del Lungo zeigt, daß nicht damals, und auch nicht, wie Villani und Ammirato bezeugen, 1295, sondern 1294 der Prinz nach Florenz gekommen ist, wie sich das aus den Provisioni vom 31. März 1294 ergibt. Karl hatte auf Grund seiner mütterlichen Abstammung auf Ungarn Anspruch erhoben, als Ladislaus III. 1290 starb. Er konnte sie aber nicht gegen Andreas III. den Venezianer durchsetzen, der 1302 starb. Erst Karl Martells Sohn Charobert war im Stande, Ungarn zu gewinnen, das er 1310—1342 beherrschte. Die Tochter Karl Martells hieß gleich der Mutter Clemenza (Letztere starb 1301, n. A. bereits 1295) und war seit 1315 Gemahlin König Ludwig X. von Frankreich. Bekanntlich schwanken die Erklärer hinsichtlich der Frage, welche von beiden mit der bella Clemenza (Parad. 9, 1) gemeint sei. — Manni (S. 8) läßt, auf spätere Quellen gestützt, auch Karl von Valois, den Bruder Philipps des Schönen, zum Anno santo nach Rom kommen. Indessen, weiß man jetzt, daß dieser Prinz zwar im Spätherbst 1300 von Bonifaz nach Italien berufen wurde, aber erst 1301 dahin kam. Seine Anwesenheit in Florenz fällt November 1301. Vergl. zu dieser Chronologie Del Lungo Dino Comp., Ind. stor. 140; Potthast Regg. 25,068 f.

[2]) Manni S. 8 ist auch hier ungenau, indem er Trithemius im „Chron. Hirsaug." sagen läßt, Abt Godefried von Hirsau sei damals nach Rom gekommen. Trithemius (ed. s. Galli 1690, II 79) meldet dies nicht von dem 28. Abt von Hirsau.

Digitized by Google

die ihn als Protector und Auftraggeber Giotto's mit Ehren nennt. Seine Verse zu Ehren des Hauptes der Familie Caetani erheben sich nicht über den Ton der üblichen Declamationen, aber ihr Latein ist für die Zeit nicht schlecht. Etwas interessanter sind diejenigen eines gewissen Maestro Bonaiuto, der nach einem entzückten Proemium (Exultant iusti etc.) die Mächte des Paradieses, des Purgatoriums, des Infernums, zuletzt die Bewohner dieser Erde anruft, um die Herrlichkeit dieses Jubeljahrs zu bezeugen und schließlich Bonifaz VIII. — papa decus mundi — haranguirt und ihn auffordert, recht lange noch diese sündige Menschheit zu regieren und dem melancholischen Ueberdruß am Leben keinen Raum zu geben. Daran hat Benedetto Caetani wahrscheinlich am allerwenigsten gedacht. Das Gedicht schließt mit den Versen:

Mille trecentenos Christus cum volveret annos
Crimine mundatur toto qui quolibet Orbe
Centeni geminos Patronos visitat Urbis.[1])

Es gibt auch eine Broncemedaille, welche zur Erinnerung an die Feier geschlagen wurde. Sie zeigt auf dem Avers das bartlose Gesicht des Papstes mit der Mitra und der Umschrift BONIFATIUS UIII · PONT · M., auf dem Revers die Porta Santa zwischen zwei Candelabern, mit der Legende IUSTI-INTRABUNT · PER · EAM. Schon Manni, der S. 16 die Münze abbildet, sah, daß sie einer späteren Zeit angehören müsse, da die Eröffnung der Porta Santa eine Ceremonie ist, die erst Alexander VI. eingeführt hat. Er hätte hinzufügen dürfen, daß auch der Charakter der Inschriften eine neuere Entstehungszeit verräth.

Ueber die geschichtliche Bedeutung des Anno santo von 1300

[1]) Muratori S. S. XIV. — Diese Verse wie die des Card. Steffaneschi hat Manni S. 17—21 wieder abgedruckt. Da Steffaneschi über das Anno santo von 1300 schrieb, kann er nicht, wie Potthast² I 631 angibt, 1296 gestorben sein. — Ohne Kenntniß des Manni'schen Dreiecks und unseres Essay's hat seither Vittorio Ciani (Giorn. stor. della lett. it. 1900. XXXV 450) über Steffaneschi's Verse geschrieben.

Digitized by Google

wird der Historiker objectiv zu urtheilen haben, ganz abgesehen von dem, wie er sich seiner confessionellen Auffassung nach zu demselben stellt. Und da wird zunächst zu constatiren sein, daß laut den uns vorliegenden Quellen diese große Feier sich trotz der unermeßlichen Menschenmenge in Ordnung und Würde vollzog. Man wird des weiteren aus den gleichzeitigen Berichten den Eindruck empfangen, daß diese Pilgerfahrt nach Rom von einer tiefen, alle Kreise der damaligen Gesellschaft mächtig ergreifenden Bewegung ausging. Eine ungeheure Erregung hatte sich der Christenheit bemächtigt: wer konnte, ging nach Rom, um den gran perdono zu gewinnen. In diesem Ausdruck faßt sich das Wesen dieser Bewegung zusammen. Ein unermeßliches Bedürfniß nach Sühne, nach Buße und Umkehr hatte, nach den Stürmen der kaiserlosen schrecklichen Zeit, die Völker ergriffen, und die Hoffnung auf Verzeihung war der Stab, der ihnen auf dieser beschwerlichen Wallfahrt als Stütze diente. Die Idee der Umkehr, der sittlichen Erneuerung, die Idee der Verzeihung sind aber Dinge, die den innersten Kern des Christenthums ausmachen. Haben die Menschen jener Zeit diese Erneuerung ihres sittlichen Wesens und die Zuversicht der Aussöhnung mit ihrem Schöpfer auf dieser Pilgerfahrt gewonnen, so trägt damit, ganz abgesehen von der theologisch-kirchlichen Frage, das Ereigniß vom Jahre 1300 seine innere Berechtigung in sich.

Und das Ereigniß hat auch uns Allen etwas großes zugebracht: es hat seinen Widerschein in die größte Dichtung des christlichen Mittelalters geworfen; ja es hat sie, wenn nicht veranlaßt, eingeleitet und ihr die Form gegeben, mit welcher sie umkleidet ist.

Dante hat bekanntlich, gemeiner Annahme nach, seine Vision der drei Reiche ins Jahr 1300 gesetzt. Mit Rücksicht auf biblische Stellen wie Ps. 89, 10 (beziehungsweise 90, 10); Is. 38, 10 und auf des Dichters eigene Ausführung Conv. VI, 23, wonach das 35. Lebensjahr des Menschen der Zenith seines Lebens ist. wird Inf. 1, 1 (nel mezzo del cammin di nostra vita) dahin

Digitized by Google

ausgelegt, daß Dante im 35. Jahr seines Lebens sich in dem dunkeln Walde fand, aus dem er den Ausweg, den drei wilden Thieren gegenüber, aus eigener Kraft nicht zu gewinnen vermag. Nimmt man nun weiter mit den meisten Forschern 1265 als Geburtsjahr Dante's an, so kommt man mit dieser Rechnung auf 1300 als Jahr der Vision.

Ich habe in meinem Dante (S. 409—412) dargelegt, daß, in Uebereinstimmung mit Bartoli, die Erweckung des einzelnen Sünders, dann aber diejenige des ganzen Menschengeschlechts als Endzweck der Dante'schen Wanderung durch Hölle, Fegfeuer und Paradies zu betrachten sei; daß der Dichter, wie er in Lethe's und Eunoë's Wassern gereinigt (della santissima onda rifatto) ist und reif und rein erscheint, um sich zu den Sternen aufzuschwingen, er sich nun mit einer göttlichen Mission ausgerüstet sieht, und zwar mit dem Auftrag, durch Erzählung dessen, was er in der Vision gesehen, die Menschen zur Beseligung zu führen (Parad. 17, 127 u. f. f.). Es ergibt sich daraus als Grundgedanke der Commedia dieser: die Verkündigung der sittlich-religiösen Weltordnung, ohne welche der Einzelne, der politisch-kirchlichen, ohne welche die Gesammtheit ihre zeitliche und ewige Bestimmung nicht erreichen kann. Die Verkündigung dieser Weltordnung schließt den sittlichen Prozeß in sich, den uns Inferno und Purgatorio vorführen; — für den Einzelnen, und mit den entsprechenden Modificationen, auch für die gesammte christliche Gesellschaft, welche durch Zerstörung des Kaiserthums (d. i. Vernichtung der von Gott gewollten und geordneten Staatsidee) und durch die Verweltlichung des Papstthums, durch den Sieg der politisch-irdischen Cupiditas in demselben (namentlich in der Politik Bonifaz' VIII., der für Dante lo principe de' nuovi Farisei ist, Inf. 27, 85), verwirrt und umgestürzt ist.

Daß aber der Dichter den Beginn dieses Werkes, seiner eigenen Entsündigung und seiner Mission, ins Jahr 1300 setzt, kann nicht auf einem Zufall beruhen. Man kann sagen, er thue es, weil das Jahr gerade sein 35., d. i. das Jahr männlicher

Digitized by Google

Reife und Einsicht war. Aber diese Basirung müßte für ein so großes sittliches Reformwerk, das nicht bloß ihn den Dichter, sondern die ganze Christenheit ergreifen soll, nicht als ausländlich, nicht als hinreichend motivirt erscheinen. Ich habe daher die Vermuthung ausgesprochen, daß Dante seine Vision ins Jahr 1300 versetzt, weil ihn in dem großen Gnadenjahr des Jubiläums, inmitten jener von den Zeitgenossen und ihm selbst bestätigten außerordentlichen psychischen Erregung der damaligen Menschheit, ohne Zweifel zuerst ein stärkerer Strahl der Gnade, eine tiefere religiöse Erregung traf, der er, betäubt und abgezogen durch die Gewalten dieser Welt (die Selva, die drei Thiere), damals noch nicht nachgab, der er sich aber nie ganz entschlagen konnte und die dann später, nach dem Scheitern all seiner irdischen Hoffnungen, um so mächtiger hervorbrach und ihm, seit 1313, jenes unsterbliche Gedicht abzwang, in welchem wir heute noch die größte poetische Schöpfung des christlichen Geistes verehren.

Auch Gregorovius (V, 554) sagt: „es ist kaum zu zweifeln, daß Dante in jenen Tagen Rom sah, und daß ein Strahl von ihnen in sein unsterbliches Gedicht fiel, welches mit der Osterwoche des Jahres 1300 beginnt." Mehr als das. Nicht bloß ein Strahl des Ereignisses liegt auf dem Werke Dante's. Vielmehr ist seine Vision ganz umflammt und eingetaucht in jenes goldige Licht, das der Menschheit nur aus der innersten Idee des Christenthums, dem großen Gedanken der Versöhnung und der Verzeihung, erfließt: das ist der Widerschein des gran Perdono, der Anno 1300 Millionen von Christen nach Rom zog.

So habe ich Dante's Gedicht stets verstanden, und so habe ich seinen Sinn und seine Absicht Anderen nahe zu bringen gesucht, und in dieser Gesinnung habe ich, als ich mein Buch einigen Freunden darbot, ihnen dazu geschrieben:

„In sturmbewegter Zeit weiß ich nichts Besseres,
Als Dante folgend der empörten Welt
Ein Wort des Friedens und der Liebe bringen.

Digitized by Google

S'ist Christi Wort, o laßt mich, Freund und Feind,
Laßt mich es Allen sagen, nah und ferne,
Welch' köstlich Ding ist es um jene Liebe,
Die Liebe, die umschwinget Sonn' und Sterne."
(Parad. 33, 145.)

Wollte man sich, zur Feier des 20. Centenars in Staat und Kirche ein wenig auf diesen Schlußvers der Divina Commedia besinnen, so könnte das Jahr 1900 sich für uns Alle zu einem wahren Anno Santo gestalten.

V.

Wir haben das erste große Jubiläum betrachtet: keins der folgenden kann sich jenem Jahre 1300 an geschichtlicher Bedeutung und an Einfluß auf Geist und Gemüth der Völker auch nur entfernt an die Seite stellen.

Immerhin ist das zweite Jubiläum, dasjenige von 1350, nächst jenem von 1300, noch das anziehendste und merkwürdigste; das einzige, welches neben jenem noch tiefer in die Geschichte wenigstens Roms und Italiens einschneidet.

In diesem halben Jahrhundert hatte sich eine ungeheuere Veränderung in der allgemeinen Weltlage zugetragen. Das Papstthum, im Jahre 1300 noch in so präpotenter Weise durch Bonifaz VIII. dargestellt, war in jähem Sturz von der Höhe seiner politischen Machtfülle herabgestiegen; Bonifaz selbst hatte in Anagni jene schmachvolle Mißhandlung zu erleiden gehabt, welche, wie wir jetzt wissen, seine und des Papstthums Verbringung nach Frankreich zur Absicht hatte. Nach dem kurzen Pontifikat des edlen Benedikt XI. war dann das Papstthum mit dem Gascogner Bertrand de Got der Gefangene Frankreichs geworden, das dem Concil zu Vienne (1311) den größten Justizmord der Geschichte, in der Aufhebung des Templerordens, abtrotzte. Dieselbe Zeit hatte in Heinrichs VII. Romfahrt den letzten Versuch einer wahrhaften Erneuerung des römischen Kaiserthums deutscher Nation und das tragische Ende des Lützelburgers

Digitized by Google

erlebt. Sie war, im Anschluß an dies so viele Hoffnungen zerstörende Ereigniß mit der größten Dichtung des Mittelalters beschenkt worden. Nach Clemens V. war der Cahorsianer Johannes XXII. in Avignon als Papst eingezogen, und mit ihm that sich jener große Conflict mit Ludwig dem Bayer auf, in welchem die gregorianische Auffassung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, zwischen Papstthum und Kaiserthum zu Grabe getragen wurde und neue Ideen auftraten, aus denen der kommende Abfall des Nordens von Rom sich von fern absehen ließ.

Inzwischen war die Stadt Rom, in Abwesenheit des Papstes, zu immer größerer Verödung und Verarmung herabgesunken. Ihre Paläste und Basiliken fielen in Ruinen, und in den Trümmern der alten Kaiserstadt floß unausgesetzt das Blut der Parteien, welche der Ehrgeiz und die Herrschsucht der großen Geschlechter, vorab der Colonna und Orsini, auf einander hetzten. Kein Wunder, daß die Römer, verarmt und verhungert, sich nach der Rückkehr des päpstlichen Hofes sehnten; seit die Päpste nicht mehr unter ihnen wohnten, fingen sie an, gut päpstlich zu sein. Als Benedikt XII. die Augen nach zehnjähriger Regierung zugedrückt (1342) und Pierre Roger als Clemens VI. den päpstlichen Stuhl bestiegen, entsandten sie eine Deputation nach Avignon, um dem neuen Papst die Bitte vorzutragen, die auf alle hundert Jahre festgesetzte Feier des Jubiläums schon nach 50 Jahren, also 1350, zu erneuern. Dieser Gesandtschaft, an deren Spitze Stefano Colonna der Jüngere, Francesco de Vico und Lello di Pietro di Stefano de' Cosecchi standen, sollen Cola die Rienzo und Petrarca angehört haben. Beides ist unwahrscheinlich; Letzterer ging damals freilich von Parma nach Avignon zurück, aber kein Zeugniß belegt die Annahme, daß er im Auftrag der Römer zu Clemens VI. kam, von dem er am 6. Oct. das Priorat in St. Nicolao de Miliarino im Pisanischen erhielt, worauf er sich nach der Vaucluse zurückzog und dort sein berühmtes Secretum schrieb (1342). Die Römer stellten, wie aus

Digitized by Google

einem in Ghirarducci's Storie Bolognesi erhaltenen Schreiben hervorgeht, dem Papste vor, daß nur wenig Menschen es auf 100 Jahre brächten und es sich daher empfehle, das Gnadenjahr alle 50 Jahre zu halten, damit alle der vollkommenen Verzeihung theilhaft werden könnten (da potere essere a piano assoluti da tutti di loro peccati), was Clemens VI. offenbar einleuchtete, indem er durch die Bulle Unigenitus Dei Filius (Extrav. comm, Tit. IX., c. 2) vom 27. Januar 1343 das neue Anno santo ankündigte, welches zwischen Weihnachten 1349 und Weihnachten 1350 zu halten sei; und zwar sollten neben St. Peter und St. Paul auch die Laterankirche, wo die Häupter der Apostel verwahrt sind, besucht werden, von den Einheimischen 30, von den Fremden 15 Tage lang. Auch solle der Ablaß denen zu gute kommen, welche ihre Pilgerfahrt nicht zu Ende führen oder in Rom vor Ablauf der 15 Tage sterben würden. Diese Bulle ging dann an alle Bischöfe der Katholizität aus; Clemens selbst erläuterte sie durch eine uns von Baluze bewahrte Rede.[1])

[1]) Alberigo de Rosate hat in seinem großen Lexikon eine andere Bulle aufbewahrt, in welcher der Papst von einer ihm gewordenen Vision spricht: es sei, heißt es in derselben, ihm eine verehrungswürdige Person erschienen, welche ihm gesagt habe: aperi ostium, et ex eo ignem mitte, quo calefiat et illuminari valeat totus mundus. Indessen ist die Bulle, wie schon dieser Satz verräth, unecht und sowohl von Rosate als dem heiligen Antonin als solche beurtheilt worden. Falsch ist weiter die Bulle vom 27. Juni 1346 (P. de Herenthals Vit Clem. VI bei Muratori S. S. III, 2, 584—587), welche die Seelen der auf der Pilgerschaft Sterbenden sofort vom Fegfeuer frei erklärt. Diese Bulle erlangte weite Verbreitung, worüber der heilige Antoninus und P. Nikolaus V. nach dessen Zeugniß Summa I, tit. 10, c. 3 § 6) ihr Mißvergnügen ausdrückten; Antoninus erkärt sie für unterschoben. Vgl. auch Lea a. a. O. III, 203, A. — Hinsichtlich der hier in Betracht kommenden theologischen Fragen sei auf St. Paulus, Der Ablaß für die Verstorbenen im Mittelalter (Zeitschr. f. kath. Theol., Innsbruck 1900, 1—36) verwiesen. Das Gleiche gilt von einigen anderen Bullen bei Rosate und Baluze, deren Unechtheit schon Manni (S. 24 f.) herausgestellt hat. Man sieht, wie früh sich das Bedürfniß zu fälschen auch dieses Gegenstandes bemächtigt hat.

In den Jahren 1342 und 1343 fanden allem Anschein nach zwei römische Gesandtschaften nach Avignon statt, welche beide das Jubiläum und

Digitized by Google

Zu einem den Wünschen der Römer so rasch entgegenkommenden Resultat hatte gewiß die Erwägung beigetragen, es müsse etwas zur Entschädigung für die Abwesenheit des Hauptes der Kirche von seinem Sitz und zu Gunsten der Bevölkerung geschehen. Aber es waren auch noch andere Stimmen laut geworden, welche bei der Berathung dieses Gegenstandes sicher in die Wagschale fielen. Petrarca, der ein Jahr vorher (1341, 8. April) auf dem römischen Capitol die Dichterkrönung gewonnen hatte und der doch nun unbestritten in der Litteratur als Führer der Nation dastand, hatte seine mächtige Stimme erhoben, um das Verlangen der Römer zu unterstützen. Er that das in einer jener poetischen Episteln, die, weil lateinisch geschrieben, dem größeren Publicum so wenig bekannt sind und die doch so viele Verse von hoher Schönheit enthalten, so daß ich immer nur wünschen kann, eine gewandte Feder möge sich ihrer Uebersetzung ins Deutsche widmen[1]). Petrarca beschwört in dem 200 Hexameter fassenden Gedicht den Papst, Rom nicht als Wittwe zu lassen, in dies sein erstes Haus zurückkehren und auch seinerseits das Abbild Christi zu sehen.

Non ne pedis iuvat in solido vestigio saxo
Fixu salutiferi faciemque cognoscere Christi,

womit auf das Veronika-Schweißtuch angespielt wird; aber der

die Rückkehr des Papstes nach Rom betrafen. Papencordt (Cola di Rienzo u. s. Zeit, Hamb. 1841, S. 338 f.) hat die Quellen für beide Legationen zusammengestellt und glaubt, erst die zweite Gesandtschaft, an welcher Cola theilgenommen, habe die Sache des Jubiläums entschieden. Das scheint in der That aus dem Umstand hervorzugehen, daß die Bulle Unigenitus vom 27. Januar des ersten Jahres des Pontificats Clemens' VI, d. i. 1343 datirt ist. Damals war Rienzo wirklich in Avignon, von wo aus er an Senat und Volk von Rom den Brief Exultet etc. schrieb (Gabrielli Epistolario di Cola die Rienzo, Roma 1890, Nr. 1), in welchem es heißt: . . . „etenim post honorabilem ambaciate nostre supplicationem . . . matura dominorum cardinalium omniumque Romane curie prelatorum . . . die XXVII. mensis hujusmodi in magna frequentia populi preclari Romani . . . decreto apostolico ad futurum quinquagesimum et sic deinceps annum promulgavit et edidit iubileum."

[1]) Petrarcae Epistol. II, 5 (Ed. Opp. Basil. 1544, III, p. 91 f.).

Digitized by Google

Dichter nennt noch andere Reliquien, die das Oberhaupt der Kirche besuchen sollte:

Laeve puerperium, puraque ex carne recisam
Particulam infanti, pretiosaque fragmina vestis,
Et custoditos in secula nostra capillos.
Quid digitum Agnetis, et nunc quoque fulgidus ornes
Annulus imposuit cupida quem mente minister
Prorsus inardescens sacroque assenserit illa
Coniugio et toti placarit foedere flamina!

Er erinnert dann aber auch Clemens an die Reste des Alterthums, welche Rom bewahrt, wobei er nicht umhin kann, den Verfall der Stadt zu beklagen.

Quisne Vaticano latitantia corpora claustro
Expediat, quae fame parens agnoscere coram
Quid nisi coelestis fuerit regionis imago!

Die Beschreibung, welche hier Petrarca liefert, gehört zu den Belegen frühesten Studiums römischer Antiquitäten, die uns das Zeitalter des Humanismus darbietet und vervollständigt dasjenige, was man aus des Dichters prosaischen Briefen in dieser Hinsicht gezogen hat.

Quot sunt, schließt die Epistel, mihi templa, quot arces
Vulnera sunt totidem: crebris confusa ruinis
Moenia reliquias immensae et flebilis urbis
Ostentant, lachrymasque movent spectantibus: his tu
Affer opem . . .
Hoc unum post multa precor, breviore recursu
Annus eat, redeatque sacer mundoque salubris
Stat morbis medicina patens, sit proxima culpae
Spes veniae, pelagusque gravi iactante procella.

Das alles läßt Petrarca die Stadt ihrem Papste zurufen, indem er sich zum Anwalt ihrer Sache macht, was wohl später Anlaß gegeben hat, ihn der Gesandtschaft der Römer zuzugesellen.

Was 1343 weder den Römern noch Petrarca gelang, sollte einige Jahre später auch einer anderen Stimme mißlingen, welche den Papst sogar auf Grund einer göttlichen Offenbarung nach Rom zwingen wollte. Es war diejenige der hl. Brigida von

Digitized by Google

Schweden. Dies Land hat dem päpstlichen Rom zwei berühmte fürstliche Frauen zugesandt, die dort an heiliger Stätte ihre letzten Tage zuzubringen kamen. Der zweite dieser Besuche war für die päpstliche Regierung ebenso unbequem, wie er den vaticanischen Kassen lästig wurde: es war derjenige von Gustav Adolf's Tochter, Königin Christine, die nach ihrer Thronentsagung und ihrem Uebertritt zum Katholizismus 1655 ihren Einzug in Rom hielt und nach unruhigem und planlosem Leben dort am 19. April 1689 ihre Tage beschloß. Wie viel anmuthender und köstlicher war jener andere Besuch, derjenige der nordischen Seherin, die aus königlichem Geblüt entsprossen, 1302 geboren, 1318 dem Fürsten Ulpho (Wulf) von Nerika vermählt, allen Pflichten der Gattin und Mutter genügt hatte, als sie sich mit ihrem Ehegemahl von Amt und Hof zurückzog, um eine Wallfahrt nach St. Jago di Compostella zu unternehmen, auf der Wulf in Arras erkrankte, worauf er, genesen, mit Zustimmung seiner Gemahlin in das Cistercienserkloster Alvastra in Schweden eintrat. Hier starb er schon 1344, worauf Brigida auf göttlichen Antrieb, wie sie glaubte, ihren Weg nach Rom nahm. Sie kam dort 1346 an, und aus dieser Zeit stammt die in ihren Revelationen (III c. 63) bewahrte Aufforderung an P. Clemens VI. nach Rom zu kommen, das Jubiläum dort zu predigen und den Frieden zwischen den Königen von Frankreich und England herzustellen: veni in Italiam et praedica ibi verbum et Annum salutis et dilectionis divinae; der Papst war offenbar nicht geneigt, der Berufung der Seherin auf den ihr von Gott gegebenen Auftrag Glauben zu schenken, und er entschuldigte sein Fernbleiben von Rom mit der Berufung auf den schweren Krieg der Franzosen gegen die Engländer. Es gab aber für ihn noch andere Sorgen, die ihn abhalten mußten, seine feste Burg in Avignon zu verlassen: dasselbe Jahr 1346 brachte seinen furchtbaren Bannfluch gegen Kaiser Ludwig den Bayer und die Wahl Karl's IV. von Böhmen zum Gegenkaiser. Brigida verließ bald wieder Rom, wohin sie 1350 zum Anno santo zurückkehrte, um

Digitized by Google

ſpäter noch eine Wallfahrt nach Jeruſalem zu machen, und zurückgekehrt, 1373, 71 Jahre alt, zu ſterben. Sie wurde in der alten Abteikirche St. Lorenzo in Paniſperna (auch St. Lorenzo in Formoſa gen.) auf dem Viminal beigeſetzt, wo man lange noch rechts den Altar zeigte, an deſſen Stelle der Legende nach der h. Laurentius einſt auf ſeinem Roſte verbrannt wurde, links denjenigen, unter welchem die Gebeine der nordiſchen Seherin begraben lagen, bis ſie von den Kindern derſelben, ihrem Sohne Bigr und ihrer Tochter, der h. Katharina, nach der Stiftung Brigidens, dem Kloſter Wadſtena in der Diözeſe Linköping, in Schweden, übergeführt wurden. Ein uns noch erhaltener Akt des Senators Fortunato Raynaldi, der Conſervatoren u. ſ. f. gibt für dieſe Translation den Geleitsbrief (13. November 1373): er erinnert daran, daß die Heilige que vere potest asseri prophetissa, zu Zeiten, wo Rom verlaſſen und trauernd war, ihm als Freundin und Tröſterin erſchienen und das Jubiläum durch ihre Gegenwart erfreut habe. Es konnte in der That nichts Ergreifenderes geben, als der Anblick dieſer fürſtlichen Frau, die, nachdem ſie alle Herrlichkeit dieſer Welt daran gegeben, in einem groben, mit Stricken zuſammengehaltenen Wollkleid in der ewigen Stadt erſchien, um die heiligen Stätten zu beſuchen, dem, was der Geiſt Gottes ihr kund gab, zu lauſchen, ihre Hand mildthätig jedem Elend zu öffnen und wo ſie ſelbſt nichts mehr ihr eigen nannte, ſich im Pilgergewande vor S. Lorenzo in Paniſperna hinzuſetzen, um ein Almoſen für die Armen zu erflehen: ein wunderbarer Pendant zu jenem großen Sieneſen Provenzan Salvani, der, um ſeinen Freund aus Anjou's Gefangenſchaft loszukaufen, ſich auf dem Markte zu Siena zum Bettler machte — se condusse a tremar per ogni vena (Purg. 11, 129). Dies Bild hätte verdient, von einem Dante feſtgehalten zu werden: aber ſchon ſchlief der Dichter ein Vierteljahrhundert unter der Erde Ravenna's. Die vielen Fremden aber, welche heute die Via di S. Lorenzo in Paniſperna hinaufſteigen nach S. Maria Maggiore und auf dem Wege vielleicht die ſchönen Gärten be-

Digitized by Google

grüßen, welche das chemische und physikalische Institut umgeben, sollten nicht an der einsam vertrauernden Kirche vorbeigehen, ohne sich der königlichen Bettlerin zu erinnern, die vor der Thüre von S. Lorenzo für die Armen um Brod flehte und durch ihre bloße Anwesenheit in langen Jahren unsäglichen Elends Zeugniß für die Aufgaben und die Mission der Pontificats ablegte. Auch die ehemalige Wohnung der Heiligen verdient einen Besuch. Ich gehe nie in den Palazzo Farnese, an den mich alte und liebe Erinnerungen binden, ohne dem kleinen Kirchlein S. Brigida einen Gruß zuzuwerfen, das in den Tagen Bonifatius IX., der die Seherin kanonisirte (1391), erbaut wurde, da wo die Letztere einst gewohnt und ein Hospiz für schwedische Landsleute errichtet hatte. Das Kirchlein liegt an der Ecke der Piazza Farnese und der Via di Monserrato, einige Schritte von der Nationalkirche der Spanier, S. Maria di Monserrato, welche die Reste Alexanders VI. birgt. So drängen sich auch hier, in engem Raum, die seltsamsten Gegensätze zusammen.

Die Römer hatten seit 1343 die Zusage des Jubiläums, aber ehe es gehalten werden konnte, verflossen noch sechs Jahre, angefüllt von grausigen Ereignissen. Die inneren Unruhen der Stadt hatten zu jener Revolution geführt, welche die Herrschaft Cola di Rienzo's emporbrachte und sich durch die schmachvolle Hinmordung der Colonna und Orsini (20. November 1347) schändete: die Präponderanz der großen Geschlechter war damit gebrochen, aber wie vieles war in diesen Kämpfen dahingesunken! Der alte Stefano Colonna, der ein halbes Jahrhundert hindurch die Zierde der Stadt gewesen, hatte den Untergang seines Hauses, von dem nur der jugendliche Stefanello übrig blieb, überlebt: nun sah er noch den Sturz des Tribunen, seines Gegners, worauf das städtische Regiment und die päpstliche Gewalt durch den Legaten hergestellt wurde (1348). Aber im selben Jahre zog ein neuer schrecklicher Feind herauf: es war die aus China über Asien herübergedrungene, von genuesischen Schiffern nach Sicilien gebrachte Pest, die größte uns bekannte Epidemie, die

Digitized by Google

als der „schwarze Tod“ oder der „große Sterbent“ sich in der Erinnerung der Nationen erhielt. Mittelitalien ward am schwersten von ihr heimgesucht, vorab Florenz, wo die Seuche vom April bis September hauste und von fünf Menschen drei hinwegnahm: der Eingang zu Boccaccio's Decamerone hat diese gräßlichste Episode aus der Geschichte des Freistaats erzählt. Rom scheint weniger unter der Epidemie gelitten zu haben: doch ist ihr Andenken verewigt in der großen Treppe, welche zur Kirche Aracoeli hinaufführt und welche zum Danke dafür gebaut wurde, daß die Madonna von Aracoeli die Stadt von der Pest befreite. Nach dem schwarzen Tod traf ein schreckliches Erdbeben die Stadt. Petrarca (Ep. fam. XI. 7) schreibt seinem Freunde Socrates, seit zweitausend Jahren habe Rom eine solche Erschütterung nicht erlebt; eine Menge alter Gebäude sei zusammengestürzt. Die turris Comitis (Torre de' Conti) sei gerissen, ein gutes Stück von der Basilika des hl. Paulus zusammengestürzt, der Giebel des Lateran heruntergefallen. Der Dichter sieht in so grauenhaften Naturereignissen die Vorboten irgend eines großen Unglücks: nunquam urbs Roma tremuit ut non futuri eventus alicuius id praenuncium esset.

Das war der Zustand der Stadt, als das Jubiläum heranrückte: die Römer entsandten 1349 den Paolo Capocci an den Papst, um ihm ihr Unglück zu klagen. Im Januar d. J. empfing Clemens VI. diesen Abgesandten, dem er das schöne Wort zurief: in eurer Ruhe ruhen auch wir! und dem er nun die für das Jubiläum ergangene Bestallung des Cardinals Annibaldo de Ceccano zum Legaten in Rom mittheilte. Annibaldo, aus Campanien gebürtig, ein tüchtiger Jurist und lateinischer Versificator, war Erzbischof von Neapel und kam jetzt mit großem Gepränge nach Italien, wo er eine seltsame Begegnung mit dem Herrn Mailands, dem Erzbischof Giovanni Visconti, hatte. In Rom trat der Legat mit möglichster Grandezza auf. Hören wir, was der Verfasser der Vita di Cola di Rienzo (II. 1), ein unbekannter Zeitgenosse, über diese Dinge sagt. „Als Messer

Digitized by Google

Annibaldo in Rom angelangt war, stieg er im päpstlichen Palast ab und fing an sich mit der Lage der Stadt und der Pilger zu beschäftigen. Dieser Messer Annibaldo hatte vier nicht löbliche Eigenschaften: die erste, daß er aus der Campagna stammte (sic!); die zweite, daß er spielte; die dritte, daß er sehr prachtliebend war und eitel; die vierte will ich verschweigen.[1]) Zum Streit mit den Römern kam es aus Veranlassung eines Kamels, das der Cardinal mit seinen Maulthieren hielt: das Thier erregte die Neugier der Menge, die allerlei Ungebühr mit ihm trieb, worüber die Stallknechte des Cardinals in Streit mit ihr geriethen. Der Mob warf dann mit Steinen nach dem Palast, die Wachen eilten herbei, und es kam zu einer förmlichen Schlacht, bei der der Palast beinahe eingenommen worden wäre. Der Legat erschrak sehr über diese Dinge. Von seinem Balkon sah er diesem Tumult zu und klagte, indem er sich die Hände vors Gesicht hielt: „Was soll das heißen? Was habe ich den Leuten gethan? Warum geschieht mir solche Unbill? Seht, wie Recht ihr dem Papste gebt, wenn er nicht nach Rom kommt! Hier wäre er nicht Herr, nicht als oberster Priester geachtet! Ich bin doch nicht hergekommen, um zu scharmützeln. Aber diese Römer sind ebenso arm als aufgeblasen!" Er suchte die Menge zu beruhigen, doch gelang dies erst dem Commendatore von S. Spirito, Frate Giovanni di Lucca. Der Biograph Rienzi's weiß dann weiter zu berichten, der Cardinal habe, wie er ironisch sagt, herrliche Dinge gethan. Er habe St. Peter und den Kirchen im Lateran und S. M. Maggiore schöne Teppiche geschenkt, mit denen der Chor ausgekleidet wurde; er habe Provinzen, Städte, Fürsten mit Absolutionen und Pönitenzen versehen, Gerichtsbeamte eingezogen und bestraft, Cavaliere und Dignitäten ge-

[1]) Zefirino Re hat in seine Ausgabe der Vita (Fir. 1854, S. 106) die Anklagen der Vita gegen den Legaten, gewiß mit Recht, als Uebertreibungen und Verleumdungen bezeichnet und darauf hingewiesen, daß, wie schon Matteo Villani (l. c. 87) klar sah, die Unzufriedenheit der Römer mit dem Cardinal daher rührte, daß er die Pilger gegen die Geldgier derselben schützte.

Digitized by Google

schaffen und die Termine für den Ablaß herabgesetzt, so daß die Pilger nur mehr einen statt 15 Tage in Rom zu sein brauchten. Der Legat that das offenbar, weil die Stadt die Menge der Pilger nicht mehr fassen und nähren konnte; gerade dadurch aber reizte er die Römer, weil diese jetzt 14 Tage weniger hatten, um die Fremden auszuplündern. Als Messer Annibaldo dann selbst zur Gewinnung des Ablasses nach seiner Messe von S. Peter nach S. Paul ritt, und die Straße zwischen den Armeniern und S. Spirito, bei S. Lorenzo degli Pesci und S. Agnolo delle Scale passirte, wurden aus einem vergitterten Fenster zwei Bolzen auf ihn abgeschossen, von denen einer seinen Hut traf und durchbohrte. In dem Lärm, der nun entstand, entrannen die Mörder durch eine Hinterthür des Hauses, in welchem man nur zwei Armbrüste fand; ein Priester wurde ergriffen, sagte aber unter der Folter nichts aus. Erschreckt und außer sich kehrte der Cardinal nach Hause zurück und rief händeringend: „wohin bin ich gekommen! o elendes Rom! ich wäre ja viel besser ein armer Pfarrer in Avignon als ein großer Prälat in diesem Rom! Zuerst sind sie über mich im Palast hergefallen, jetzt schießen sie nach mir, und ich kann nichts dagegen thun!" Er vermuthete dann, daß Cola die Rienzo hinter der Sache steckte, was auch Zefirino Re glaubhaft ist.[1]) Indessen wird andrerseits entschieden bestritten, daß der Tribun während des Jubiläums insgeheim nach Rom gekommen sei: er hatte sich nach seinem Sturz in die wildromantische Einsamkeit des Monte Majella in die Abruzzen zurückgezogen, wo er mit den Fraticellen als Einsiedler hauste, bis ihn die Erscheinung jenes geheimnißvollen Eremiten Fra Angelo aufs Neue von seiner Mission als Erneuerer von Welt und Kirche überzeugte, und er sich nun auf den Weg machte, um sein Recht vor dem deutschen König zu suchen. Im Juli 1350

[1]) Auch Papencordt (Cola di Rienzo S. 214) nimmt an, Rienzi sei über Rom nach Böhmen gegangen. Doch geht das, wie Gregorovius (VI. 377) richtig sieht, nicht aus dem Schreiben an den Erzbischof von Prag (Urk. 21) hervor.

Digitized by Google

tauchte er in Prag plötzlich auf, wo ihn König Karl IV. mit Erstaunen anhörte und einstweilen in die Festung Raudnitz einsperren ließ. Jetzt, nach jenem Attentat, sprach der Legat abermals den Bann über Rienzi aus und verhängte die härtesten Strafen über ihn und seine Anhänger. Er selbst aber ging seither nur mehr in einem Panzerhemd aus; ein fremder Cardinal (Guido von Bologna?) meinte dem Legaten gegenüber, wer Rom ändern wolle, müsse es ganz umwerfen und neu bauen. Jetzt trug der Papst Annibaldo auf, sich nach Neapel zu begeben, was ihm sehr paßte. Er durchzog die Campagna in heißer Julisonne, besuchte seine Heimath Ceccano, kam nach Monte Cassino und S. Germano, wo er tödtlich erkrankte, vielleicht an vergiftetem Wein, vielleicht an den Folgen eines verdorbenen Gerichts: er starb, wie seine ganze Familie und Begleitung, non remansit canis . . . wie der rohe Berichterstatter erzählt. Die Leiche brachte man in einer Kiste auf dem Rücken eines Maulthieres nach Rom, wo sie ohne Klang vergraben wurde.

Wir besitzen einen anderen gleichzeitigen Bericht, den wir Matteo Villani verdanken. Sein Bruder Giovanni hatte die Chronik fast ein halbes Jahrhundert fortgeführt, bis er selbst an der Pest von 1348 starb; dann nahm Matteo den Faden der Erzählung auf, und das erste große Ereigniß, welches er zu schildern hatte, war das Jubiläum von 1350, wie das von 1300 der Ausgangspunkt von Giovanni's Berichterstattung gewesen war. „Wie die Christen zu dem Perdono kamen," erzählt er dann I, c. 56. „Zu diesem großen Ablaß, der mit Weihnachten 1350 begann, und mit dem Besuch der Basiliken von S. Pietro, S. Giovanni im Lateran und S. Paolo fuor di Roma gewonnen wurde, kamen in wunderbarer, unglaublicher Menge Männer und Frauen aller Stände und Rangstufen herbei, obgleich kurz vorher noch das allgemeine Sterben gehaust hatte, und in einzelnen Gegenden Europa's auch jetzt noch die Pest nicht ganz erloschen war. Die Andacht und Demuth der Pilger war überaus groß, denn ohne Murren ertrugen sie die Unbilden der äußerst kalten

Digitized by Google

Witterung, Schnee, Eis, Ueberschwemmung, und sie wanderten geduldig dahin auf völlig ungangbaren und zerstörten Wegen. Die Wirthshäuser waren Tag und Nacht voll, und die Häuser reichten nicht aus, um Menschen und Pferde zu beherbergen. Die Deutschen und Ungarn lagerten in Herden, dichtgedrängt, nachts, wegen der großen Kälte bei mächtigem Feuer, draußen auf den Feldern. Die Wirthe konnten nicht mehr Rede und Antwort stehen, Brod, Wein und Futter reichen oder das Geld einsacken. Oft legten die Pilger, welche ihre Reise fortsetzen wollten, das Geld einfach auf die Tische, wo es unberührt liegen blieb, bis die Wirthe es zusammenrafften. Auf den Straßen gab es keinen Lärm und Streit, Einer ertrug den Andern mit Geduld. Im römischen Gebiet fing Räubergesindel an zu stehlen und zu morden, es wurde aber von den Romfahrern selbst, die sich untereinander Hülfe leisteten, ergriffen und hingerichtet. Auch bewachte die anwohnende Landbevölkerung die Straßen, so daß diese selbst sicherer waren als sonst. Die Zahl der nach Rom Pilgernden war nicht zu berechnen. In Rom nahm man an, daß zu Weihnachten und in der Fastenzeit bis Ostern fortwährend eine Million bis 1 200000 Fremde anwesend waren, von da ab bis Christi Himmelfahrt und Pfingsten über 800000. Mit dem Sommer nahm die Menge wegen der Feldarbeiten und der steigenden Hitze ab, doch weilten immer noch stets 200000 Fremde in der Stadt. Der Besuch der drei erwähnten Basiliken stellte eine Reise von 11 Miglien dar; die Straßen waren aber so voll, daß Jeder sich, zu Fuß oder zu Pferde, dem Zuge anschließen mußte, und man nur langsam voran kam. Die Pilger opferten in den einzelnen Kirchen je nach Vermögen. Das Schweißtuch des Herrn wurde in S. Peter an Sonn- und Feiertagen gezeigt, sodaß jeder Pilger es zu sehen Gelegenheit fand. Dabei war das Gedränge so groß, daß oft zwei, vier, sechs oder gar zwölf Personen geradezu zertreten wurden. Alle Römer waren damals Wirthe geworden und gaben ihre Häuser an die berittenen Pilger ab; wobei sie für ein Pferd sich täglich einen, manchmal 1½

Digitized by Google

bis 2 Turneſer Groſſi bezahlen ließen. Der Pilger bekam dafür nur ſein ſchlechtes Bett, mußte aber alles Uebrige für ſich und ſein Pferd ſelbſt kaufen. In ihrer Gier, ſich die Taſchen über Gebühr zu füllen, verhinderten die Römer während des ganzen Jahres den billigen Markt von Brod, Wein und Fleiſch und ſetzten hohe Preiſe dafür an. So koſtete die ganze Zeit lang ein großes Brod von 10 bis 11 Unzen Gewicht zwölf Danari, der Wein, je nach Qualität, der Pitetto (ein Becher) 3, 4—5, der Hafer das Rugghio (für 12 Tagesfütterungen) im großen gekauft 4 Lire 10 Soldi bis 5 Lire, und ebenſo theuer waren Heu, Stroh, Holz, Fiſche und Gemüſe. Das Fleiſch war verhältnißmäßig billiger, doch die Metzger betrogen das Publicum, indem ſie verdorbenes dem guten beimiſchten. Der Goldgulden ſtand damals gleich 40 Soldi. Im Ausgang des Jahres wie zu Anfang kamen weniger Leute, dafür aber mehr vornehme Herren und Damen aus weit entfernten Landen, auch aus Italien. Und dieſen zu lieb wurde man immer ausgiebiger in den Gnadenſpendungen, bis man zuletzt, damit Jedermann daran theilhaben konnte, am letzten Jubiläumstage aller Welt einen vollkommenen Ablaß bot. Und ſo wurden in dieſem heiligen Jahr die Austheilung der Verdienſte des Leidens Chriſti und derjenigen der Kirche gefeiert und den Chriſtgläubigen ihre Sünde erlaſſen."

Mit dieſem Jubiläum kamen allerlei neue Einrichtungen auf. Alle übrigen Indulgenzen wurden jetzt während des Anno santo ſuſpendirt. Jedem ſtand ohne Erlaubniß ſeines Vorgeſetzten das Recht zu, die Wallfahrt nach Rom zu unternehmen, ſelbſt die Frau durfte ſich ohne Zuſtimmung ihres Gatten auf dieſe Reiſe begeben. Den Vornehmen war geſtattet zu reiſen, die Armen und gewöhnliches Volk mußten aber zu Fuß wandern. Wer verhindert war, ſelbſt zu reiſen, konnte einen Erſatzmann ſchicken.[1]) Waren ſchon dieſe Beſtimmungen nicht geeignet, Zucht

[1]) Steph. ex Nottis. Opus Remissionis, f. 11, cit. von Lea a. a. O. 203.

Digitized by Google

und Disciplin der Christenheit sehr zu verbessern, so konnte es auch nicht förderlich sein, wenn jetzt fürstliche Personen wie König Hugo von Cypern (Urk. vom 14. August bei Raynaldi und Manni), König Eduard III., Herzog Heinrich von Lancaster, die Königinnen Isabel von Frankreich, Philippa von England, Elisabeth von Ungarn, nachträglich für 1351 mit dem Ablaß versehen wurden, ohne Rom besucht zu haben. Daß sie dafür in klingender Münze zahlten, wird zwar nicht gesagt, aber jedenfalls mußten sie sich auf andere Weise dankbar erweisen. In welcher Form den Augustinern in Basel und anderen Mönchen noch im selben Jahr 1351 die Indulgenz zugestanden wurde, ist nicht bekannt; aber die Personen, welche durch Vermittelung des Erzbischofs von Brindisi als Nuntius für Sicilien den Ablaß gewinnen konnten, hatten soviel zu zahlen, als die Reise nach Rom sie gekostet haben würde. Recht wenig erbaulich wird dann schon der Streit, in welchem der zur Vereinnahmung der Opfergelder päpstlich eingesetzte Altararius, Giovanni Castellani, mit den Canonici der Basilika gerieth. Die ehrwürdigen Mitglieder dieses Kapitels ließen den päpstlichen Einnehmer nicht an die Opferkästen heran, jagten ihn aus der Kirche und riefen den Leuten zu, ihn wie einen Dieb, der ihre Opfer raube, todtzuschlagen. Der arme Altararius konnte von Glück sagen, daß er den Bolzen und Steinen entging, welche die freundlichen Herren von S. Peter ihm zusandten. Darüber entstand natürlich ein großer Prozeß zwischen der Curie und dem Kapitel, der sich bis in das Pontificat Innocenz VI. 1356 hinzog.

Zeigen uns alle diese Vorgänge die Thatsache, daß zwar bei den jenseits der Alpen wohnenden Völkern, den Deutschen, Ungarn, Engländern und Franzosen, die zahlreicher selbst als fünfzig Jahre vorher nach Rom wallfahrteten, Eifer und Andacht nicht abgenommen, in Rom selbst aber die niedrige und nur auf Gewinn bedachte Gesinnung des Volkes zugenommen, und in den Reihen des geistlichen Standes wilde Ausschreitungen etwas nur zu gewöhnliches geworden waren, so lassen die Berichte auch er-

Digitized by Google

kennen, wie der völlige Zerfall jedes geordneten Regiments eine grauenhafte Unsicherheit auf den Straßen nach Rom und in seiner Umgebung hervorgerufen hatten. Matteo Villani's Zeugniß darüber haben wir bereits wiedergegeben. Der selige Giovanni dalle Celle di Vallombrosa, welcher auch nach Rom pilgerte, klagt (Lettere de' Santi Beati Fiorentini, c. LXII), über das nichtsnutzige Räubervolk, aus dessen Munde er den Ausspruch gehört: noi facemmo quello strazio delle belle donne, come se fossono state precore. Oh! perdonanza, e cammino sfortunato! Aehnliches berichtet die Biographie des Papst Clemens (bei Baluze I); so Viele, heißt es da, seien auf dieser Pilgerschaft ausgeplündert worden, daß manche Romfahrer sich, um von den Straßenräubern respektirt zu werden, in geistliche Kleidung warfen:

Tutius ut peterem laici sub imagine Romam
Fas fuit, ut sinerem luxuriare comam.

Indessen nicht bloß die Straßenräuber, sondern auch die Signori „draußen im Reich" betheiligten sich durch Erhebung unerhörter Abgaben an der Ausplünderung der Pilger, so daß Papst Clemens dieselben mit der Excommunication bedrohen mußte.

Unter den Gästen dieses Jahres scheinen nach den von Manni (p. 31) beigebrachten Belegen die Pisaner besonders vertreten gewesen zu sein. Mein Annotator entnimmt einer ungedruckten Dominicanerchronik die Notiz, daß ein durch seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit sehr hervorragender Predigermönch aus dieser Republik, Fra Michele de Vico Pisano, auch damals nach Rom wallfahrtete, um daselbst zu sterben, wie er vorausgesagt: Romae finiam dies meos et inter Sanctos caro mea requiescat. Derselben handschriftlichen Quelle entnehme ich einige andere Angaben, welche die Begierde zeigen, mit der man auch in Florenz der Eröffnung des Jubiläums entgegengesehen hatte. Im Jahre 1345 stellte Giovanna, Tochter Aldobrando Alfani's und Wittwe Ciampolo Cavalcanti's, ein

Digitized by Google

Teſtament auf, in welchem ſie für den Fall ihres Ablebens ſich einen Erſatzmann zur Gewinnung des Ablaſſes beſtellt: quod si contingat ipsam mori ante tempus Anni in quo conceditur a Romana Ecclesia seu summo Pontifice Indulgentia del Cinquantesimo visitantibus Limina bb. Apostolorum Petri et Pauli in Urbe, sui Haeredes teneantur et debeant mittere ad visitandum Limina praedicta bonam et honestam Personam pro habenda Indulgentia pro anima Testatricis etc. (La Calenzano, Note Fior.) Weiter iſt in dem Archiv der Riformazioni di Firenze eine Supplik der ehrwürdigen Väter an den Papſt erhalten, in welcher gebeten wird, die Zeit für Gewinnung des Ablaſſes und Beſuch der Kirchen auf fünf Tage herabzumindern. — In der Chronik des Notars Pietro Azario aus Novara (geſt. um 1402; ſ. Chronicon bei Muratori S. XVI. 297—424; al. XVII. 359) heißt es gelegentlich der den Pilgern zugefügten Unthaten: in meinen Tagen tadelte der Herr Bernardinus da Polenta, der in den Städten der Romagna gebot, viele adelige Frauen von jenſeits der Alpen (Ultramontanas), die 1350 nach Rom zogen: quae si (et utinam) stetissent in partibus suis vituperatae per ipsum non fuissent: navis suo stans in Portu et in alienos Portus non deducta numquam sentit naufragia. Et il Volgare, nostro Fiorentino dice, fügt mein Anonymus dieſer Meldung des Mailänder Chroniſten betreffs der Verwandten Francesca's von Rimini hinzu: le Donne hanno da stare a casa. Endlich fügt mein Anonymus bei, ſind in den Papieren der Ser Durante Ollandi in unſerm großen General-Archiv zwei Teſtamente bewahrt, das eine einer Donna Fia, Wittwe des Meſſer Fatio da Signa (Ubaldini) und Tochter des verſtorbenen Baldo de Cornacchini von 1345, das andere von 1349, aufgeſtellt von Donna Benina di Matteo Cipagni del populo di S. Trinità. Beide verfügen, daß von ihren Erben Perſonen beauftragt werden, welche die Limina der Apoſtel Peter und Paul beſuchen, um für ihre Seelen den Ablaß zu gewinnen — was, fügt der

Digitized by Google

Anonymus hinzu, zu jeder Zeit, auch ohne das Anno santo abzuwarten, geschehen kann.

Liefern uns solche Auszüge aus den Quellen interessante Beiträge zur Seelenkunde der Zeit, so gewinnen wir andere Eindrücke aus dem, was uns über den Besuch Roms, zur Zeit des Jubiläums durch die hl. Brigida und durch Petrarca erzählt wird. Wir haben oben gesehen, welchen Antheil die schwedische Seherin an der Gewährung des Jubiläums genommen und wie sie selbst sich durch eine himmlische Stimme gerade zur Theilnahme an dieser Ablaßfeier aufgefordert gewußt habe.[1]) Jetzt war sie von ihren Reisen wieder in Rom eingetroffen, von wo sie den Brigida di Rachman de Norwegia unterzeichneten, in der Strozziana erhaltenen Brief an Madonna Lapa Acciaiuoli ne' Buondelmonti, Schwester des neapolitanischen Seneschalls Niccola Acciaiuoli, nach Florenz schrieb. In ihren Revelationen wird erzählt (IV. c. 81), wie sie einmal mit bescheidener Begleitung zum Besuch des hl. Schweißtuchs nach S. Pietro kam, und ein dänischer Cavalier die Kühnheit hatte, ihr zu sagen: er glaube mit einigen Anderen nicht an die Echtheit dieser Reliquie; worauf sich Brigida, aufgeregt, zum Gebet wandte und den himmlischen Bräutigam also reden vernahm: „was hat dir dies Großmaul (magniloquus), dieser Windbeutel (flabellum ventorum) gesagt? Daß Viele an der Echtheit meines Schweiß-

[1]) Profiscere, hatte der Herr zu ihr geredet, Romam, illic enim plateae sunt auro instratae et Sanctorum sanguine rubricatae: ibi propter condonationem sive Indulgentias quas promeruere Sancti, compendio venitur ad Coelum. Diese Sätze sind interessant genug: denn sie zeugen einmal von der Vorstellung, die man sich im äußersten Norden von den mit Gold gepflasterten und von dem rothen Blut der Märtyrer benetzten Boden Roms machte, dann von der Meinung, welche die „Oltramontani" hegten, daß man in Rom schneller als irgendwo, durch eine Art von Wegverkürzung oder Compendium, in den Himmel komme. Aktenstücke bezüglich der heiligen Brigida und ihrer künftigen Canonisation besaß nach meinem Annonator der Convent del Paradiso von Florenz. Brigida wurde kanonisirt durch Bonifatius IX. 1391, welche Heiligsprechung Martin V. 1419 bestätigte.

Digitized by Google

tuches zweifeln? So möge er denn wissen, daß mir der Schweiß meines Angesichts von meinem Körper floß, als ich zu Beginn meines Leidens zu meinem Vater betete, so dieser Schweiß von meinem Antlitze auch floß zum Troste kommender Zeiten, wegen derer, welche sich an mich wenden (propter qualitatem rogantis me ad consolationen futurorum)." Brigida hatte auch noch andere Offenbarungen darüber, wie man sich zur Gewinnung des Ablasses verhalten solle.

In denselben Tagen, wo solche Dinge sich zutrugen, kam auch König Ludwig von Ungarn, um den Ablaß zu gewinnen. Er hatte zwei Jahre zuvor nach der Ermordung seines Bruders Andreas Neapel genommen, wohin Johanna und Ludwig von Tarent indeß im August 1348 zurückgekehrt waren. Der Papst hatte dann zu Gunsten Johanna's entschieden, womit sich der Ungarnkönig zufrieden gab. Jetzt, 1350, schloß er mit seinen Gegnern eine Art von Frieden und kehrte nach dem Besuch in Rom in sein Land zurück, um Italien nicht mehr wiederzusehen. Die Königin Johanna I. von Neapel hatte noch vor ihrer Lossprechung Avignon um den Preis von 80 000 Goldgulden an Clemens VI. verkauft (1348, Juni 12.). Zum Jubiläum ist diese tugendhafte Dame nicht gekommen, obgleich es ihrer Seele sehr gefrommt hätte: 1352, am 27. Mai, erlebte sie die Freude, von aller Schuld an der Ermordung ihres Gemahls freigesprochen und von dem päpstlichen Legaten gekrönt zu werden: Matteo Villani (II. 24) sagt, man habe nach genauer Untersuchung gefunden, daß wenn einiger sospetto di non perfetto amore matrimoniale constatirt werden konnte, dies weniger dem bösen Willen der Königin, als der Schwäche der weiblichen Natur zuzuschreiben gewesen sei. Man sieht, daß es den damaligen Richtern nicht an Esprit und auch nicht Wohlwollen gegen schöne Sünderinnen fehlte. Strenger urtheilte jener Frate Stoppa, dessen Verse an Ludwig con la bonna veste und Johanna Manni aus der Libreria von S. Lorenzo mittheilt:

Digitized by Google

O Giovanni Reina dolorosa,
Lungo tempo credete, che si celi
La giustizia di Dio, ch'or è nascosa?
O di Puglia Reali amari e feli ecc.

Wenn Rom 1350 die grausame Herrin von Neapel nicht zu sehen bekam, so sah es Francesco Petrarca wieder in seinen Mauern, die den Dichterkönig zuerst im Winter 1336—37 umfangen hatten. Es war seine fünfte Reise in die ewige Stadt[1]) und auch seine letzte. Denn so stark sein Verlangen war, immer dorthin zurückzukehren (magno urbis desiderio teneor, schreibt er 1352), weder der Versuch von 1353 noch der von 1373 dahin zurückzukehren, ist ihm gelungen. Auf dem Hinwege 1350 hatte er Guiglelmo die Pastrengo, seinen Veroneser Freund, eingeladen, die Pilgerfahrt mit ihm zu unternehmen; die Einladung ist in dem Gedichte enthalten, mit dem die Epistolae poeticae (Ed. Bas. III. 115) schließen. Auch Petrarca ist überzeugt, daß man in Rom mit einem glücklichen Sprung leicht in den Himmel komme:

Sic longinqua juvant foelix peregrinus ad astra
Ire potes saltu facili, contemnis an ipsum
Id nimis est, an dum redeat jubileus et errans
Quinquaginta vagis iterum Sol flexibus orbes
Expleat!

Also schreibt er dem Freund und mahnt ihn, sich durch nichts und auch nicht durch die Rücksicht auf die Seinigen von der Reise abhalten zu lassen, sondern seinen Stab zu nehmen und mit ihm die Wanderung anzutreten, der nun auch sich zu besserer Sinnesart gewandt —

Me' ne oro comitem refugis? comes esse volenti
Institui meliore via, cum mundus et omne
Quod placuit juveni domita vix carne valete.

[1]) Von ihr spricht er in dem wohl 1352 an seinen Freund Lälius geschriebenen Brief aus der Vaucluse, wo er ausdrücklich sagt: ego post Jubilaeum annum Romae non fui, qui nunc tertius retro est (Ep. fam. XV. 9 ed. Fracassetti. Flor. 1862, II. 346). Die von mir seiner Zeit (Fr. Petrarca in seinem Briefwechsel, Essays I 483) gegebene Chronologie der Reisen Petrarca's ist demnach auf einem Punkt zu berichtigen.

Digitized by Google

Des Dichters „Bekehrung", wenn man von einer solchen reden kann, war längst vorausgegangen, und am 19. Mai 1348 war ihm der Tod von Donna Laura gemeldet worden. In Rom fand er andere Menschen, die er geliebt und verehrt, nicht mehr am Leben: denn von den Colonna war nur mehr jener Stefanello übrig, der Sohn des in den vorausgegangenen Tumulten ermordeten Stefano, den der Papst am 14. September 1350 mit Rinaldo Orsini zum Senator ernannt hatte, nachdem Giov. Orsini und der der Gennazano'schen Linie angehörende Pietro Colonna abgetreten waren. An Stelle des unglücklichen Annibaldo fungirte jetzt Ponzio Perotti als Legat. Neben ihm erschien von Cardinälen damals wohl noch Guido von Bologna, mit dem Petrarca im Frühjahr noch in Padua zusammengewesen und den er an den Gardasee begleitet hat: es ist nicht ausgeschlossen, daß er die Wallfahrt nach Rom auch in Begleitung dieses Kirchenfürsten unternommen hat. Was er, Petrarca, jetzt in Rom sah, konnte ihn nur betrüben und entsetzen. Die Verwüstungen der letzten Jahre hatten ihr Werk gethan: noch zeugten sozusagen die rauchenden Trümmer von den Calamitäten, den Bürgerkriegen, dem Erdbeben der letzten Jahre. Und das Bild, welches die geistigen und moralischen Zustände ihm boten, war sicher nicht erfreulicher. In dem Brief an Lälius, der diese Eindrücke von 1350 bewahrt (Ep. fam. XV 9) spricht er davon, daß man Rom als das westländische Babylon bezeichne: er will sich diese Meinung nicht aneignen, aber wenn man behaupte: foeda (his) virtus, infamis est gloria, so könne man sich dafür auf starke Autoritäten berufen. Es scheint auch, daß die geistige Vorstellung, welche er von Roms Vorzügen hegte, als er an den Veroneser Freund schrieb, etwas abgeschwächt ist und dann, meint er, wenn Gott einen Ort besonders liebt, so wird es wohl der sein, wo er besonders geliebt wird — sin locum unum altero plus amat, arbitror eum plus amare ubi se plus amari novit.

Man setzt Petrarca's Sonett XIII (al. XIV: Movesi il

Digitized by Google

vecchierel canuto e bianco) gleich dem vorhergehenden Io mi rivolgo indietro a ciascun passo ins Jahr 1331[1]), kurz nachdem der Dichter die Reise nach Frankreich und Deutschland angetreten hatte. Manni will aber in demselben eine Anspielung auf die Anwesenheit Petrarca's in Rom zur Jubiläumszeit sehen, und ich muß auch gestehen, daß ich mich dieses Eindruckes schwer erwehre. Man höre:

Es zieht dahin der Alt' in Silberhaaren
Vom süßen Orte, wo er ward zum Greise,
Und von den Seinen, die aus ihrem Kreise
Besorgt den lieben Vater sehen fahren.

Er schleppt die Glieder fort, die wandelbaren,
Durch seiner Lebenstage letzte Gleise,
Und hilft nach Kräften sich ans Ziel der Reise,
Vom Weg ermüdet und gebeugt von Jahren.

Um, seiner Sehnsucht folgend, einzuwandern
In Rom und dessen Antlitz hier zu sehen,
Den er einst hofft zu schau'n in Himmelsklarheit.

So will ich Armer manchmal auch erspähen,
So weit es, Herrin, möglich ist, in Anderen
Euch, die Ersehnt', als wär't ihr's selbst in Wahrheit.

Das Sonett hat so viel Actualität, daß man der Annahme wird zuneigen müssen, Petrarca könne es erst geschrieben haben, nachdem er selbst ein Jubiläum erlebt und die ergreifenden Scenen beobachtet hatte, welche es mit sich brachte. Wenn da-

[1]) Auch mein verehrter Freund Henry Cochin macht in seiner werthvollen „Chronologie du Canzoniere de Pétrarque", Par. 1898, p. 44, die Bemerkung, daß, wenn auch Sonett XIII. (Io mi rivolgo) in den Anfang des camin lungo 1330—33 gesetzt werden könne, es doch mit XIV. (Movesi) und Ballata II. zusammen eine Gruppe bildet, welche einem römischen Aufenthalt des Dichters angehört. Daß die Sonette nicht rein chronologisch geordnet sind, geht daraus hervor, daß, wie Cesareo wohl mit Recht annimmt, I (Voi ch'ascoltate) erst bei der Generalredaction 1357—58 als zur Einführung bestimmt gedichtet ward. Das XIV. gerade in Rom geschrieben sein muß, folgt daraus nicht, wie auch Carducci (zu dems., Ed. Fir. 1899, S. 17) zugibt.

Digitized by Google

gegen eingewendet wird, daß Laura noch als lebend unterstellt wird, so wäre vielleicht zu erwidern, daß das Phantasma seiner Liebe auch nach dem Tode der historischen Laura in dem Dichter fortgelebt hat und daß auch Dante in der Erscheinung anderer Frauen die Züge seiner Beatrice suchte.

Und so knüpfen sich, wie bei dem ersten Anno santo die Erinnerungen an Dante, so bei dem zweiten diejenige an Petrarca an dies kirchliche Ereigniß an. Es liegt etwas Seltsames in dem Gedanken, daß die beiden Feierlichkeiten, in denen der Geist des Mittelalters noch einmal und zum letzten Mal in voller Gluth aufflammt, so eng verbunden sind mit dem Namen der beiden Dichter, die man die zwei ersten modernen Menschen genannt hat und die jedenfalls mehr als Andere dazu beigetragen haben, die Menschheit einer neuen Zeit entgegenzuführen und das Rinascimento Italiens zu begründen.

VI.

Die beiden Anni santi der Jahre 1300 und 1350, verherrlicht durch die großen Namen Dante's und Petrarca's stellten sich als nicht unwichtige Ereignisse in der Cultur- und Kirchengeschichte des Mittelalters dar: von keinem der folgenden Jubiläen kann das gesagt werden. Die Anni santi, seit dem Ende des 14. Jahrhunderts gehäuft, sinken mehr und mehr zu einfachen kirchlichen Ceremonien und Andachtsübungen herab, die gewiß noch vielen gläubigen Katholiken zu Trost und Freude gereicht haben, aber keinen tieferen Eindruck als geschichtliche Ereignisse zurückgelassen haben. Ich mache mit einer kurzen Uebersicht derselben den Schluß dieser Betrachtung.

Das dritte Jubiläum fällt 1390. Die vierzig Jahre, welche es von dem zweiten trennen, waren für Italien eine Zeit entsetzlicher Leiden und für die Kirche der Anfang des Schismas, das die natürliche Folge der Französirung des Papstthums war. Urban V. hatte angesichts der Unsicherheit Avignons den Bitten der

Digitized by Google

italienischen Patrioten, vorab Petrarca's, nachgegeben, und war auf kurze Zeit nach Rom zurückgekehrt, wo er (1368) Karl IV. zum Kaiser krönte. Vierzehn Jahre lang hatte sich der Cardinal Albornoz bemüht, die Trümmer des Kirchenstaates wieder aufzurichten: umsonst; was Urban vor sich sah, mußte ihm zeigen, daß das Pontificat aufgehört hatte, den politischen Mittelpunkt Italiens zu bilden. Er konnte seine schmerzlichen Beobachtungen austauschen mit denen seines kaiserlichen Gastes, der vom Kaiser nichts mehr an sich hatte und da, wo einst Karl und Otto, die Großen, geherrscht, nur sozusagen als Tourist höhern Stiles auftrat. Die Bitten Brigida's und die Vorwürfe Petrarca's konnten diesen schwachen Papst nicht abhalten, nach seiner geliebten Provence zurückzustreben. Unter Gregor XI. (1370 bis 1378) brach die Liga gegen die weltliche Macht des Papstes aus, und es erfolgte jener entsetzliche Bannfluch gegen Florenz, der die Bürger dieser anmuthigsten und theuersten Stadt für Sklaven erklärte und jedem Straßenräuber anheimgab, eine Bevölkerung auszurauben und zu schänden, in deren Mitte bereits die edelsten Träger der Renaissance und des Humanismus heranwuchsen. Man möchte einen Finger darum geben, um dies Blatt aus der Geschichte der Kirche zu tilgen — mitsammt dem Blutbad von Cesena und all den Unthaten, welche den Horden des Cardinals von Genf nachzurühmen sind: grauenhafte Stürme, durch welche die Stimme der hl. Caterina von Siena wie ein klagender silberner Glockenton wehmuthsvoll hindurchklingt — unmächtig, der Wildheit einer zerfahrenen Welt zu steuern, und doch eines der mächtigsten und herrlichsten Zeugnisse, welches die Geschichte von dem Walten des göttlichen Geistes unter uns aufbewahrt hat. Das waren die Zeiten, wo, wie spätere Mittheilungen besagen, der Papst die Abhaltung der Jubiläen auf das 35. Jahr setzte oder zu setzen sich vornahm; denn Gregor XI. war es nicht bestimmt, diese seine Absicht durchzuführen, und auch Urban VI. (1378—89) ging dahin, ohne das von ihm in der Bulle vom 8. April 1389 ausgeschriebene Jubiläum zu er-

Digitized by Google

leben. Er, wie schon vorher Gregor XI., bestimmte, daß auch S. Maria Maggiore zu den Kirchen zählen sollte, welche die Pilger zu besuchen hatten. Bonifaz IX. (1389—1404) konnte endlich das dritte Jubiläum 1390 begehen. Es war ein trauriges Friedensfest, bei welchem der Papst in Rom seinen Gegenpapst in Avignon (Clemens VII. 1378—94) excommunicirte und dieser, wie Muratori lakonisch bemerkt, nicht ermangelte, jenem die gleiche Liebe zu erweisen: so daß jetzt die Christenheit je zur Hälfte sich mit dem Bannfluch belegt sah. In Rom trat den Pilgern nichts als Verwüstung entgegen. Die Kirchen und Paläste zerfallen, der Lateran (seit 1360) völlig niedergebrannt, S. Peter und S. Paul so vernachlässigt und gebrochen, daß der Regen auf die Altäre niederströmte und das Vieh in das Innere dieser Basiliken hineinlief; die Straßen vor Schutt und Schmutz ungangbar, Adel und Hierarchie zusammengeschmolzen oder vernichtet, ein verlumptes Volk von Bettlern in den stillen Gassen herumschleichend. In Bologna, welches von ähnlichem Leid betroffen war, hatte der große Albornoz zu Petrarca geäußert: das war einmal die Stadt Bologna, jetzt ist es ein Schutthaufen — haec, amice, Bononia olim fuit, nunc autem macerata est. Und das Gleiche konnte man von einem großen Theil des Landes sagen. Als in den Tagen Urbans V. Petrarca die Herrlichkeiten Roms rühmte, um den Papst dahin zu locken, antwortete ihm ein Franzose spöttisch: Italien sei einmal etwas gewesen, jetzt sei es geradezu nichts mehr — magnum aliquid fuisse Italiam, nunc eandem fere nihil esse. Und war das nicht schließlich ein wenig das Bild der gesammten Kirche, die durch das Schisma hindurch unaufhaltsam einem Riß entgegenging, der viel schlimmer und unheilbarer war als der, welcher das Gebälk von S. Peter und S. Paul gespalten hatte?

Trotzdem sah Rom auch dieses Mal noch zahlreiche Fremde. Theoderich von Niem, der unsre beste Quelle für jene Zeit ist, spricht von „unzähligen Pilgern", die aus Deutschland, Polen, Ungarn, Böhmen und England dorthin kamen; Frankreich und

Digitized by Google

Spanien enthielten sich des Besuches, da diese Länder zur Obedienz des avignonesischen Papstes gehörten. Viele fürstliche Personen sollen die Wallfahrt gemacht haben: unter Anderen kam der Markgraf Albert von Ferrara mit 400 Mann zu Fuß und zu Pferd (nicht 4000, wie Lea hat), bei welcher Gelegenheit er vom Papste die Stiftung der Universität Ferrara erlangte.

Unter den Krankheiten, welche das babylonische Exil über die Curie gebracht, war keine schlimmer als die grenzenlose Habgier und Bestechlichkeit ihrer Beamten. Gobelinus Persona (Act. VI c. 81) erzählt uns auch gelegentlich dieses dritten Anno santo schlimme Dinge über die Schamlosigkeit der päpstlichen Collectoren, welche die Ablaßgelder von denjenigen auflasen, die nicht selbst nach Rom wallfahrten konnten. Es scheint, daß diese Agenten dem armen Volke da draußen vorspiegelten, sie hätten Facultäten vom Papst, um von Gelübden und Irregularitäten zu dispensiren und auch solchen den Ablaß zu verkaufen, welche nicht einmal zur Beichte gehen wollten. In einer einzigen Provinz seien so über 100 000 Gulden aufgelesen worden. Als der Papst davon gehört, habe er, heißt es bei Raynaldi und Ughelli, die Bischöfe von Ferrara und Como, in Deutschland die von Ratzeburg, Meißen und Hildesheim beauftragt, die Sache zu untersuchen, und er habe viele der Uebelthäter einkerkern und schwer bestrafen lassen. Die ungünstigen Berichte des Gobelinus und Corio (der übrigens kein Zeitgenosse war und zu Anfang des 16. Jahrhunderts seine Historia di Milano schrieb) scheinen demnach, wie Manni ausführt, zu korrigiren zu sein. Wozu denn freilich zu bemerken ist, daß Bonifaz IX. von Theoderich von Niem (II 6—13) und der Vita Bonifatii IX. bei Muratori (III 2, 831) beschuldigt wird, selbst den Geiz aufs äußerste getrieben und alle Kirchenämter und Gnadenbezeigungen um Geld verkauft zu haben. Solche Anklagen sind mit Vorsicht aufzunehmen, und es kann zu Gunsten dieses Papstes doch immerhin geltend gemacht werden, daß er gleich seinem Vorgänger

Digitized by Google

sich der bitterſten Geldnoth ausgeſetzt ſah, ſo daß er ſelbſt die Kirchenſchätze verpfänden mußte.

Sonſt wird von dieſem Jubiläum noch gemeldet, daß, wie den Minoriten zu Aſſiſi, ſo auch den Predigermönchen zu Erfurt gelegentlich ihres Provinzialcapitels von 1376 zugeſtanden wurde, daß ſie denen, welche bei ihnen beichten würden, dieſelben Abläſſe ertheilen dürften, welche man das Jahr zuvor durch die Pilgerfahrt nach Rom gewinnen konnte. Solche Züge ſind nicht zu überſehen. Privilegien dieſer Art trugen außerordentlich dazu bei, die Verſtimmung zwiſchen Welt- und Ordensklerus zu verſchärfen, aber auch zwiſchen den Orden ſelbſt jene Rivalität zu nähren, welche wir zu Luthers Zeiten zwiſchen Dominicanern und Auguſtinern in hellen Flammen ausbrechen ſehen.

Im Jahre 1398 war es Bonifaz IX. geglückt, die republikaniſche Regierung der Stadt Rom zu ſtürzen und dieſelbe zur Anerkennung des päpſtlichen Regiments auch in ſtädtiſchen Dingen zu zwingen. „Parum ante me natum," ſagt Lorenzo Valla, „per inauditum genus fraudis Roma papale accepit imperium seu tyrannidem potius, cum diu libera fuisset." Zur Befeſtigung dieſes Zuſtandes ward die in Trümmern daliegende Engelsburg wieder aufgebaut und durch einen feſten Thurm zur Zwingburg umgeſchaffen. Der ganze Vatican war verſchanzt. Wiederum wogte der Kampf zwiſchen dem Papſt, den Gaetani, Vico, den Colonna. Der Aufſtand, den Riccolo Colonna am 15. Januar 1400 gegen Bonifaz angeſchürt, ſchlug fehl und endigte mit der Enthauptung von 31 Gefangenen, der Achtserklärung und der Predigt eines Kreuzzuges gegen das Haus Colonna, das indeſſen doch noch 1400 ſeinen Frieden mit dem Papſt ſchloß. In dieſem Jahr 1400 machte ſich nun eine große Menge von Oltramontani, namentlich von Franzoſen, auf den Weg, um das Jubiläum, der Stiftung Bonifaz' VIII. entſprechend, in Rom zu feiern. Sie begegneten drei mächtigen Feinden. Einmal den Straßenräubern, die alle Wege belagerten und nach Theoderich von Niems Zeugniß den armen Pilgern

Digitized by Google

ihr Geld, ihre Weiber und schließlich ihr Leben raubten. Dann der Pest, welche jetzt wieder mit erneuter Heftigkeit auftrat und in allen Städten Mittelitaliens zahlreiche Opfer forderte. So in Siena, wo damals der junge Bernardino Albizzeschi, der künftige Bußprediger seiner Heimath, die Kranken pflegte; in Florenz, wo über 100, in Rom, wo eine Zeitlang 600 bis 800 Männer täglich starben. Der Schrecken über diese Heimsuchung rief, wie seinerzeit beim Herannahen des schwarzen Todes, großartige Büßer- und Geißlerzüge hervor, die sich, weiß gekleidet[1]), misericordia eterno Dio schreiend, durch die Städte Italiens wälzten und ihre Verzweiflung in wehmüthigen Gesängen ausdrückten. Diese Laudi de'Bianchi haben ihre Stellung in der toscanischen Litteraturgeschichte. Ein Heiliger der Zeit, der an solchen Geißlerfahrten Theil genommen, der sel. Giovanni Bianchi von den Predigermönchen in Florenz, sandte, nach Baldovinetti, eine derartige Lauda de'Bianchi an die Schwestern von Corpus Domini in Venedig, wo seine Mutter als Suor Paola eingetreten war. Später wohnte dieser Frate, Cardinal geworden, dem Konstanzer Concil bei, von wo er seiner Mutter einen Brief schrieb, in der er das Andenken der heil. Caterina von Siena besprach und von seinem Aufenthalt in Rom während des Jubiläums erzählte. Sein rechter Fuß sei dazumal sehr krank gewesen, recht zur Unzeit, da er innerhalb 15 Tagen doch zur Gewinnung der Indulgenz die vier Kirchen besuchen mußte: er habe sich aber plötzlich gebessert, als er der hl. Caterina versprochen, einen wächsernen Fuß in Siena an ihr Grab zu hängen. In einem anderen unedirten Brief berichtet er, er habe mehrmals den Papst gesprochen. Dieser war der dritte Feind, welchem die Pellegrini von 1400 begegneten. Die Römer hatten ihm nach Assisi eine Gesandtschaft geschickt, um ihn zu bitten, 1400 wieder

[1]) Die Tracht dieser Bianchi war dargestellt auf einem alten Gemälde, einem Davanzale, welches sich nach Manni, S. 50, auf der Tribuna der Compagnia di S. Andrea, in der Kirche del Crocifisso in Florenz befand. Ob dies Bild noch existirt, ist mir nicht bekannt.

Digitized by Google

sich der bittersten Geldnoth ausgesetzt sah, so daß er selbst die Kirchenschätze verpfänden mußte.

Sonst wird von diesem Jubiläum noch gemeldet, daß, wie den Minoriten zu Assisi, so auch den Predigermönchen zu Erfurt gelegentlich ihres Provinzialcapitels von 1376 zugestanden wurde, daß sie denen, welche bei ihnen beichten würden, dieselben Ablässe ertheilen dürften, welche man das Jahr zuvor durch die Pilgerfahrt nach Rom gewinnen konnte. Solche Züge sind nicht zu übersehen. Privilegien dieser Art trugen außerordentlich dazu bei, die Verstimmung zwischen Welt- und Ordensklerus zu verschärfen, aber auch zwischen den Orden selbst jene Rivalität zu nähren, welche wir zu Luthers Zeiten zwischen Dominicanern und Augustinern in hellen Flammen ausbrechen sehen.

Im Jahre 1398 war es Bonifaz IX. geglückt, die republikanische Regierung der Stadt Rom zu stürzen und dieselbe zur Anerkennung des päpstlichen Regiments auch in städtischen Dingen zu zwingen. „Parum ante me natum," sagt Lorenzo Valla, „per inauditum genus fraudis Roma papale accepit imperium seu tyrannidem potius, cum diu libera fuisset." Zur Befestigung dieses Zustandes ward die in Trümmern daliegende Engelsburg wieder aufgebaut und durch einen festen Thurm zur Zwingburg umgeschaffen. Der ganze Vatican war verschanzt. Wiederum wogte der Kampf zwischen dem Papst, den Gaetani, Vico, den Colonna. Der Aufstand, den Niccolo Colonna am 15. Januar 1400 gegen Bonifaz angeschürt, schlug fehl und endigte mit der Enthauptung von 31 Gefangenen, der Achtserklärung und der Predigt eines Kreuzzuges gegen das Haus Colonna, das indessen doch noch 1400 seinen Frieden mit dem Papst schloß. In diesem Jahr 1400 machte sich nun eine große Menge von Oltramontani, namentlich von Franzosen, auf den Weg, um das Jubiläum, der Stiftung Bonifaz' VIII. entsprechend, in Rom zu feiern. Sie begegneten drei mächtigen Feinden. Einmal den Straßenräubern, die alle Wege belagerten und nach Theoderich von Niems Zeugniß den armen Pilgern

Digitized by Google

ihr Geld, ihre Weiber und schließlich ihr Leben raubten. Dann der Pest, welche jetzt wieder mit erneuter Heftigkeit auftrat und in allen Städten Mittelitaliens zahlreiche Opfer forderte. So in Siena, wo damals der junge Bernardino Albizzeschi, der künftige Bußprediger seiner Heimath, die Kranken pflegte; in Florenz, wo über 100, in Rom, wo eine Zeitlang 600 bis 800 Männer täglich starben. Der Schrecken über diese Heimsuchung rief, wie seinerzeit beim Herannahen des schwarzen Todes, großartige Büßer- und Geißlerzüge hervor, die sich, weiß gekleidet[1]), misericordia eterno Dio schreiend, durch die Städte Italiens wälzten und ihre Verzweiflung in wehmüthigen Gesängen ausdrückten. Diese Laudi de'Bianchi haben ihre Stellung in der toscanischen Litteraturgeschichte. Ein Heiliger der Zeit, der an solchen Geißlerfahrten Theil genommen, der sel. Giovanni Bianchi von den Predigermönchen in Florenz, sandte, nach Baldovinetti, eine derartige Lauda de'Bianchi an die Schwestern von Corpus Domini in Venedig, wo seine Mutter als Suor Paola eingetreten war. Später wohnte dieser Frate, Cardinal geworden, dem Konstanzer Concil bei, von wo er seiner Mutter einen Brief schrieb, in der er das Andenken der heil. Caterina von Siena besprach und von seinem Aufenthalt in Rom während des Jubiläums erzählte. Sein rechter Fuß sei dazumal sehr krank gewesen, recht zur Unzeit, da er innerhalb 15 Tagen doch zur Gewinnung der Indulgenz die vier Kirchen besuchen mußte: er habe sich aber plötzlich gebessert, als er der hl. Caterina versprochen, einen wächsernen Fuß in Siena an ihr Grab zu hängen. In einem anderen unedirten Brief berichtet er, er habe mehrmals den Papst gesprochen. Dieser war der dritte Feind, welchem die Pellegrini von 1400 begegneten. Die Römer hatten ihm nach Assisi eine Gesandtschaft geschickt, um ihn zu bitten, 1400 wieder

[1]) Die Tracht dieser Bianchi war dargestellt auf einem alten Gemälde, einem Davanzale, welches sich nach Manni, S. 50, auf der Tribuna der Compagnia di S. Andrea, in der Kirche del Crocifisso in Florenz befand. Ob dies Bild noch existirt, ist mir nicht bekannt.

Digitized by Google

einen Anno santo abzuhalten. Aber er lehnte das in der Bulle Cum nonnulli entschieden ab, indem er die für 100, bzw. 50 Jahre bewilligten Indulgenzen nicht mehr bestätigte (minime concedimus nec ipsas confirmamus.[1]) Bonifatius IX. sah in diesen Pilgerzügen aus Frankreich eine Demonstration seines Gegenpapstes in Avignon, weshalb er den Hauptzug derselben in Viterbo aufhalten und seinen Führer, einen Priester abfangen und hinrichten ließ: die Hypokrisie seiner bösen Absichten sei hier erkannt worden, und so habe man ihn des Feuertodes theilhaftig werden lassen. Dem Antipapa wäre es natürlich nicht besser ergangen, wenn er seine Wallfahrt nach Rom gemacht hätte. Trotzdem scheinen doch auch fromme Italiener das Jahr 1400 als ein rechtmäßiges Jubiläumsjahr angesehen zu haben, wie das aus der Aeußerung des heil. Antoninus von Florenz (Storia III. tit. 22, c. 3) hervorgeht: tempore eius fuit Jubilaeus antiquitus institutus, scilicet MCCCC, wozu denn, nach demselben Autor, unzählige Völker Fidelium et Ultramontanorum hergekommen: man beachte die im Munde eines Italieners charakteristische Unterscheidung von Fideles, d. h. Italienern und Ultramontani, d. h. Fremden von jenseit der Alpen. Sind wir Forestieri doch auch jetzt noch in den Augen der Römer keine waschechten Fideles.

Gleichwohl hat diesseit der Alpen ein Fürst mit den Seinigen dies Jubiläum von 1400 feiern dürfen. Das war der König Wenzel von Böhmen, der sich das vom Papst auserbat und es auch erlangte. Es wird nicht angegeben, ob das vor oder nach seiner Absetzung als deutscher König war, welche die Kurfürsten am 20. August 1400 vollzogen. Manni berichtet aber, das Jubiläum sei in Prag unter Zulauf einer maravigliosa multitudine begangen und vom König con grande religione gefeiert worden. Starke Buße scheint dieser große Sünder indessen nicht

[1]) Vittorelli, p. 234. — Theod. de Niem, De schism. II. c. 28. — Phil. Bergom. Suppl. Chron. z. J. 1400. — Magn. Belg. Chron. z. s. J. — Raynald, Annal. z. s. J.

Digitized by Google

auf sich genommen zu haben; er fuhr in seinem schlechten Leben eben fort, bis ihn seine Böhmen 1403 einsperrten; erst 1418 ist er bekanntlich gestorben — da niuno compianto, et abborito da ognuno, wie Muratori sagt. Es war im selben Jahr, daß Johann Hus die Priesterweihe empfing und seine Lehrthätigkeit an der Universität Prag begann. Es dauerte nicht lange, bis er an der Bethlehemskapelle gegen die Indulgenzen zu predigen begann. Damit kam der Stein ins Rollen, der im Fortgang der Dinge ungeheure Ereignisse mit sich führen sollte.

Wir kommen zu dem angeblich 1423 gehaltenen Jubiläum. Ihm waren das Pisaner Concil 1409, das große dreifache Schisma, das Konstanzer Concil 1414—1418 vorausgegangen. Hier war wenigstens die Einheit der Kirche wieder hergestellt und durch die Wahl Oddone Colonna's (Martin V. 1417—1431) der Zusammenhang mit den alten römischen Traditionen wiedergewonnen worden. Am 16. Mai 1418 zog Martin V. vom Bodensee über Genf und Mailand nach Italien, wo ihm kaum mehr ein Rest des Kirchenstaates geblieben. Er verweilte über ein Jahr in Florenz, wo sich ihm der Expapst Johann XXIII. zu Füßen warf und an diesem Rencontre starb. Als er am 28. September 1420 endlich in Rom anlangte, fand er hier fast nichts mehr als Schutt und Schmutz, eine an den Bettelstab herabgesunkene verthierte Bevölkerung. Dies Bild des Jammers war der Revers der Medaille, welche auf der Vorderseite den Sieg Innocenz IV. über Friedrich II. und die Zerstörung des deutschen Reichs gezeigt hatte. Schon im selben Jahre 1420 ließ sich ein englischer Prälat, der Erzbischof Chicheley von Canterbury, einfallen, ein dem römischen gleichartiges Jubiläum auszuschreiben: der Versuch wurde rasch durch den päpstlichen Internuntius unterdrückt.[1]) Ein Bericht des Deutsch-

[1]) Lea, a. a. O., S. 208, macht auf zwei andere Jubiläen aufmerksam, welche neben dem römischen gefeiert wurden: das von Compostella, welches in unserm Jahrhundert noch öfter, zuletzt 1897 gehalten wurde und seiner Ansicht nach auf eine gefälschte Bulle Alexanders III. von 1179 (Regis

Digitized by Google

herrenordensagenten in Rom läßt uns wissen, daß die Römer 1422 lebhaft in den Papst drangen, um ein neues Jubiläum zu erhalten, und es wird auch von späteren Quellen (Vittorelli, Onofrio Panvinio, Pauls II. Bulle Ineffabilis, Julius' III. Bulle Pastorus ovium) behauptet, er habe in Vollziehung der von Urban VI. gegebenen Vorschrift einen Anno santo für 1423 angesagt. Die gleichzeitigen Schriftsteller, wie der heilige Antoninus, wie auch Platina, Volaterrano, Agostino Valiero, wissen nichts davon. Die schöne, von Manni p. 55 wiedergegebene Medaille mit dem prächtigen Kopf Martin V. hat, wie Manni selbst erklärt, keinen Bezug aufs Jubiläum, dessen Abhaltung 1423 durch Domenico Giorgi in seinem Leben Nikolau's V. ausdrücklich geleugnet wird. Sollte es angekündigt worden sein, so war es sicher von geringem Erfolg — di poca celebrità e concorso, wie Manni sagt. Pastor hat in seiner verdienstvollen Geschichte der Päpste (L 179, 647) auf das Zeugniß des Poggio und des Niccola della Tuccia hin die Abhaltung des Jubiläums bejaht. Ersterer spricht in der That von den Barbaren, die bei der Jubiläumsfeier Rom überschwemmt und mit ihrem Unrath erfüllt hätten; Niccola della Tuccia's Chronik von Viterbo berichtet, es seien viele Oltramontani damals zur Gewinnung des Ablasses nach Rom gezogen. Beide Stellen beweisen nur, daß 1423 oder 1425 wie einst 1400, viele Menschen nach Rom gingen, in der Meinung, daß dort der Anno santo gehalten wurde; sie beweisen aber nicht, daß dies thatsächlich oder officiell der Fall war.

Wie sehr sich indessen in jenen Zeiten die Geister mit diesen Dingen beschäftigten, zeigt der kleine Tractat „Modus quidam quo certis ex causis Romam ire non valentes in Anno

---

aeterni) zurückgeht, und das von Lyon, welches auf Grund eines päpstlichen Indultes von 1451 abgehalten werden darf, wenn das Fest des heiligen Johannes des Täufers auf Dreifaltigkeitssonntag fällt. Das war zuletzt 1886 der Fall und soll 1943 wiederkehren — eine Angabe, deren Richtigkeit indessen bestritten ist.

Digitized by Google

Jubileo spiritualiter peregrinationem eandem perficere possint, der französisch in einer Victorinerhandschrift erhalten und in den Ausgaben Gersons diesem großen Meister des geistlichen Lebens († 1429) zugeschrieben ist.[1]) Es wird da ausgerechnet, daß die Reise von Frankreich nach Rom 350 Meilen weit ist und 50 Tagesreisen kostet, an Stelle deren dann so und so viele Besuche in benachbarten Kirchen und entsprechende Gebete angerathen werden.

Das Jubiläum von 1450 ist bei Pastor (I 322 bis 344) so ausgiebig und trefflich erzählt, daß ich mich hier ganz kurz fassen kann. Eine Reihe zeitgenössischer Schriftsteller Italiens, wie Manetti, der Biograph Nikolaus V., Justinius Dathus (Dati in seiner Historia Senensis 1447—1457), Enea Silvio Piccolomini, Christoforo a Soldo, der Chronist Brescia's, Paolo di Benedetto di Cola dello Mastro (in s. Cronache Romane), Giovanni d'Anagni, Giovanni Rucelai aus Florenz, der hl. Antoninus sprechen von ihm. Auch diesseits der Alpen wenden der Propst Felix Hemmerlin zu Solothurn, der Dominicaner Heinrich Kalteisen, Jakob von Jüterbogk, Joh. v. Wesel diesem Ereigniß und im Zusammenhang damit der Ablaßfrage ihre Aufmerksamkeit zu. Andere Quellen, über welche wir zuerst durch Pastor unterrichtet sind (I 337) liegen noch ungedruckt in den Bibliotheken zu Trier, Mainz, Wolfenbüttel u. s. w.

Mit Tommaso da Sarzano war, 1447, der erste Humanist auf den Stuhl Petri gelangt. Sein Pontificat, für Kunst und Wissenschaft von unvergleichlicher Bedeutung, bezeichnet auch in jeder anderen Hinsicht ein Aufathmen nach langer Noth und unsäglichem Leid für Rom und die Christenheit, und gerne mochte Nikolaus V. einwilligen, zu der 50jährigen Feier des Jubeljahres zurückzukehren, welche er, für 1450, durch seine Bulle vom 19. Januar 1449 ansetzte und zu deren Erhöhung auch die Canonisation des großen Sieneser Volksheiligen Bernardino am Pfingstsonntag, 24. Mai, vorgenommen wurde. Der Erfolg war

[1]) Gerson Opp. Ed. Du Pin, Antw. 1706, II. 523.

Digitized by Google

ein vollständiger. Alle Augenzeugen und Zeitgenossen stimmen darin überein, daß der Zudrang aus allen Theilen der Christenheit ein außerordentlicher war, wenigstens im Frühling, wo nach Enea Silvio täglich 40 000 Menschen in Rom geweilt haben sollen, auch im Herbst, während im Sommer freilich in Folge der wieder mit großer Wuth auftretenden Pest die Zahl der Pilger herabsank, und der Papst selbst, der sich vor dieser Krankheit sehr fürchtete, nach Fabriano entwichen war. Von hervorragenden Personen, welche damals nach der ewigen Stadt zogen, werden der Kurfürst Jakob von Sierk, Erzbischof von Trier, der Cardinalbischof von Augsburg, Peter v. Schaumburg, die Bischöfe von Metz und Straßburg, die Markgräfin Katharina von Baden, Landgraf Ludwig von Hessen, Herzog Joh. v. Cleve, Herzog Albrecht von Oesterreich genannt. Von Gelehrten kam der polnische Geschichtsschreiber Joh. Dlugoß, von berühmten Geistesmännern der hl. Didacus (Diego), Fra Capistrano, der in den Türkenkriegen predigte, Jacopo della Marca; von Künstlern Roger van der Weyden, der von dieser Romfahrt ohne Zweifel bedeutsame Einwirkungen mitgebracht hat. Doch hatte auch dieses Jubiläum betrübende Episoden zu verzeichnen. Die Chronik von Forli berichtet von der Unthat des Sigismondo Malatesta von Rimini, der eine Dame von großer Schönheit auf ihrer Romreise raubte und, da sie ihm nicht zu Willen sein wollte, ermordete. Das Factum wird neuerdings von Zonini bestritten, doch geben auch Sanudo und Enea Silvio davon Notiz, und mein Annotator beruft sich dafür auf Contarini's Giardino istorico, nach welchem es eine Signora Tedesca, moglia del figlio del Duca di Borbone war, welche von 100 Reitern begleitet bei Rimini vorbeiritt, als Sigismondo sie entführte. Ein anderes schmerzliches Vorkommniß war die Katastrophe, welche sich am 19. December auf der Engelsbrücke zutrug, wo aus dem Zusammenstoß einiger scheu gewordenen Maulthiere ein entsetzliches Gedränge entstand, aus welchem 172 Todte herausgebracht wurden. Nikolaus V. ließ, um ähnlichen Zufällen vorzubeugen,

Digitized by Google

den Platz S. Celso vor der Brücke schaffen und zur Erinnerung an den traurigen Vorfall die beiden Marmorkapellen an den Aufgang der Brücke setzen, welche bis unter Clemens VII. standen.

Dies Jubiläum hatte den Römern einen wahren Goldregen gebracht, insbesondere dem Papst — pene infinitum argenti copiam, sagt Manetti; denn es kamen nicht bloß die Opfergaben der Gläubigen, sondern auch die hohen Zölle und Steuern in Betracht, welche auf die in ungeheuren Mengen eingeführten Lebensmittel gelegt wurden. So konnte Nikolaus V. für die von ihm geplanten Bauten, für die Sammlungen des Vaticans und die Unterstützung seiner Künstler und Gelehrten die Mittel gewinnen und noch 100 000 Goldgulden in die mediceische Bank niederlegen. Eine mehrfach abgebildete Goldmünze (Manni p. 71) erinnert an das Jubiläum von 1450; dagegen sind die Medaillen mit der Porta clausa (eine hat die Inschrift RESERAVIT ET CLAVSIT ANNO IVBILEI MDCL) ein Erzeugniß des 16. Jahrhunderts (vgl. Manni p. 67 f.).

Welchen Weg die Verweltlichung der Institutionen in dem darauf folgenden Vierteljahrhundert zurückgelegt, zeigt das (7.) Jubiläum von 1475. Paul II. hatte durch die Bulle Inefkabilis vom Jahre 1470 die Abhaltung des Jubiläums auf alle 25 Jahre festgesetzt. Dementsprechend kündigte Sixtus IV. im Jahre 1473, 29. August, aus Tivoli (Extrav. Comm. V, 9) das Jubiläum für 1475 an. Inzwischen hatte Rom die an Verschwendung alles bisher Bekannte übertreffenden Feste gesehen, welche der Cardinalnepot Pietro Riario gelegentlich der Hochzeit Leonora's von Aragon mit Ercole von Ferrara gab (1473, Jan.); man hatte den frühen Tod dieses Nepoten erlebt (1474, 5. Jan.), der aus einem armen Franciscanermönch plötzlich Cardinal, Patriarch von Konstantinopel, Erzbischof von Sevilla und Florenz und Inhaber unzähliger anderer Beneficien geworden war und in zwei Jahren, alles, Reichthum und Gesundheit in unerhörter Schwelgerei verzehrt hatte. Der Erbe seines Glückes ward sein Bruder Girolamo Riario, bis dahin ein

Digitized by Google

armer Schreiber in Savona, jetzt Herr von Imola und Gemahl jener furchtbaren Caterina-Sforza, der Brudertochter Galeazzo's, deren Leben und Wesen uns vor wenigen Jahren Graf Pasolini so anschaulich geschildert hat. In diese Luft hinein berief Sixtus IV. die Andächtigen zur Gewinnung des Ablasses. Man hatte im Hinblick auf ihre Ankunft schon seit 1473 allerlei Arbeiten unternommen. Der längst zerfallene Ponte Rotto wurde neugebaut und trug nun den Namen des Ponte Sisto; die Aqua Virgo wurde vom Quirinal bis Fontana Trevi fortgeleitet, die Ausbesserung der Straßen ins Werk gesetzt. Zu Anfang 1475 verkündigte Sixtus in einer bekannten Bulle seine Absicht, die ganze Stadt einer durchgreifenden Restauration und sozusagen einer neuen Schöpfung zu unterziehen. Was er nach dieser Richtung gethan, ist der größte Ruhmestitel eines Pontificats, über dem sonst dunkle und bedenkliche Schatten liegen. Um den Besuch Roms zu fördern, wurden für die Dauer des Anno santo alle übrigen Ablasse aufgehoben, was seither Sitte geblieben ist. Die Franciscaner von Araceli waren damit sehr unzufrieden und erlangten von ihrem ehemaligen Ordensbruder eine aparte allgemeine Indulgenz für alle Franciscanerklöster. Aehnliche Indulte erlangten übrigens auch Neapel und Bologna gegen bestimmte Zahlungen, die zu einem Drittel in die vier Kirchen, zu zwei Dritteln in die päpstliche Kammer flossen. Der Zufluß der Fremden zu diesem Jubiläum wird durchweg als gering angegeben. Nach dem Chronisten von Viterbo hielten die Kriegsläufe im Norden, aber auch die tief herabgesunkene Ehrfurcht des Volkes vor den Priestern die Pilger von der Fahrt vielfach ab, doch mehrten sich dieselben zu der Osterzeit, und ein Gesandter meinte, es seien auf Christi Himmelfahrt wohl 200 000 Menschen dagewesen, was indessen auch Pastor (II, 458) für übertrieben erachtet. Indessen fehlte es doch auch diesmal nicht ganz an interessanten Gästen. Auf die Eintragungen in dem Bruderschaftsbuch der Anima hat schon Pastor hingewiesen: de Waal hat eine Reihe solcher Notizen jetzt mitgetheilt, welche

Digitized by Google

zu beachten sind. Dänische Quellen erzählen uns von der Fahrt der Königin Dorothea 1475; der König Christian von Dänemark war schon 1474 nach Rom gezogen. Die abgesetzte Königin von Cypern, Charlotte von Lusignan, kam am 3. Mai in Rom an, wo sie die Gastfreundschaft des Papstes genoß. Ihren Empfang schildert das noch erhaltene Fresco in S. Spirito mit der die Güte des Papstes feiernden pathetischen Inschrift. Die arme Prinzessin lebte noch einige Jahre in der Leostadt, in dem Palazzo delle Convertende. Noch eine andere depossedirte Fürstin lebte damals in Rom, Caterina, Königin von Bosnien, die aber schon mehrere Jahre vor dem Jubiläum angekommen war und nicht erst, wie Ciacconio und Bzovius angeben, 1475 kam. Sie starb 1478 und ist in Araceli begraben. Am 30. März passirte nach meinem Annotator auch der König von Bosnien mit 60 Pferden Florenz, um sich zum Jubiläum zu begeben. Politisch wichtiger war die Anwesenheit des Königs Ferrante von Neapel, der am 28. Januar mit vielem Gefolge einzog und, wie es scheint, insgeheim am 13. und 14. Februar wieder in Rom war. Daß dieser Typus eines fürstlichen Verbrechers heftige Buße gethan, wird nicht vermeldet. Doch säuberten die zahlreichen Falken, welche seine Herren mitgebracht, nach dem unverdächtigen Zeugniß des Infessura die Stadt von den allenthalben in und um Rom umhersitzenden Eulen. Baldovinetti erzählt auch von dem Besuche des durch seine Facezien berühmten Florentiners M. Arlotto Pievano di S. Cresci aus der Diöcese Fiesole, welcher in Rom von seinem Freunde M. Falcone de' Sinibaldi, Canonicus in S. Pietro, beherbergt wurde, der dann später auch nach Florenz kam und bei den Pazzi abstieg. In Rom wurden beide Herren von dem Cardinal von Pavia zu einem Essen eingeladen, bei welchem mehrere der in der gedruckten Raccolta di Facezie mitgetheilten Discorsi piacevoli gehalten wurden. Auch diese Herren dürften Anno 1475 nur mäßig zerknirscht gewesen sein. Gegen Ende des Jahres (Oct.) wurde Rom durch den Tod des Stadtpräfecten und, was schlimmer war, durch die furchtbare

Digitized by Google

Ueberschwemmung des Tiber heimgesucht, welcher der Ausbruch einer pestartigen Epidemie folgte Infolgedessen verzogen sich die Pilger, und Sixtus gab Bologna für 1476 eine Art Nachfeier des Jubiläums. Die eingenommenen Gelder, die weit hinter der Erwartung zurückgeblieben waren, wurden größtentheils für den Türkenkrieg bestimmt. Die zur Erinnerung an dieses Jubiläum geprägten Medaillen (Manni p. 78. 83 f.) mit der Porta aperta gehören auch erst dem 16. Jahrhundert an. Dagegen bewahrt die am Grab des Papstes Sixtus IV. im Petersdom angebrachte Inschrift das Andenken an das von ihm gefeierte Jubiläum, zugleich mit dem Namen Antonio Pollaiuoli's, der hier sein Meisterwerk schuf. Insgleichen notirt mein Anonymus die unedirte Grabschrift, welche der Cardinal von Neapel, Olivieri Caraffa dem Dalmatiner Juristen Fantino Tragurino in der Cappella del Presepio in S. Maria Maggiore setzte: dieser Fremde war ANNO IVBILEI VII · K · NOVEMBRIS MCCCCLXXV in Rom gestorben.

VII.

Noch tiefer führt uns das Jahr 1500 in das Treiben des Renaissancezeitalters hinein. Welch seltsame Ironie des Schicksals, daß ein Mann wie Rodrigo Borgia berufen war, ein Anno santo auszuschreiben!

Der päpstliche Ceremonienmeister Joh. Burchard hat uns in seinem Diarium die detaillirte Erzählung des Pontificats Alexanders VI. hinterlassen: der dritte Band der Thouasne'schen Ausgabe (Par. 1885) enthält das Hauptmaterial für das Jubiläum von 1500, dem nun auch Pastors Papstgeschichte (III^3 507 f.) einen sorgfältig gearbeiteten Abschnitt widmet. Schon seit 1498 dachte man an diese Feier und suchte den Zugang der Pilger durch Instandsetzung der Straßen zu erleichtern. Ein Consistorium vom 23. Januar 1499 beschäftigte sich mit den Modalitäten desselben; in drei Bullen, vom 12. April 1498, vom 28. März 1499 und vom 22. Dezember desselben Jahres

Digitized by Google

wurde das Jubiläum angekündigt. Eine andere Constitution (Pastoris aeterni) setzte die niederen Pönitentiare für S. Pietro ein, worauf diese vermehrte Formalitäten verlangten. Am 24. December vollzog Alexander die erste Apertura della Porta Santa, welche Burchard ausführlich beschreibt (II 597 f.). Nach Matteo Vegio, dem Baldassari hier folgt, hatte die alte Sanct Peterskirche fünf aus der Vorhalle in das Langhaus führende Eingangsthüren: in der Mitte die Argentea, rechts von ihr die Romana, links die Guidonea, weiter die Ravenniana und die Porta del Giudizio. Die Argentea trug ihre Bezeichnung von dem ihr durch Leo IV. gegebenen Silberschmuck, die Ravenniana, weil die Ravennaten und Longobarden hier einzuziehen pflegten, die Porta Judicii hieß so, weil die hier in S. Peter beizusetzenden Leichen durchgetragen wurden; die Romana, weil sie den römischen Frauen offen stand, die Guidonea, von den Guidones, welche die fremden Gesandten hier einführten. Ihnen wäre nach Onofrio Panvinio eine sechste, die Porta santa, zugefügt worden; Burchard nennt sie die Porta aurea als diejenige, welche der Papst zu eröffnen pflegt. Daß die Existenz einer solchen goldenen Pforte eine Fabel ist, kann jetzt nicht mehr bezweifelt werden, obgleich Alexander VI., auf ein allgemein verbreitetes Gerücht hin, in seiner Indictionsbulle Inter curas multiplices vom 20. December 1499 selbst davon gesprochen hat und andere Schriftsteller darauf anspielen.[1]) Alexander, in üblicher Weise in seinem pontifikalen Schmuck an die Peterskirche getragen, begab sich, wie Burchard (II 599) erzählt, zu Fuß an die Thüre und nahm aus der Hand des Maurermeisters einen gewöhnlichen Hammer (malleo quo communiter muratores utuntur), mit dem er mehrere Schläge auf ein in der Mitte der Thüre angebrachtes Loch führte, dann kehrte er auf seine

[1]) Ueber die Thüren der alten Peterskirche sind zu vergl. Ciampini Vet. Monimenta, c. 5. — Bonnani Numism. Summ. Pontif., Rom 1706, S. 139 f.; dazu die sorgfältigen Bemerkungen von N. Paulus in „Zeitschr. f. kath. Theol." 1900, 173 f.

Digitized by Google

Seggiola zurück, und die Maurer besorgten die völlige Oeffnung der Thüre, was eine halbe Stunde kostete. Man sieht, der silberne Hammer späterer Zeiten war damals noch nicht im Gebrauch. Dann zog der Papst durch die geöffnete Thür durch zum Hochaltar, während man das Tedeum sang und die Vesper begann. Am selben Tag wurde die neue Straße vom Thore der Engelsburg zum S. Peter eröffnet, auf welcher die Cardinäle heranritten. Am 4. März gab Alexander die Bulle Inter caetera, welche diejenigen bedrohte, die den Pilgern den Zugang nach Rom erschwerten (Burch. III 16). Am 14. April ritt er zur Gewinnung des Ablasses über den Campo di Fiore (campus Flore sagt Burchard III 34) und des Ghetto nach dem Lateran, S. Paul und S. M. Maggiore: ob er sehr andächtig war, erfahren wir nicht aus Burchard, wohl aber, daß er in der Nacht darauf die Einnahme Mailands und die Gefangennahme Ludovico il Moro's durch die Franzosen erfuhr, was ihm so viel Freude machte, daß er dem Boten, der so frohe Nachricht brachte, 100 Ducaten zahlen ließ. Auch die am 24. Februar eingetroffene Nachricht von der Geburt eines Söhnleins des Erzherzogs Philipp von Oesterreich und Johanna's mag ihm Genugthuung gebracht haben, da sie seiner spanischen Politik förderlich schien; 27 Jahre später richteten die Landsknechte dieses Knäbleins, das damals Karl V. hieß, den Sacco di Roma an. Am 29. Juni entrann Alexander mit genauer Noth dem Tod, als die Decke des oberen Papstsaales durch ein plötzlich daherfahrendes Gewitter heruntergeworfen wurde; schon Tags vorher war ein eiserner Kronleuchter vor ihm herabgestürzt. Am 15. Juli ward Lucrezia's Gemahl Alfonso von Biseglia auf dem Petersplatz von Meuchelmördern überfallen: da er nicht von selbst sterben wollte, ließ ihn Cesare Borgia am 18. August in Stücke hauen. Das war der zeitgeschichtliche Hintergrund, von dem sich dies traurige Jubiläum abhob. An Pilgern fehlte es nicht ganz, Burchard spricht einmal von 100 000, einmal von 200 000 Menschen, die dem Osterfest sollen beigewohnt haben. Daß aus Deutschland viele

Digitized by Google

Pilger kamen, bezeugt Trithemius. Aus Italien wallfahrtete Mancher, tief ergriffen über die düsteren Zeichen der Zeit, nach Rom, auch büßende Geißlerscharen sah man des Weges kommen, wenn auch Franzosen, Piraten und die Wiederkehr der Pest viele Andere abhielten. Unter den Pilgern bemerkte man Elisabetta Gonzaga, Guidobaldo's von Urbino Gemahlin. Im October langte der Herzog Johann von Sagan an, der 91 Jahre alt war: vir longus, macer, sanissimus (was man Burchard glauben kann, III 84). Noch interessanter aber war, daß Nikolaus Copernicus sich einfand und zwar, um ein volles Jahr hier zu bleiben und Vorlesungen zu halten, an denen sich angeblich Michelangelo und Alessandro Farnese, der spätere Papst Paul III., betheiligten. Er ist, ohne verbrannt zu werden, wieder nach Hause gekommen, was genau 100 Jahre später Giordano Bruno nicht mehr geglückt ist. Die Deutschen spielten bei dieser Wallfahrt eine hervorragende Rolle. Am 15. April konnte der kaiserliche Gesandte Mathäus Lang, den Grundstein zu einer neuen Kirche der deutschen Nationalstiftung (S. M. dell'Anima) legen, wo 1523 Papst Hadrian sein Grab finden sollte. Die Eindrücke, welche unsere deutschen Pilger von solchem Rom hatten, waren nicht die besten. Drei Jahre vorher hatte der Ritter Arnold von Harff auf seiner berühmten Fahrt nach dem heiligen Land das Osterfest in Rom zugebracht.[1]) Ein ehrlicher Rheinländer, von dem Vettori spricht, meint, wenn er länger in Rom geblieben, wäre er ein Epikuräer geworden und hätte den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele verloren[2]), und ein dritter meldet: „die pilgrym sagten gemeynlich, das die borger in Rom nicht vast günstig waren dissem babiste."[3]) Diese Eindrücke, wie sie Leben

[1]) A. v. Harff Pilgerfahrt von Cöln durch Italien, Syrien u. s. f. 1496 bis 1499, hsg. v. E. v. Grooté, Cöln 1860. Neu bearb. durch R. v. Seydlitz (Zeitschr. f. wissenschaftl. Geographie, Weimar 1890, 2. Ergänzungsheft).

[2]) Vettori Viaggio in Alemagna, Paris 1837, S. 25 f., übers. v. A. v. Reumont Allg. Zeitg. 1876, Sp. 2938. Vgl. Pastor III³, 511.

[3]) Wachter Chronikal. Aufzeichn. z. Gesch. d. Stadt Halle, 1464—1512. Halle 1880 (Forsch. XV, 1). Vgl. Pastor a. a. O.

Digitized by Google

und Treiben am päpstlichen Hof aufdrängten, konnten dadurch nicht verbessert werden, daß die Indulgenzgelder in das Lager und die Feldkasse Cesare's abgeliefert wurden, der am 1. October d. J. mit seiner Armee in die Romagna abgegangen war und da den Grund zu seiner Macht legte.

Das Jahr 1500 endigte mit einer abermaligen Ueberschwemmung des Tiber (1. November). Am 5. Januar 1501 fand die Ceremonie der Schließung der Jubiläumsthüre statt. Als Andenken an das Anno santo ward eine die Apertura ianuae und den Kopf Alexanders darstellende Medaille geprägt (Manni p. 101) — sicher eines der besten Bildnisse Borgia's. An dieselbe Zeit erinnert die Grabschrift, welche der als Verfasser von Mysterienspielen bekannte Bischof Giuliano Dati seinen wohl an der Pest dahingerafften Verwandten in S. Giovanni im Lateran setzte; sie mag, da sie wahrscheinlich unedirt ist, hier noch Platz finden: Julianus Datus Epvs s. Leonis Fratibus et Nepotibus immatura morte sublatis posuit Anno Jubilationis et Salutis MD.

Siebzehn Jahre nach diesen Vorgängen hatte Martin Luther seine Thesen an die Wittenberger Schloßkapelle angeheftet. Welch veränderte Welt war es, als Clemens VII. am 18. December 1524 das Jubiläum für 1525 ansagte! Und wie augenfällig war dieser Wechsel, da inmitten des ungeheuren Tumultes der Zeit nur Wenige sich nach Rom aufmachten und das Anno santo ein großes Fiasco darstellte. Manni (p. 107) weiß nichts namhaftes von ihm zu berichten, als daß 1525 zum ersten Mal der Papst sich des goldenen Hammers zur Eröffnung der Porta santo bediente und daß die bei diesem Jubiläum geschlagenen Medaillen das Antlitz des Papstes theils bartlos, theils mil langem Barte zeigen. Die letzteren sind offenbar nach 1527 geschlagen: denn damals, als Clemens VII. sieben Monate als Gefangener in der Engelsburg zubrachte, ließ er sich aus Trauer und Verzweiflung den Bart wachsen, wie uns Giov. Ciampini berichtet: er hatte so gut wie Augustus nach der

Digitized by Google

Schlacht im Teutoburger Walde seinen Grund dazu: denn in wenigen Jahren hatte die unselige und doppelzüngige Politik dieses sonst mit manchen tüchtigen Eigenschaften ausgerüsteten zweiten Mediceerpapstes Italien von Mailand bis Neapel in ein Leichenfeld verwandelt, und der Sacco di Roma von 1527 hatte die Größe und Herrlichkeit des Renaissance-Rom begraben: in den ausgehungerten, verbrannten und verpesteten Straßen der Stadt schlich eine auf ein Drittel reducirte Bevölkerung einher, und Fürsten und Prälaten, die eben noch das üppigste und heiterste Leben geführt, wankten als Bettler durch diese Gassen. Alles, was Namen hatte, war geflohen; zu dem Ablaß kamen nur wenige Leute von Stellung: darunter wird der Ferrarese Giraldo genannt, und Baldovinetti notirt auch, daß David Ghirlandajo sich eben anschickte, das Jubiläum zu gewinnen, als er von Krankheit ergriffen, dahinstarb. So kostete es Venedig und Neapel keine Anstrengung, für 1526 eine Nachfeier dieses Ablasses zu gewinnen, dessen Erinnerung die an der Via Flaminia angebrachte, die leoninische und clementische Section dieser Straße, nennende Inschrift von 1525 (abgedr. bei Bonnani) uns erhält.

Schon rüstete sich Paul III. 1549 auf die Feier des Anno santo, für welche er bereits Medaillen ausgab (eine derselben zeigt Rom aus der Vogelperspective, eine andere den Ganymed mit *EYPAINEI*, Manni p. 125 f.), als der Tod ihn abrief. Der Cardinal Giov. Maria de' Ciocchi del Monte San Sanvino folgte am 8. Februar 1550 als Julius III. Am 22. Februar gekrönt, öffnete er am 24. die Porta santa mit dem „vergoldeten" Hammer; am 29. April rief er die von der Kirche geschiedenen Häretiker herbei, um den großen Perdono sich durch Rückkehr zur Kirche zu verdienen. Von ihnen kam Niemand, aber die Betheiligung war keine geringe seitens der Höfe, die sich jetzt officiell vertreten ließen, insbesondere machte die Gesandtschaft des Herzogs Cosimo I. von Florenz Sr. Heiligkeit große Freude, so daß er den Mitgliedern derselben die Ritterwürde schenkte. Dann war der „Katholicus" (Patriarch) der Armenier gekommen,

Digitized by Google

um sich der kirchlichen Einheit anzuschließen, der Herzog von Gandia, Francesco Borgia, der jetzt den Staats- mit dem Kirchendienst wechselte und bald darauf als General der Jesuiten ein Heiliger ward. Der Papst, der aufmerksam für die Bedürfnisse der Pilger gesorgt, schloß das Jubiläum am 6. Januar 1551 und schlug zur Erinnerung daran mehrere Medaillen (Manni p. 123). Baldovinetti spricht von einer solchen, von Manni nicht erwähnten Denkmünze, welche auf dem Revers eine Frau mit der Cornucopia und der antiken Münzen entlehnten Beischrift HILARITAS PVBLICA bietet. Fra Feliciano Capitoni aus Narni (1566 Bischof von Avignon) und M. Francesco Maria Febei, Erzbischof von Tarsus, schrieben die Geschichte dieses Ablasses, den der Papst dann auf Karl V. Bitten auf Spanien, auf Ansuchen Ignatius Loyola's auf das spanische Heer und die gegen die Türken von Andrea Doria geführte Flotte ausdehnte. Die Inschrift von 1551 über der Porta santa erinnerte an den Schluß derselben durch Fabio Cuppellata, Bischof von Piacenza.

Ueberaus viel glänzender gestaltete sich die Feier des elften Jubiläums, welches der 1572 gewählte Ugo Boncompagni als Gregor XIII. durch mehrere Bullen des Jahres 1574 ansagte und 1575 am Weihnachtstage eröffnete. Der silberne, vergoldete Hammer, der bei der Ceremonie diente, ward dem Herzog von Bayern geschenkt — vielleicht ist er noch in München — (mit der Inschrift: MALLEVS A P . O . M . . . . PRO APERITIONE PORTAE AVREAE etc. MVNITVS) erhalten. Der deutsche Cardinal Marcus Sitticus (von Hohenembs) sollte den Lateran eröffnen, da litt er den Tag an Podagra, so daß ihn der Cardinal Marc Antonio Colonna ersetzte: was diesem wichtig genug schien, um sich auf einer Denkmünze als Vertreter jenes zu verewigen. Gregor XIII. war ein gemüthvoller, frommer Herr, der Wohlthäter und Freund des Jesuitenordens, aber ein unfähiger Regent, der den Kirchenstaat in jener Auflösung zurückließ, aus welcher ihn die furchtbare Hand Sixtus' V. zu retten hatte. Seinen Nipoten Francesco hatte er eben mit der wunder-

Digitized by Google

vollen Vittoria Accoramboni vermählen lassen (1573); zehn Jahre darauf erlebte er die grauenhafte Ermordung desselben durch die Bravi's Paolo Giordano's, des Herzogs von Bracciano, und die Flucht der an der Mordthat vielleicht mitschuldigen jungen Wittwe in den Palast dieses Wüstlings, der sie 1585 schutzlos zurückließ; am 18. Dezember d. J. hat sie ein anderer Orsini ermordet. Das waren Bilder aus dem Treiben der Zeit, wo Rom und der Kirchenstaat mit Raubgesindel angefüllt war, und es nur ein paar Scudi kostete, um sich eines unbequemen Rivalen zu entledigen. Statt solchem Unwesen zu steuern, vertheilte dieser fromme Papst mit eigener Hand den Pilgern die Agnusdei, Coronen und Medaillen und hielt ganze Tage still, um sich den Fuß küssen zu lassen, oft von 2000 bis 3000 Pilgern hintereinander; nach dem Itinerar des Scotto empfing er einmal 13000 an einem Tage. Kleine Details, die aber wie nichts anderes den Wechsel aufweisen, den das Papstthum seit Alexander VI. und Julius II. erlebt hatte! Auch alle Maskeraden, Bacchanalien, Spiel und Theater waren in diesem Jubeljahr geschlossen; höchst aufgebracht war der Papst einmal darüber, daß drei Cardinäle die ganze Nacht hindurch gespielt hatten, wobei 25000 Ducaten über den Tisch gingen. Das unedirte Diarium des M. S. di Bastiano Arditi, aus welchem Baldovinetti's Noten manche Einzelheiten über das Jubeljahr 1575 mittheilen, nennt zwei dieser Eminentissimi: den Cardinal Ferdinando de'Medici, der am 27. August wieder nach Florenz zurücktritt, nachdem ihm der Papst in öffentlichem Constistorium eine Scene gemacht, und unsern Cardinal Hohenembs. Dem Medici hat er aber gern nachgesehen, denn er war, mit 14 Jahren durch Pius IV. 1563 mit dem rothen Hut geschmückt, eines der besten und thätigsten Mitglieder des Sacro Collegio, der glänzendste Protector von Kunst und Wissenschaft, der seine Wohnung, die einst Primaticcio's Pinsel ausgemalt, dann die von ihm vollendete Villa Medici auf dem Pincio zum Sammelplatz aller Gelehrten machte und später, durch Francesco de' Medici's Tod auf den Thron von

Digitized by Google

Toscana berufen, als Ferdinand I. diesem Lande seinen trefflichsten Großherzog geschenkt hat.

Der Zudrang zu diesem Jubiläum war enorm, man zählte angeblich täglich hunderttausend Fremde in Rom, wo für Unterkunft und Nahrung derselben von Gregor XIII. vortrefflich gesorgt war.[1]) Man sah damals drei große Heilige in der Stadt: den hl. Felix von Cantalice, einen unsäglich andächtigen Capuciner; S. Filippo Neri, den großen, auch von unserm Goethe später bewunderten Volksheiligen, und S. Carlo Borromeo, der, nachdem der Ablaß in Mailand gepredigt, jetzt die herrliche Wallfahrt über Camaldoli, Alvernia, Vallombrosa, Montoliveto gemacht hatte — wer möchte nicht seinen Spuren nach diesen paradiesischen Stätten folgen? — und der nun im Kloster der Certosini bei den Diocletiansthermen Quartier genommen, Tag für Tag die Basiliken besuchte und unzählige Male die Scala Santa auf seinen Knieen hinaufrutschte. Sein Biograph Pietro Giussano berichtet uns, der spätere Cardinal Cesare Baronio habe sich die bei dieser Gelegenheit von S. Carlo gebrauchten Schuhe ausgebeten und mit denselben, in Gegenwart des heiligen Philippus Neri die Römerin Girolamo Pompei da diabolica invasione geheilt. Diese kostbaren Schuhe thäten auch heute noch jenen römischen Damen gut, deren Leben uns Gabriel d'Annunzio in seinem „Piacere" ebenso treu als verrätherisch geschildert hat. Weiter waren von hohen Personen gekommen der Cardinal Antonio Granvella, Vicekönig von Neapel, der Prinz Ernst von Bayern und der Herzog Karl Friedrich von Cleve, der hier in den Armen Gregor's XIII. sein Leben aushauchte: Thouanne (l. LXI) hat uns sein Ende geschildert, und die lange Inschrift in S. M. dell' Anima erzählt seine Tugenden und seinen Ausgang. Der vielgenannte Theologe Kaspar Gropper brachte dem

[1]) Ein bei Prinzivalli S. 62 reproducirter Stich des Trienter G. B. Cavalieri (Gall. Corsiniana in Rom) zeigt die Jubiläumsprocession vor dem damals noch unvollendeten Neubau der Peterskirche, deren alter Porticus hier abgebildet ist.

Digitized by Google

Vater des Prinzen ein Troſtſchreiben des Papſtes. Da kamen auch ein Herzog Ottavio Farneſe von Parma, ein polniſcher Herzog und ein griechiſcher Prinz aus dem Hauſe der Paläologen. Arditi erwähnt auch zum 6. Februar 1574 ſchon die Abreiſe der Signora Iſabella, Tochter Herzog Coſimo's, zum Jubiläum. Von italieniſchen Litteraten ſah man Battiſta Guarini, Coſimo Filiarchi, Comenius aus Florenz. Viele deutſche Pilger, Männer und Frauen, aus dem Bürgerſtande, erwähnen das Bruderſchaftsband von S. Spirito und das der Anima (de Waal S. 47), auch geiſtliche Herren, wie den Abt Porſwyn aus Echternach, den Dechant Heinrich Nithard aus Konſtanz. Nach Manni (S. 143) waren unter dieſen Fremden auch mehrere norddeutſche und polniſche lutheriſche Prediger, welche in Rom ihre Häreſie abſchworen; von einer dieſer Converſionen, der des Predigers Witureck aus Ratibor, hat uns Eibizer (Lutherth. I 14, Breslau 1731) einen außerordentlichen Bericht hinterlaſſen. Leider brach auch jetzt wieder die Peſt aus, welche beſonders in Oberitalien wüthete, Trient gänzlich entvölkerte, in Meſſina angeblich 65000 Menſchen mitnahm. Wiederum ſah man hunderte von Proceſſionen nach Rom ziehen; es wird notirt, daß ſie jetzt mit Standarten einherkamen, und Baldovinetti fügt hinzu, daß dieſe Proceſſionen aus Ferrara und Bologna, welche Florenz paſſirten, ſich mit guten Sängern und Spielleuten verſehen hatten und allerlei Inſtrumente mit ſich führten, Cornetti, Tromboni u. ſ. f. „e con più soddisfazione umana che divina“.

Für das kommende Jahr 1576 dehnte Gregor XIII. das Jubiläum auf die ganze Chriſtenheit aus, und es ſcheint in Florenz und Neapel mit beſonderer Feſtlichkeit begangen worden zu ſein. Zu ſeinem Andenken wurden verſchiedene Denkmünzen (Manni S. 146 f.) geprägt: die Erinnerung daran bewahrt auch der von dem Erzbiſchof von Florenz, dem ſpäteren Cardinal Aleſſandro de Medici während ſeiner Anweſenheit in Rom gelegte Grundſtein der Kirche S. Maria in Vallicella (Chiesa nuova de' Preti della Congregatione di S. Filippo Neri,

Digitized by Google

17. September 1575), wie Pientini und Orsolini berichten, desgleichen die Grabschrift des Arztes Stefano Cerasio in S. M. del Popolo vom 17. Oktober 1575, die wohl unedirt ist. Eine ganze kleine Litteratur beschrieb das Anno santo: Rafaello Riera, der Servit Cirillo Franco, Giov. Batt. Leoni, der Cardinal Agostino Valerio, der Bischof Zerola aus Benevent, Angelo Pientini (sein Tractat ist in Viterbo 1577, dann in Brescia, Mailand und Florenz gedr.), Rutilio Benzoni, Bischof von Loreto und der von Manni übersehene Girolamo Alberici (1516) sind die Geschichtsschreiber dieses Jubiläums. Der interessanteste Mann aber, der von dieser Zeit spricht, ist Michel de Montaigne, der am 3. Januar 1581 den Cardinal Ferdinando de' Medici neben dem Papst, seinem Gast, reiten sah und letzteren als einen äußerst rüstigen, schönen Greis, mit langem weißen Bart beschreibt, der ohne Hülfe seines Stallmeisters seinen Schimmel bestieg. „Von Charakter sanft, im Wohlthun unermüdlich; die Last der öffentlichen Geschäfte überträgt er gern Anderen, denn er scheut große Arbeit. Audienzen gewährt er so viel man will, was er für recht hält, führt er aus; selbst seine warme Liebe zu seinem Sohn bringt ihn hievon nicht ab." Dieser Sohn war ihm 1542, ehe er in den Priesterstand trat, geboren, er ist dann als Herzog von Sora, Marchese von Vignola, Gemahl einer Sforza von Santafiore, zum Begründer der Linie Boncampagni geworden (st. 1612), welche durch die Verbindung Gregorio's (st. 1707) mit Ippolita, der Erbin von Piombino, der Linie Boncompagni-Ludovisi den Ursprung gab: ein Haus, dessen Sturz man in unserer Zeit erlebt hat und an dessen herrliche, nun verschwundene Villa Ludovisi wir Romfahrer alle mit Wehmuth zurückdenken.

Ippolito Aldobrandini, der seit 1592 als Clemens VIII. den Stuhl Petri bestiegen, sagte am 19. Mai 1599 durch die Bulle Annus Domini placabilis das 12. Jubiläum an, das er aber, durch Podagra und Chiragra verhindert, erst am Sylvesterabend (nicht am 24. Dezember) eröffnen konnte. Die

Digitized by Google

Zahl der Fremden soll enorm gewesen sein. Giov. Stringa behauptet in seiner Vita di Clemente VIII., sie habe sich bis auf 3 Millionen belaufen (?). In dem Spital der S. Trinità wurden angeblich 270 000 Pilger verpflegt, dazu 248 Kompagnien mit 54 000 Personen; andere Angaben gehen bis auf 444 000 Männer und 25 000 Frauen, ja auf ½ Million. Der Bischof Hardouin von Rodez schreibt in seiner Geschichte Heinrichs IV., 24 000 Franzosen seien 1600 nach Rom gewallfahrtet, darunter viele Hugenotten, welche die Neugierde nach dorthin getrieben und wo sie sich ganz frei hatten bewegen können, da für dieses Jahr die Inquisition in Rom die Häretiker nicht verfolgt habe: vermuthlich galt dieses Privileg nur für die Fremden, denn Giordano Bruno genoß, wie jetzt alle Welt weiß, das traurige Vorrecht, am 17. Februar auf dem Campo di Fiore verbrannt zu werden.[1]) Das Vergnügen war für den unglücklichen Exdominicaner ein trauriger Commentar zu der Inschrift,

[1]) Giordano Bruno starb wahrscheinlich da, wo der Campo di Fiore mit dem Vicolo dei Balestrari zusammenstößt; das hier stehende Haus trägt einen großen Denkstein der Straßencuratoren vom 1483 mit Erwähnung der Via Floria und Sixtus IV. Die damals die Stelle einer Zeitung vertretenden Avvisi e ritorni erzählen das Factum also: „giovedi fu abbrugiato vivo in Campo di Fiore quel frate di S. Domenico di Nola, heretico pertinace, con la lingua in giova, per le brutissime parole che diceva senza voler ascoltare nè confortatori né altri." Ist die sang- und klanglose Hinrichtung G. Bruno's eine der tragischsten Episoden der Weltgeschichte, so ist fast ebenso tragisch, daß die Zeitgenossen absolut keine Notiz davon nahmen. Der Einzige, der von der Verbrennung Giordano's spricht, ist Scioppius in seiner erst seit 1620 bekannt gewordenen Epistel an Konrad Rittershausen, welche gleich nach dem Ereignisse geschrieben wurde, dessen Augenzeuge der berühmte Philologe war. Das Faktum der Verbrennung erwähnt auch Keppler in einem Briefe vom Jahre 1608. Es erklärt sich daher, daß die Verbrennung Bruno's bis in die neueste Zeit vielfach bezweifelt oder als Fabel erklärt wurde; sie ist in der That erst durch die seit 1868 ff. von Dominico Berti publicirten, zuletzt in s. Giordano Bruno da Nola, sua vita e sua dottrina, Nuov. ed. di 1889 zusammgefaßten Documente erwiesen worden. In den gelegentlich des Centenars dieser Hinrichtung bei uns veröffentlichten Aufsätzen sehe ich diese letzte Publication Berti's gänzlich übersehen.

Digitized by Google

welche auf einer der damals geschlagenen Denkmünzen stand: EGO · REFICIAM · VOS · M · D · C. Unter den hervorragenden Pilgern werden genannt: der Cardinal Franz Dietrichstein, Erzbischof von Olmütz; der Cardinal Andreas von Oesterreich, Bischof von Konstanz und Brixen, der im Gasthaus zum Bären (all' Orso) abstieg, vom Papst aber in den Vatikan abgeholt wurde, wo er bald darauf starb. Des Papstes Gastfreundschaft gegen die Fremden wird allseitig gerühmt, und ebenso die Andacht, mit der er selbst den Ablaß gewann, und sein Eifer, ihn Anderen zuzuwenden, wobei ihn ausgezeichnete Cardinäle, wie die Borromeo, Bellarmin, Baronio, Tarugi, Montalto unterstützten. Mehrere Denkmünzen und Inschriften verewigen das Ereigniß von 1600. So die von Manni u. A. übersehenen Inschriften in der Sacramentskapelle der lateranischen Basilika, die Grabschrift des M. Franciscus Blasius im Spedale di S. Spirito, die eine reiche Schenkung des Marchese Pontius Marinus Gavara aus Palermo erwähnende Inschrift im selben Spital, die Grabschrift, welche Hieronyma Farnesia und ihre Verwandten dem Domprobst von Spoleto, Paolo Sanvitali, in S. Biagio a Strada Giulia setzten. Die Geschichte dieses Jubiläums schrieben Bartucci, Tortoletti, Fabbrini, Zecchi, Benzoni, Panciroli, Zerola u. A., besonders der von Manni übersehene Cardinal Agostino Valliero (Storia del giubileo dell a 1600), in welcher erzählt wird, in denselben Tagen, wo Giordano Bruno verbrannt wurde, sei die 40tägige Andacht von den Jesuiten eingesetzt worden, und es habe Clemens VIII., assistirt von den Cardinälen Bellarmin und Baronius, die Messe bei den Jesuiten celebrirt.

Das 13. Jubiläum hielt Papst Urban VIII. 1625 ab. An Stelle von S. Paolo f. l. m. konnte man S. M. in Trastevere besuchen, weil die Gefahr bestand, daß die Pest über Ostia eingeschleppt werde; die Inschrift am Portal von S. M. in Trastevere (QVOD TRIGEMINA PORTA PESTILENTIAE METV CLAVSA IN BASILICA DIVI PAVLI

Digitized by Google

LOCVM u. s. f. SVBSTITVERIT) erinnert an diese Substitution. Als vornehmsten Gast hatte man den Bruder des Kaisers Ferdinand III., Erzherzog Leopold von Oesterreich, zu begrüßen, der im Appartamento Borgia beherbergt wurde und der, in der Kleidung eines Jesuiten, nur von seinem Beichtvater begleitet, die Basiliken besuchte und mit nackten Knieen die Scala Santa erstieg. Auch der Markgraf von Baden kam damals nach Rom, wo zur Erhöhung der Feier mehrere Canonisationen, so die der Königin Elisabeth von Portugal, vorgenommen wurden. Das Verzeichniß der zahlreichen Schriftsteller, welche dieses inmitten des 30jährigen Krieges ziemlich klanglos verlaufene Jubiläum beschrieben, gibt Manni S. 191 f.; die Hauptschriften sind die des Pollacco und Torrigio. Auch an Denkmünzen und Inschriften fehlte es nicht. Urban VIII. setzte eine Inschrift bei der Veronika-Statue im Vatikan; unedirte Grabschriften in S. Pancrazio in Rom, in S. Stefano in Bologna (Restauration des Grabes der hl. Juliana de Bancis), in S. Annunziata de' Salvi in Florenz (Epitaph des erwählten Bischofs von Fiesole, Msgr. Cosimo de' Conti della Gherardesca) nehmen Bezug auf das Jubiläum.

Unmittelbar nach dem westfälischen Frieden, aber noch in unruhvoller Zeit eröffnete Innocenz X. (Giov. Batt. Pamfili) das 14. Jubiläum 1650, dessen Besuch gleichwohl sehr zahlreich war. Da kamen die Brüder des Großherzogs Ferdinand II. von Toscana, Matthias und Leopold, der spätere Cardinal; viele Compagnien aus Toscana, Ungarn, Deutschland, insbesondere zahlreiche andächtige Bayern. Die deutschen Bäcker, die schon seit dem 15. Jahrhundert in Rom das beste Brod buken, bildeten jetzt eine Gilde, die ihr eigenes Haus mit Kapelle besaß, für welche Meister Augustin Sedelmaier aus Melkertshofen in Bayern den Hochaltar, Frau Margarethe Kürserin das Altartuch, andere Wohlthäter später, beim Jubiläum von 1700, die Statuen der vier großen Kirchenlehrer schenkten. Hr. de Waal, dem wir diese Notizen verdanken (S. 61), konnte beim Abbruch des Kirch-

Digitized by Google

leins 1885 die vier Statuen für den Camposanto Tedesco retten. Ein anderer frommer Bayer, Joh. Raimondo Giuliano, war mit einem 160 Pfund wiegenden hölzernen Kreuz auf dem Rücken nach Rom gekommen. Er hatte zur Reise die Zeit vom 1. April bis 31. August gebraucht und fand Aufnahme im Spital von St. Trinità, dem er dann das Holzkreuz zurückließ. Auch viele Protestanten scheinen sich damals in Rom eingefunden zu haben, wo u. A. ein Christoph Rantzau übertrat; derselbe schrieb darüber 1651 von Rom aus einen Bericht an Georg Calixtus. Ueber diese Besuche von Andersgläubigen, wie überhaupt über das Jubiläum verbreitet sich Joh. Ernst Schmieden in seinem Schreiben an den Grafen Menard de Beaumont in Paris (Amsterdam 1653: De Jubileo Romano a. 1650). Andere Autoren über denselben Gegenstand nennt Manni S. 209. Ihnen sind beizuzählen Pietro Lippa (1650) und Fra Donato Calvi aus Bergamo (Osservaz., Berg. 1650). Das Andenken an dieses Anno santo bewahren verschiedene Denkmünzen, dann die jetzt unten an der Treppe zur Kuppel der Peterskirche angebrachte Marmortafel, deßgleichen die Denktafeln in S. Paolo und im Lateran; die von Manni u. A. übersehenen Inschriften in S. Pietro in Vincoli (geminas b. Petri Catenas celato inolusit argento etc. Joannes Alph. Puccinellius etc.) in S. Agostino in Florenz (Epitaph des Adam Gugler Brixiensibus ex Civibus non vulgaris, gestorben hier 1650, 32 Jahre alt).

Clemens X. (Altieri) eröffnete zu Weihnachten 1675 das 15. Jubiläum in Gegenwart mehrerer deutschen Fürsten. Manni nennt diejenigen von Braunschweig-Wolfenbüttel, Baden, Fürstenberg, Altthann, Löwenstein, Lambergh, Neuburg, Martinitz; auch Christina, die ehemalige Königin von Schweden, wohnte der Feier bei; am Ostersonntag wusch die Tochter Gustav Adolphs zwölf Pilgern die Füße. Die Zahl der Pilger wird zu Weihnachten schon auf 200,000 angegeben; zu ihrer Bewirthung gab das Spital der Trinità 66,700 Scudi (circa 266,800 M.) aus, wovon 218,796 Pilger verpflegt wurden. Die Gesammtzahl der

Digitized by Google

Letzteren soll nahezu $1^1/_2$ Millionen betragen haben; auch mehrere Konversionen werden gemeldet. Girolamo da Capugnano, Phocbus, Gaetano, Ol. Ricci, de Voisin, die Brüder Macri schrieben über dies Jubiläum, dessen Erinnerung einige schöne Medaillen mit dem scharfgeschnittenen, Schnurr- und Kinnbart tragenden Kopf des Papstes festhalten; mehrere, Manni unbekannt gebliebene, beschreibt Baldovinetti. An den Vorgang erinnerten auch einige Inschriften, die wohl unedirt sind: so die in der Chiesa del Crocifixo in S. Stefano zu Bologna (Antiquissimam Christi Crucifixi imaginem huc asportari et ornari curarunt Bernardo Pezzio quod fuit impendii ex pio affectu ubertim subministrante. Anno Jubilai M. DCLXXV) und die Brückeninschrift zu Bucclone nelle Chiane im alten Kirchenstaat (CLEMENS X · PONT · MAX · TVRRIM IN PONTE BVTERONIS COLLABENTEM FIRMAVIT RESTAVRAVIT · ANNO · IVBILAEI · MDCLXXV · PONTIFIC · VI.)

Am 28. Mai 1699 wurde durch die Bulle Regie saeculorum zum ersten Mal von dem großen vaticanischen Porticus aus das 16. Jubiläum verkündet, das Innocenz XII. (Antonio Pignatelli, gew. 1691) schon bettlägerig, nicht mehr in Person eröffnen konnte, so daß der Cardinal Emanuel Theodor von Bouillon, Bischof von Porto, die Portasanta zu eröffnen hatte: eine große prachtvolle Denkmünze zeigt die Scene und auf dem Avers den Kopf dieses Kirchenfürsten in überreicher Inful und Cappa. Zugegen war die Wittwe des Königs Johann Sobiewski von Polen, Maria Casimira, mit ihren Söhnen Alexander und Constantin, welche sammt der Mutter das ganze Jubeljahr in Rom zubrachten. Auch der Großherzog Cosimo III. von Toscana (2. Juni) und der Prinz Antonio Farnese von Parma kamen damals zum Ablaß. Am 27. September starb Innocenz XII., einer der edelsten Päpste der Neuzeit, welcher den Nepotismus beseitigte, ein Freund der Kinder und aller guten Menschen. Francesco Albani wurde am 23. November als

Digitized by Google

Clemens XI. gewählt; er schloß am Weihnachtsabend das Jubiläum, zu dessen Andenken mehrere Medaillen geschlagen wurden: die von Innocenz XII. trägt die schönen Worte ET PACIS NON ERIT FINIS — möchten sie allzeit die Devise des Papstthums sein. Die Historiker dieses Jubiläums, unter welchen die Jesuiten Bellegambe und Baldassari zu nennen sind, verzeichnet Manni p. 234 f. Zur Zeit dieses Anno santo starb in Rom der berühmte Kardinal Girolamo Casanate, der den Predigermönchen von S. Maria sopra Minerva seine herrliche Bibliothek schenkte und damit die Bücherei dieses Klosters zu der reichsten nach der vaticanischen machte. Er erhielt sein Grab in der Kirche, wo ihm die das Jubiläum nennende Inschrift gesetzt wurde: D · O · M . | HIERONYMVS CASANATE NEAPOLITANVSTIT · S · SILVESTRI IN CAPITE PRÆSBITER CARDINALIS S · R · E · BIBLIOTHECARIVS OB · V · NON · MART · AN · IVBIL · MDCC · VIX · ANN · LXXX · D · XX. Im übrigen war dies Jubiläum nur wenig besucht, die Türkennoth bedrängte die Deutschen, und König Ludwig XIV. lag im Hader mit der römischen Kurie.

Besser bestellt war es mit dem 17. Jubiläum, welches P. Benedict XIII. (Orsini) 1725 abhielt und das er mit einem italienischen Provincialconcil verband. Zu diesem Anno santo fand sich nun die Wittwe des Großherzogs Ferdinand von Toscana, Violante Beatrice von Bayern, mit einem Gefolge von mehr als 100 Personen ein: auch sie wusch in der Osterwoche den Pilgerinnen in S. Trinità die Füße. In diesem Spital wurden damals 400,000 Fremde verköstigt, darunter 370 Christensklaven, welche die Trinitarier den Mauren abgekauft hatten. Von anderen Gästen wird der berühmte Improvisator Bernardo Perfetti aus Siena erwähnt, der im Mai hier auf dem Capitol als Dichter gekrönt wurde. Mein Annotator des Manni war dabei anwesend, wie er zu dieser Stelle bemerkt: Jo Giov. di Poggio Baldovinetti mi trovai presente a questa solenne Coronazione la di cui relazione si trova alle Stampe. Der

Digitized by Google

Nämliche berichtet auch zu Manni's Erzählung von der Abschwörung und dem Tode eines deutschen Cavaliers (S. 247), daß dieser junge Herr an den Folgen eines bei einem Ehrenhandel von einem anderen Deutschen auf Piazza Navona erhaltenen Stiches im Spital di S. Giacomo delli Spagnoli starb, und nach Abschwörung des Protestantismus im Habit des heiligen Franz in der Kirche der Anima begraben wurde. Baldovinetti wohnte der Leichenfeier bei und bewahrte eine ihm dabei gegebene Kerze in seiner Villa da Bassa neben seinem Bette. Auch zahlreiche Compagnien waren aus Florenz und anderwärts nach Rom gezogen. Nach einer Notiz Baldovinetti's wohnte dem Schluß der Porta santa am 24. Dezember 1725 auch der Prätendent Jakob Stuart bei. Zum Andenken an das Jubiläum wurden mehrere Medaillen geschlagen. Eine sehr schöne mit der Reiterstatue Karl's des Großen auf dem Revers gibt Manni p. 249, eine andere, welche auf dem Revers die schon auf einer Münze Clemens' X. von 1675 vorkommende Ansicht des Vaticans mit FLVENT AD EVM OMNES GENTES hat, zeichnete Baldovinetti in sein Exemplar ein. Die Geschichte dieses Jubiläums schrieben die Jesuiten S. Maffei, S. Sulpizio, der Dominicaner Van Rast, Giuf. Baldassari, der Servit Allegri, der Capuciner S. Flavio da Posi.

Das 18. Jubiläum beging der große und gelehrte Papst Benedikt XIV. (Prosper Lambertini) 1750, der sich zu dieser Feier durch 10 tägige geistliche Uebungen vorbereitete und am Weihnachtsabend 1749 unter Assistenz von 30 Kardinälen die Porta santa aufschloß. Den silbervergoldeten Hammer schenkte er seinem Nipoten Egano Lambertini, und es scheint damals über diesen Gegenstand ein Streit geführt worden zu sein, mit dem sich ein meinem Exemplar des Manni angebundenes handschriftliches Promemoria beschäftigt. Die Zahl der Pilger wird auf täglich zu 4000—5000, im ganzen auf 145,000 angegeben. Einen tiefen Eindruck auf sie machten die Bußpredigten des Fra Leonardo von Porto Maurizio, auf dessen Anregung hin Benedict XIV.

Digitized by Google

die 14 Stationen im Colosseum aufstellen ließ, welche nach 1870 entfernt wurden. Eine Inschrift in S. Trinità erinnert an dies Jubeljahr (BENEDICT XIIII. PONT. MAX · | Quod anno Jubilaei MDCCL. | Maxima Populorum Frequentia | celebrato | Peregrinorum Hospitium | Praesentia sua decoraverit | pecunia adiuvarit | Principi munificentissimo | sodales M · PP. Ich besitze in meiner bescheidenen Sammlung kirchlicher Schaumünzen eine zur Erinnerung an dies Jubiläum geschlagene Medaille, welche auf dem Avers Benedicts XIV. Kopf, auf dem Revers die Apertura Portae Sanctae mit der Umschrift INTROITE · PORTAS · EIVS zeigt. Diese wie die Denkmünzen Benedicts XIII. zeigen die Kunst der päpstlichen Münzpräger auf ihrer Höhe: ein Ruhm, den sich die vaticanische Zecca bis zur Stunde bewahrt und den sie auch in ihrer letzten brillanten Schöpfung bewährt hat.[1])

Große Ereignisse hatten sich zwischen diesem 18. und dem 19. Jubeljahr abgespielt. Am 21. Juni 1773 hatte Clemens XIV. (Ganganelli) durch das Breve Dominus ac Redemptor noster den Jesuitenorden aufgehoben; am 22. September des folgenden Jahres starb er, nachdem er noch das Anno santo für 1775 angekündigt. Erst am 15 Februar ging aus dem viermonatlichen Conclave Pius VI. (Gian Angelo Braschi) hervor, der Tags darauf die Porta santa eröffnete. Es kamen einige fürstliche Pilger zu diesem Jubiläum: der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, der Kurfürst von Köln, Erzherzog Max, sonst aber war die Betheiligung geringer als jemals. Die herrschenden Zeitströmungen waren solch' kirchlicher Feier so ungünstig als möglich. Als er (29. Aug. 1799) starb, hinterließ er Rom als Republik. Am 30. September d. J. mußten die Franzosen die

[1]) Es ist das die in mehr als einer Hinsicht merkwürdige Medaille, welche Leo XIII., nach der Restauration des Appartamento Borgia 1898 schlagen ließ und welche auf dem Avers das Bildniß des regierenden Papstes, auf dem Revers Alexander VI. vor dem Auferstandenen (nach Pinturicchio's Gemälde) zeigt. Auch von dieser höchst seltenen und dem Verkehr entzogenen Denkmünze besitze ich zwei Exemplare.

Digitized by Google

Stadt den Neapolitanern übergeben, so daß der am 14. März 1800 im Conclave zu Venedig gewählte Pius VII. (Gregorio Barnaba Chiaramonti) am 3. Juli 1800 in seine Hauptstadt einziehen konnte. Ein Jubiläum hat er aber nicht gehalten: dazu waren doch die Verhältnisse nicht angethan, und so ging der Jahrhundertanfang zum ersten Mal seit 1300 ohne diese Feier vorüber.

Sie erneuerte sich erst 1825; schon am 24. Mai 1824 hatte Leo XII. (della Genga) die Cardinäle zur Berathung über den Gegenstand zusammenberufen und die Verkündigungsbulle unterzeichnet. Unzählige Predigten wurden gehalten, um die Römer in den rechten Bußgeist zu versetzen, der Papst selbst wohnte einer solchen Volkspredigt auf der Piazza Navona bei. Daß die romuliche Hefe damals dem Geist der Buße sich einigermaßen ergab, läßt sich vielleicht aus der Thatsache erschließen, daß der wilde Räuber Gasparone sich im September 1825 mit seiner Bande auf Gnade und Ungnade ergab. Sicher ist, daß von auswärts so gut wie Niemand kam. Die Völker waren durch die napoleonischen Kriege noch total erschöpft, und die junge Generation war ganz im Geiste der Revolution erzogen. Aus diesem heraus urtheilte Stendhal (Promenades dans Rome, Brux. 1830, I 117) auf den mich eine freundliche Hand hinweist: „le jubilé, schreibt der Verfasser von ‚Le Rouge et Le Noir' ‚qui une fois réunit à Rome quatre cent mille pélerins de toutes les classes n'a rassemblé que quatre cents mendiants en 1825. Il faut se presser de voir les cérémonies d'une religion qui fa se modifier ou s'éteindre." Dazu muß zunächst bemerkt werden, daß Stendhals Meldung nicht ganz richtig ist, denn man sah wenigstens die aristokratischen Damen Roms, die Herzogin von La Rochefoucauld mit den Marchesinnen del Bufalo und Origo an der Spitze barfüßig die Basiliken besuchen, und das Gleiche wird von der Wittwe Vittorio Emmanuele's I., der Königin Maria Teresa d'Este, und ihren beiden Töchtern (von denen die jüngere, Maria Cristina, später Gemahlin Ferdinand's II.

Digitized by Google

von Neapel wurde) berichtet. Diese piemontesischen Damen brachten damals fünf Monate in Rom zu, wo sie die Villa Massimo an den Thermen bewohnten und in S. Andrea beim Quirinal die Ruhestätte des kurz vorher als Mitglied der Gesellschaft Jesu gestorbenen ehemaligen Königs Karl Emanuel IV. besuchten. Auch König Franz I. von Neapel und seine Gemahlin Maria Isabella kamen damals mit ihrer Familie.[1]) Wie würde sich heute Henry Beyle wundern, wenn er am Schluß dieses Jahrhunderts diese alte Religion weder verändert noch erloschen sehen und Zeuge eines neuen Jubiläums sein könnte, welches Leo XIII. als das 20. in diesem Jahre begeht? Auf dieses einzugehen, muß ich einer späteren Zeit und einem andern überlassen; mich interessiren ja nur mehr die alten Geschichten: alte Steine und vergangene Geschlechter. Aus dem, was hier über die bisherigen Anni santi zusammengetragen wurde, werden die freundlichen Leser immerhin den Eindruck gewonnen haben, daß ein starkes und merkwürdiges Stück Culturgeschichte aus dem Studium dieser großen Ablaßjahre zu gewinnen ist. Was wird am Schluß des 20. Jahrhunderts darüber zu berichten sein?

[1]) Prinzivalli (Gli anni santi; Appunti storici con molte note inedite tratte degli Archivi di Roma, Rom 1899, 206) weiß außerdem noch einige Franzosen zu nennen. Sein Buch, das mir erst nach Abfassung dieser Essays zugänglich wurde, bringt zu den einzelnen Jubiläen einige brauchbare Notizen aus archivalischen Quellen: einen höheren Werth kann man dieser Compilation nicht zumessen. Beachtenswerther sind die Studien von Vittorio Cian (Il Giubileo del 1300 nei versi d'un contemporaneo fiorentino, Estr. dal Giorn. stor. della Letteratura ital. 1900, XXXV 450) und Thurton, S. J. The Year of Jubilé and its past History [bes. das Jubiläum Alexanders VI. betr.], in Month 1900, Vol. 94). ferner „Roma nell' anno giubilare 1300" („Civ. catt." 1900, Quad. 1194. 674) und Segré, Carlo, Petrarca e il Giubileo del 1350 („Nuov. Antologia", 1900, 16 maggio, Fasc. 682, 260).

Digitized by Google

XI.

Ueber Francesca da Rimini's Worte bei Dante, Inferno 5, 121—123.[1])

(1900.)

[1]) Abgedruckt aus ‚A. Z.' 1900, Beil. Nr. 136—137.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Die Litteratur der „Pensées," über welche ich an einem andern Orte mich etwas eingehender verbreitet habe, ist wesentlich ein Product reifer Culturen: so tritt sie uns im Alterthum in den Tagen des Kaiserreichs entgegen, so in der Neuzeit mit Montaigne, den man als den ersten und noch immer neben Pascal als den genialsten jener Künstler bezeichnen darf, welchen die Franzosen mit dem unübersetzbaren Ausdruck „médailleurs de pensées" ihre Stellung in der Geschichte des menschlichen Geistes angewiesen haben. Bei den Nationen des Mittelalters treffen wir diese Condensatoren des menschlichen Gedankens noch nicht; dafür lebt unter ihnen das Sprüchwort, welches Erfahrung und Lebensweisheit ganzer Geschlechter dem großen wie dem kleinen Manne zuträgt und das Kind frühzeitig mit dem bekannt macht, was der Greis als Bestes sein eigen nennt. Mit der kindlichen und naiven Auffassung der Völker ist auch das Sprüchwort zurückgewichen. Geflügelte Worte bringen der großen Masse der Gebildeten heute nahe, was die Weisheit des Orients und des Alterthums, was die Litteraturen aller Zeiten und Nationen über die Probleme des Lebens Geistvolles und Brauchbares gesagt haben. Inder, Perser, Araber, Griechen und Römer sind unserm Publicum durch diese von Mund zu Mund gehenden Citate näher gebracht; am wenigsten das Mittelalter, aus welchem im Grunde nur Dante einen tief und mächtig in die Weltlitteratur eingreifenden Einfluß gewonnen hat. Hunderte seiner Aussprüche sind längst Gemeingut seines eigenen Volkes und werden nun auch durch bekannte Sammlungen Anderen nahe

Digitized by Google

gebracht. Der Universalismus seines Geistes, die wunderbare Plasticität seines Ausdrucks, vor Allem der Umstand, daß sein großes Gedicht ein innerlich von ihm selbst Erlebtes darstellt, das sind Eigenschaften, die zahlreichen seiner Aussprüche eine Macht auch noch mitten unter uns verleihen, mit der nur Shakespeare und Goethe rivalisiren können.

Unter Dante's berühmten Worten ist aber keines berühmter als das, was er im 5. Gesang der Hölle (V. 121 bis 123) jener Francesca da Rimini in den Mund legt, welche er, für alle Zeiten, mit dem wundervollen Zauber der Anmuth und des Unglücks umwoben hat, sie selbst im höchsten Grade das, was sie dem daherkommenden, erbarmungsvoll ihr begegnenden Dichter zuruft: o animal grazioso e benigno (V. 88). Dante war unter der Führung Virgils in den Kreis der Lussuriosi eingetreten, den zweiten jener Welt, aus dem es keinen Rückweg mehr gibt:

> Der Hölle Wirbelsturm, der nimmer ruht,
> Jagt hier die Geister, sich im Flug zu drehen,
> Und peitscht sie mit erbarmungsloser Wuth.
>
> (V. 31—33.)

Da sieht Dante Semiramis, Kleopatra und Helena an sich vorüberziehen. Ihn aber zieht vor allen ein Paar an, „das miteinander geht, vom Winde leicht getragen, nicht mehr fern" und dem er, ermuthigt durch den Führer, zuruft: „o arme Schatten, steht Rede, wenn's ein Anderer nicht verwehrt." Der liebevolle Ruf läßt die beiden, die wie zwei Taubengatten daherschweben, verweilen, und Francesca erzählt, wie sie, die Tochter des Herrn von Ravenna, Guido da Polenta, an des Herrn von Rimini Malatesta Verucchio's ältesten Sohn Gianciotto verheirathet (1275), von Liebe zu ihrem Schwager Paolo ergriffen und im trauten Zusammensein mit diesem von Gianciotto überrascht und mitsammt ihrem Geliebten ermordet wurde. Die Scene ist thatsächlich 1285 in Rimini vorgefallen; Paolo und Gianciotto konnten Dante persönlich bekannt sein, denn Ersterer, schon seit 1269 vermählt, führte 1282 in Florenz ein militärisches Commando

Digitized by Google

als Capitano del Popolo, und der Letztere lebte noch 1304, zur Zeit, wo Dante schon zwei Jahre in der Verbannung zubrachte. Es wäre nicht undenkbar, daß er auch Francesca begegnet und aus dieser Begegnung das ganz besondere Interesse bewahrt hätte, das ihn offenbar in der Schilderung dieser Scene erfüllte. Wahrscheinlich ist es gewiß nicht, denn der Dichter war 1285 — seine Geburt 1265 angenommen — erst 20 Jahre alt und nichts gibt uns Anlaß zu glauben, daß er schon damals Ravenna oder Rimini besucht habe.

Francesca hat ihren Seelenzustand mit jenen berühmten Worten geschildert: „Liebe, die nie Geliebtem Lieb' erläßt." Dante verlangt mehr zu wissen und redet sie wieder an (V. 116):

Francesca, deine Marter zu betrachten
Bringt heiße Thränen in die Augen mir.
Sag' aber nun, bei jenem süßen Schmachten —
Woran vergönnte Lieb' in jener Zeit,
Daß kenntlich sich die dunklen Wünsche machten?
Da sprach sie: keine größere Traurigkeit
Als sich erinnern aus beglückten Tagen,
Im Elend, und dein Lehrer kennt dies Leid.
Doch wenn dein Herz dich treibt danach zu fragen,
Wie jene Lieb' entsprang in unsrer Brust,
So will ich thun, wie die so weinend sagen.

Und nun erzählt sie, wie sie eines Tages mit Paolo zu ihrer Lust die Geschichte von Lanzelott (den Ritterroman aus dem König Arthur'schen Sagenkreise) las, wie eine Stelle sie überwand — und

Da küßte bebend meine Lippen mir
Dieser, hinfort mein ewiger Begleiter,
Galeotti war das Buch und der es schrieb.
An jenem Tage lasen wir nicht weiter.

Sie haben nie mehr weiter gelesen.

„Indeß," so berichtet Dante, „der eine Geist dies so beschrieb,

Weinte der and're, daß vom Ueberwallen
Des Mitleids ich betäubt und leblos blieb
Und niederfiel, wie todte Körper fallen."

Digitized by Google

II.

Ich habe hier nicht die Absicht, den ganzen fünften Gesang des Inferno zu behandeln oder auf die umfangreiche Litteratur einzugehen, welche sich mit der Geschichte der beiden Liebenden beschäftigt. Es handelt sich hier nur um jene drei berühmten Verse 121—123:

Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria; e ciò sa il tuo dottore.

Die Fragen, welche sich hinsichtlich derselben erheben, sind wesentlich diese drei: „welches ist der Sinn derselben? Hat Dante sie irgend einem frühern Schriftsteller entlehnt und welchem? Wer ist der Lehrer, dem diese Weisheit bekannt ist?" Wir werden zunächst untersuchen, was ältere und neuere Commentatoren auf diese drei Fragen zu antworten haben und dann zusehen, welche Rolle diese Terzine in der Weltlitteratur gespielt und wie sich, zustimmend oder ablehnend, die Geister dazu verhalten haben.

Die Commentirung der „Commedia" hat bekanntlich sehr bald nach ihrer Bekanntgebung, die, wenigstens dem vollen Umfang der Dichtung nach, wohl erst nach Dante's Tod folgte, angehoben. Drei Jahre nach dem Hinscheiden des Dichters entsteht wahrscheinlich schon der nur in wenigen Bruchstücken auf uns gekommene Commentar des Bologneser Kanzlers Ser Graziolo de' Bambiglioli (ca. 1324); er verbreitet sich in keiner Weise über die V. 121—123 und meint nur betr. derselben: sie seien Jedem klar — per se patent. Mit Stillschweigen werden die Verse auch in dem sogenannten falschen Boccaccio (ca. 1375), in dem von Fanfani herausgegebenen Anonimo Fiorentino (angeblich 1345, in Wirklichkeit wohl 16. Jahrhundert), auch noch in den vielgenannten Letture übergangen, welche Giovan Battista Galli 1556 in Florenz über Dante hielt. Auch der Commentar, welchen Dante's eigener Sohn Pietro

Digitized by Google

um 1340 f. verfaßte, citirt zwar zu V. 82 und 131 anklingende Aeußerungen des Virgil und Ovid, schweigt aber von unsrer Terzine. Dagegen sprechen über sie der Comento des Jacopo della Lana (um 1328) und der sogenannte Ottimo (um 1334), die beiden Commentare, auf denen die nun folgende Erläuterung des Gedichtes im ganzen 14. und 15. Jahrhundert hauptsächlich beruht. Jacopo meint, der Dichter lasse Francesca als Kronzeugen für die Behauptung Virgils anführen, der einst in dieser irdischen Welt in höchsten Ehren stand und nun ohne Gnade und Hoffnung tiefem Gram anheimgefallen sei (e ora vedesi nel limbo senza grazia e speranza di bene non è senza dolore e gramezza). Der Ottimo glaubt, was Francesca am tiefsten schmerze, sei, daß sie ihr Unglück erzählen müsse, aber sie thue es aus Dank für das dem leidvollen Paar erwiesene Mitleid. Er macht dann zu V. 139 die beachtenswerthe Bemerkung: Dante habe ähnliches selbst erfahren (come l'autore medesimo a simile affetto rispose in ciò). Diese Beziehung auf eigene persönliche Erlebnisse hat auch der Codex Casinensis, der um 1382 geschrieben ist. Das Zeugniß des Virgil glaubt auch er entweder auf das in den Bucolica erzählte Unglück der Mantuaner oder auf die Erzählung im II. Buch der Aeneide „Infandum etc." zurückführen zu sollen. Ganz ähnlich äußert sich Benvenuto von Imola (um 1383). Auch ihm ist der Dottore Virgil, an dessen Ausplünderung in Mantua oder an dessen jetzigen elenden Zustand in der Vorhölle hier gedacht sei und dessen Anrede an Dido im II. Buch der Aeneide ähnlich laute. Doch insinuirt auch schon Benvenuto bei Dante die Erinnerung an sein eigenes Exil. An diese Worte der Aeneide erinnert auch Giovanni Boccaccio in seinem um 1373 geschriebenen Comento, wo aber nun zum ersten Male Dante's Worte V. 121 auf Boethius zurückgeführt werden, welcher De Consolatione Philosophiae sage: summum infortunii genus est, fuisse felicem. Der Vergleich der Verdammniß mit dem Leben auf dieser Erde lasse das hervortreten; ein Gedanke, den wir denn bald darauf

Digitized by Google

auch bei Francesco da Buti († 1406) wiederfinden, combinirt mit der Erwägung des Verluſtes des höchſten Gutes. Buti ſpricht weder von Boethius noch von Virgil. Guiniforte delli Bargigi (ca. 1460) läßt Francesca ihre gegenwärtige Lage mit derjenigen vergleichen, wo ſie ſinnlicher Freude genoß, und bezieht den Dottore auf Virgil (Aeneis II).

Der Biſchof Giovanni da Serravalle, der zur Zeit des Konſtanzer Concils die Commedia ins Lateiniſche übertrug (ca 1416) meint: Francesca wolle ſagen: nichts grauſameres könne ihr zugemuthet werden, als von jener glücklichen Zeit in ihrem Elend zu reden, doch thue ſie es, wenn auch weinend, aus Dankbarkeit. Den Satz nessun maggior dolore findet er aber gezogen aus dem VI. Buch der Aeneide, da wo Aeneas ſich weigert, vor Dido in der Hölle über ſeine Erlebniſſe zu reden.

Wir kommen zu den ſeit der Erfindung der Typographie auftretenden Commentaren, an deren Spitze der berühmte des Criſtoforo Landino (Florenz 1481) ſteht. Landino bezieht den V. 121 auf die Erinnerung an das genoſſene ſinnliche Vergnügen; V. 123, meint er, knüpfe an Virgils VI. Buch der Aeneide an, wahrſcheinlicher, als daß an ſeinen jetzigen Zuſtand der Verdammniß gedacht ſei.

Die nun folgenden Erklärer theilen ſich im weſentlichen alle in drei Klaſſen, indem ſie den V. 121 f. entweder aus Boethius oder aus Virgils Aeneide II. oder aus Aeneide VI. ableiten.

Aleſſandro Vellutello (16. Jahrhundert) meint, die Sentenz des V. 121 ſei aus Boethius entlehnt, doch ſei auch an Virgil zu denken, welcher zu Anfang von Aeneide II. (Infandum regiua iubes renovare dolorem) das Gleiche ſage.

Ludovico Caſtelvetro (16. Jahrhundert) findet Francesca's Ausſpruch in der Empfindung begründet, daß ein Augenblick höchſten Genuſſes gerade Urſache des tiefſten Elends geworden ſei, und er fügt hinzu, das Dispiacere ſo naher Verwandten erſcheine ihm als Quelle ſo großer Miseria. Einer Exemplification bedürfe indeß der Ausſpruch nicht, da ſeine Richtigkeit

Digitized by Google

von selbst einleuchte. Auch Ovid äußere sich ähnlich (wobei Castelvetro wohl an den Ausruf des Ulysses Metam. XIII. 280 oder denjenigen VII, 796 denkt: gaudia principium nostri sunt, Phoce, doloris — demgegenüber an den folgenden Vers erinnert werden muß: iuvat o meminisse beati temporis, Aeacida. Virgil habe eine solche Aeußerung nicht gethan, deshalb könne er nicht mit dem Dottore gemeint sein. Indessen wisse vielleicht Francesca um Dante's Verhältniß zu Virgil oder beziehe sich als abgeschiedener Schatten darauf, daß jeder normale Mensch (ogni mezzano intelletto d'uomo) solches als selbstverständlich wisse.

Von den neueren Erklärern des 18. und 19. Jahrhunderts stehen zu Boethius als Quelle der Terzine Venturi (1749), Biagioli (1818), Magalotti, Cesari, Poggiali, Gregoretti (1856), Brunone Bianchi (1854 f.; mit der Begründung, Dante habe Boethius auch nach dem Tode Beatricens als Tröster angerufen), De Marzo (1854, ebenfalls mit Rücksicht auf Conv. II c. 13), Casini (1889 f., doch denkt er mit Lana bei dem Dottore an Virgils Erfahrungen und auch mit Boccaccio an seine Verse Aeneide II), Lubin (1881), Poletto (1894, unter Bezugnahme auf ähnliche Sentenzen bei Petrarca, Thomas von Aquin u. s. f.), Berthier (1892, der aber bei dem Dottore auch an Virgil Aeneide II, 2 denkt), Plumptre (1890, ebenfalls unter Bezugnahme auf Conv. II, 2), Warren Vernon (1894, der aber auch den Dottore auf Virg. II bezieht), Kopisch (1842, in Erinnerung an des Boethius' Erfahrungen bei seinem Sturz und in seiner Kerkerhaft), Paur (zu Kopisch Uebers. 1887, mit der Bemerkung: mit dem Dottore könne doch nur Virgil gemeint sein, vielleicht in Erinnerung an Aeneide II, 3: vielleicht schwebte dem Dichter die Reminiscenz an Boethius vor, und er übertrug sie, der Analogie wegen, auf Virgil), Karl Witte (1865), Otto Gildemeister (1891 f. mit der Bemerkung: „Francesca's berühmten Ausspruch . . . scheint Dante auf eine Stelle in Virgil zurückführen zu

Digitized by Google

wollen. ‚Dein Lehrer kannt' dies Leid', sagt sie zu unserm Dichter. Man hat aber eine solche Stelle in Virgil's Werken nicht gefunden [das von Philalethes citirte „Infandum regina iubes renovare dolorem" enthält den gerade entgegengesetzten Gedanken], wohl aber nachgewiesen, daß in dem Dante wohlbekannten Werk des Boethius „De Consolatione" die Worte vorkommen: „in omni adversitate etc." Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Dante diesen Satz im Auge hatte, wahrscheinlicher, als daß er, wie ein Ausleger meint, Francesca ganz allgemein sagen lassen wollte, Virgil als ein weiser Mann werde wohl wissen, daß sie recht habe."

Dagegen entschieden sich für Virgil Baldassare Lombardi (1791 f., mit der Begründung, nicht weil er solches gesagt, sondern weil er solches erlebt habe), Gabriele Rossetti (1826, mit der Erklärung, die Worte seien zwar von Boethius, aber es sei an Virgil als den Dottore und an Dante's eigenes Leiden in seinem unglücklichen Kampf für die ghibellinische Sache gedacht), Pietro Fraticelli (1852 f.), Luigi Bennassuti (1864 f.) Camerini (1868 f.), Scartazzini (1874 f., unter Ablehnung des Boethius, der nie Dante's Dottore heiße und mit Bezugnahme auf Virgil's Erfahrung), Campi (1888), Lamennais (1824), Blanc (1861, mit Rücksicht auf die Erfahrung des Virgil und gegen Boethius, der nicht als Dottore vorkomme), Cayley (1855).

Unentschieden zwischen Boethius und Virgil schwanken Niccolo Tommaséo (1837 f.), Philalethes (s. 1828), Longfellow (1867).

Zuletzt und am eingehendsten hat Edw. Moore die Stelle erörtert. Im Index seiner Studies (p. 300) führt er ohne weiteres Boeth. De Consol. II. Pros. IV. als Quelle an, S. 282 geht er tiefer auf die Sache ein. Er weist auf Dante's Devotion für Boethius (Conv. II, 13, l. 14; Conv. II, 16, l. 4) hin; zugleich, sagt er, ist sehr zweifelhaft, ob er Boethius als seinen Lehrer bezeichnen konnte, zumal in Francesca's Mund.

Digitized by Google

Der Ausdruck geht eher auf Virgil, in dessen Werken aber ein ähnlicher Ausspruch nicht gefunden werde. Man hat daher angenommen, Dante beziehe sich nur auf Virgil's Erfahrung. Vielleicht hatte Dante nur eine allgemeine Erinnerung und schrieb den Passus irrthümlich Virgil zu. Aeneide II, 3 (Infandum) kann kaum gemeint sein. Ist es indessen unmöglich, daß er, wie Conv. II, 16 an die Hand geben könnte, doch auch Boethius als seinen Lehrer bezeichnete! Andererseits enthält die nächste Terzine eine unleugbare Reminiscenz aus Virgil:

quis fando
. . . . . .
Temperet a lacrymis?
Sed si tantus amor casus cognoscere nostros
. . . . . .
Quamquam animus meminisse horret luctuque refugit.
Incipiam.

Womit denn ähnliche Aeußerungen bei Dante Inf. 1, 6 (che nel pensier rinnova la paura) und 33, 4—6 (. . . tu vuoi ch'io rinovelli Disperato dolor che il cor mi preme Già pur pensando, pria ch'io ne favelli) zu vergleichen sind.

Moore schließt mit der Bemerkung, es sei schwer, hinsichtlich dieses vielbestrittenen Punktes zu einer abschließenden Conclusion zu gelangen.[1])

Inzwischen wird eine neue Ableitung jener vielberufenen Terzine durch einen Mann vertreten, der vor mehr als 400 Jahren seine Glossen auf den Rand der 1465 durch Johannes Antonius aus Tarano (Rieti) in der Burg Stroncone (bei Terni) geschriebenen Handschrift der Commedia setzte, welche aus der berühmten Bibliothek des Fürsten Buoncompagni im Jahre 1898 in meinen Besitz überging. Es heißt dazu V. 121: „justa illud Senece: Nulla major infelicitas quam meminisse se fuisse felicem."

Seneca's Benutzung durch Dante ist von Moore a. a. O.

[1]) Edw. Moore Studies in Dante, First Series, Oxf. 1896, p. 282.

Digitized by Google

(I, 288 f., 356 f.) ausgiebig untersucht worden. Zweimal wenigstens (Ep. IV, 5 Exulanti Pistoriensi Florentinus Exul, und Conv. III, 8 [ohne Nennung des Namens] und Mon. II, 5) citirt unser Dichter einen falschen Seneca De Remediis fortuitorum, d. i. Martinus, Abt von Dumio in Portugal im 6. Jahrhundert. Zweimal führt er echte Stellen aus Seneca an, die er aber wohl nicht direct, sondern aus Albertus M. und Thomas von Aquin bezogen hat (Conv. II, 14; I, 8). Das Citat Conv. IV, 12 (se l'uno de' piedi avessi nel sepolcro, apprendere vorrei) ist nicht aus Seneca, sondern vielleicht eine Reminiscenz aus dem dem Juristen Salvius Julianus, dem Verfasser des Edictum perpetuum zugeschriebenen Satz des Digestes: si alterum pedem in tumulo haberem, non pigeret aliquid addiscere. Drei andere Citate stammen augenscheinlich wirklich aus Seneca (Conv. IV, 12 = Sen. Ep. 119, 17, 20; Conv. I, 8 = Sen. De Benef. IV, 9, 11, 12; Conv. IV, 28 = Sen. Controvers. I sub in.).

Demnach liegen einige Fälle directer Benutzung Seneca's durch Dante vor. Vergebens aber sucht man den von unserem Glossator angegebenen Text bei ihm. Unser oder ein anstreifendes Thema behandelt Seneca in Epistularum Moralium Libr. XVI, Ep. 3 ad Lucilium, wo sich der Ausspruch findet: 1 „numquam credideris felicem quemquam ex felicitate suspensum“ und § 5 (ed. Haase p. 317): „tamquam non futurus ob hoc miserior, si habere desierit.“ Dagegen sagt Seneca eb. Ep. 4 (p. 320): „quod damnorum omnium maximum est, si amicum perdidisses, danda opera erat, ut magis gauderes, quod habueras, quam moereres, quod amiseras.“

Es erscheint daher nicht wahrscheinlich, daß Seneca die Quelle für unsere Terzine ist. Daß Virgil sie nicht sein kann, ist schon gezeigt worden; Aeneide II, 3 liegt geradezu eine entgegengesetzte Anschauung zu Grunde. Es bleibt Boethius, dessen Aeußerung (Philosophiae Consolationis Libr. II, Pros. 4 (ed.

Digitized by Google

Peiper, Lips. 1871, p. 32); „nam in omni adversitate fortunae infelicissimum est genus infortunii fuisse felicem“ den Dante'schen Versen sehr nahe kommt, aber auch keineswegs sich mit ihrem Wortlaut oder ihrem Inhalt gänzlich deckt. Denn das, was in Francesca's Empfindung das durchschlagende Moment ist, fehlt in Boethius Satz: das ist der gerade aus der Erinnerung an genossenes Glück aufsteigende und die Seele übermannende Schmerz. Dieses durchaus subjective Moment ist es, was auf Dante selbst so mächtigen Eindruck macht, daß er wie ein Todter, ohnmächtig vor Bewegung dahinfällt. Schon der Ottimo hatte die Bemerkung gemacht, daß der Dichter Aehnliches befahren (come l'Autore medesimo a simili affetto rispose in ciò) und die Chiose von Montecassino erzählen geradezu, eine Ohnmacht, wie die hier berichtete, sei Dante einst zugestoßen, als er Beatrice bei einem Bankett unerwartet begegnet habe (s. meinen Dante S. 11). In der That kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Francesca's Rede die schmerzvollsten persönlichen Erinnerungen des Dichters aufregt, wie mir denn nie zweifelhaft war, daß Niemand den fünften Gesang des Inferno zu schreiben vermochte, der nicht der Liebe Glück, Leid und Noth an sich selbst erfahren hatte (s. eb. S. 150). Es kommt aber bei Dante noch etwas weiteres in Betracht. Schon Rossetti glaubte aus der Terzine den Widerhall der durch die Verbannung und die politische Niederlage verwundeten Seele des Dichters zu vernehmen. In der That; wenn die sogenannten Steincanzonen und namentlich die Canzonen VIII und IX (die Montanina Canzon und „Io son venuto al punto della rota“) einen politischen und nicht einen erotischen Sinn haben, wie ich glaube nachgewiesen zu haben (Dante S. 244 f.), so wird man sich kaum der Annahme erwehren können, daß in den von dem Dichter persönlich so stark betonten Ausdruck verlorenen Glücks sich auch ein gutes Stück politischen Leids hineinmischt.[1])

[1]) Nach dem Erscheinen dieses Aufsatzes hat ein feinsinniger Kenner Dante's, Hr. Dr. Borinski in München, in einer Zuschrift an die ‚A. Z.‘

Digitized by Google

III.

Der Text unserer Terzine ist in vollkommen gesicherter Gestalt handschriftlich überliefert. Die Handschriften bieten keine bedeutenden Varianten und wir können darüber kurz hinweggehen.[1])

IV.

Interessanter wird den meisten Lesern sein zu erfahren, wie die berühmte Terzine Dante's in andere Sprachen übersetzt wurde.

(abgedr. 1900, B. 143, S. 6) den Versuch gemacht, „il tuo dottore" auf Aristoteles zu beziehen, welcher auf Grund von Inf. II, 801 (la tua Etica pertratta) und 11,101 (se tu ben la tua Fisica note) als Dante's Lehrer, nach Conv. IV. 17 und der Adelscanzone „Le dolce rime", vor Conv. IV., v. 85) wohl als Meister der Ethik par excellence erscheinen kann. Dagegen hat ein andrer hochverdienter Danteforscher, Hr. Oberstleutnant Paul Pochhammer (eb. Beil. 172, S. 6) Einsprache erhoben und die Nothwendigkeit betont, bei dem „dottore" an einen Anwesenden zu denken. Er macht zu Gunsten Virgils geltend, daß „eine Frau spricht, die nicht nur rascher denkt, als wir gewohnt sind, sondern doch im Begriff ist, genau das zu thun, was Aeneas auf Dido's Wunsch thun sollte, nämlich zu erzählen, wie das Glück sich brach!" Francesca kann also wohl sagen: der hier steht, er weiß, wie schwer es ist, deinem Wunsch zu entsprechen!"

Eine nochmalige Prüfung der Sache hat mich, bei aller Anerkennung der von Borinski beigebrachten Argumente, doch überzeugt, daß der Lehrer nur ein Anwesender und zwar Virgil sein kann. Was Pochhammer darüber sagt, ist durchaus beachtenswerth, aber ausschlaggebend erscheint mir ein Umstand, der sonderbarer Weise von Allen, die über den Gegenstand geschrieben haben, übersehen wurde — auch von mir. Das ist die Thatsache, daß in demselben Gesange 5 des Inferno Dante selbst Virgil „il mio dottor" nennt (v. 70): damit entfällt jede Möglichkeit, zu Vers 123 an einen Andern als an den Dichter der Aeneide zu denken.

[1]) Lombardi (Ed. Fir. 1830) hat die Lesung: v. 122. Non la miseria e ciò fa il tuo Dottoro des Cod. Angelic. VI, 22. — Der Cod. Cassinese hat: 121 E ella a me nesun magiur etc. — Moore (Contributions to the textual Criticism of the DC., Cambr. 1889, 39) gibt flg. Varianten: 121 E quella ACEGHLMPQAa. — niun C. — 122 E che a[1]. — 123 il mio dottore K.

Mein Codex Buoncompagni-Kraus hat 121

Et quell ad me | nesun magior dolore
Che ricordarse del tempo felice
Nela miseria e ciò sa il tuo doctore.

Digitized by Google

Es würde zu weit führen, und es hätte wohl kaum einen Zweck, sämmtliche Uebertragungen hier vorzuführen, welche die Litteratur der verschiedenen Völker aufzuweisen hat. Ich beschränke mich auf einige Proben.

Schon früh hat man daran gedacht, der Commedia ein lateinisches Gewand zu geben: fanden sich doch im 14. und 15. Jahrhundert Leute genug, welche Dante ein Verbrechen daraus machten, sein Gedicht nicht in lateinischer Sprache vorgeführt zu haben. Das von Fiamazzo (1892) herausgegebene Fragment des um 1324 geschriebenen Codice San Daniele bezeugt, daß schon drei Jahre nach Dante's Tod der Versuch einer Latinisirung der Commedia gemacht wurde. Er war nicht allzu glänzend, wie man aus der (S. 131) abgedruckten Stelle entnehmen kann:

Illa refert misero maior non est dolor unquam
Quam iam preterite reminisci prosperitatis
Cum miser est, istudque tuus doctor bene novit.

Von dem Versuch des Matteo Rotti (st. n. E. 1343?) ist nichts näheres bekannt. Das Gleiche gilt von dem Compendium des Bartolo di Piero (1434). Dagegen bietet das von Orelli 1839 herausgegebene Bruchstück einer Uebersetzung des 15. Jahrhunderts die Verse 5,70—142. Gewandter ist schon des B. Serravalle Uebersetzung (1416):

. . . Nullus maior dolor,
Quam recordari temporis felicis
In miseria: et hoc scit tuus doctor;

viel glücklicher aber latinisirte der Jesuit Carlo d'Aquino (1728):

Qui miser est, ait illa, magis tristatur in horas,
Fluxerunt laetae reputat si tempora vitae;
Non dubitanda tuus dedit haec documenta magister.

In unserm Jahrhundert (1844) übersetzte der Abate Gaetano Piazza in Vicenza also:

Ait illa: doloris
Vis nulla est maior, quam, mole premente malorum
Commemorare dies olim feliciter actos,
Idque tuus doctor non ignorare videtur.

Digitized by Google

Die altfranzöſiſche Ueberſetzung des Cod. Turin. (Un. XXII, 5, 3, ed. Morel 1897):

Nesung plus grant doleur peult estre,
Que le temps bien heureux recorder en misere,
Et cela très bien sçait le tien docteur et maistre.

Beſſer iſt die der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entſtammende Ueberſetzung des Cod. Vindob. (Aul. 10, 201, eb. bei Morel):

. . . La plus grande douleur
Est de penser alors de son maleur
Au temps heureux! Tu le scais bien grand Maistre.

Von den neueren Franzoſen ſeien angeführt Aroux (1857):

Rien n'est plus douloureux,
Et ton maître le sait, à des moments prospères,
Que de se reporter lorsqu'on est malheureux;

und Lamennais (1824, bezw. 1855):

Et elle à moi: nulle douleur plus grande que des temps heureux se ressouvenir dans la misère; et cela ton Maître le sait.

Von den Engländern führe ich an: Cary (1806):

. . . She replied:
No greater grief than to remember days
Of joy, when misery is at hand! That kens
Thy learned instructor.

Longfellow (1867):

There is no greater sorrow
Than to be mindful of the happy time
In misery, and that thy teacher knows.

Plumptre (1890):

And she to me: a greater grief is none
Than to remember happier seasons past
In anguish; this thy Teacher well hat known.

Von Spaniern ſei mitgetheilt die Ueberſetzung des talentvollen Bartolomé Mitré (Buenos Ayres 1893):

Y ella: „Nada mas triste que el recuerdo
De la ventura en medio á la desgracia!
Muy bien lo sabe tu Maëstro cuerdo!“

Digitized by Google

Ihm angereiht sei, was uns Musurus Pascha in seiner griechischen Version bietet (Lond. 1890):

μείζων οὐκ ἔστι λύπη
ἢ τὸ διαμεμνῆσθαι καίρους ὀλβιους
ἐν δυστυχίαις, τουτ' οἶδ' ὁ σὸς ἡγήτωρ.

Wir kommen zu den Deutschen, von denen man in Köhler's Schrift „Der fünfte Gesang der Hölle in 22 Uebersetzungen" (Weimar 1865) die älteren Uebertragungen von 1763 bis 1865 zusammengestellt findet. Wenig Geschmack wird man den früheſten Versuchen, Dante zu verdeutschen, wie sie mit Meinhard (1763) und Lebrecht Bachenschwanz (1767) anheben, abzugewinnen wissen. Selbst Aug. Wilh. Schlegel's sonst so meisterhafte Version (1795) befriedigt hier wenig. Das Gleiche gilt von Jagemann (1780) und Edmund (1803). Aug. Bode (1803) gab den Versen eine zu subjektive Färbung; Karl Aug. Förster (1807) finde ich geradezu geschmacklos. Auch Kannegießer (1809, 1814, 1825, 1832, 1843), Streckfuß (1824—1840), Hörwenter (1830), K. v. Enk (1830), Heigelin (1836) bieten nichts Erfreuliches, und das Gleiche gilt von Berneck (1840 f.), Graul (1843), Braun (1863), Eitner (1865). Besser gefallen Tanner (1865), Rotter (1861) und Hape (1863). Gutes nur konnte man von Kopisch (1837), Philalethes (1828 f.), Blanc (1864) und Witte (1861) erwarten, wenigstens was die Treue und sprachliche Korrektheit anlangt. Es seien diese vier hier mitgetheilt:

Kopisch:

Kein größ'res Leid gibt es
Als sich erinnern der glückseligen Zeiten
Im Elend; solches aber weiß dein Lehrer.

Philalethes:

Und sie zu mir: es gibt kein größ'res Leiden,
Als sich der frohen Zeiten zu erinnern
Im Elend, — wohl hat dies gewußt dein Lehrer.

Ludw. Gottfr. Blanc:

Und sie zu mir: nicht größ'ren Schmerz wohl gibt es,
Als sich glückſel'ger Zeiten zu erinnern
Im Elend, und das weiß dein Lehrer wohl.

Digitized by Google

Karl Witte:

Drauf sagte sie zu mir: kein Schmerz ist größer,
Als sich der Zeit des Glückes zu erinnern,
Wenn man im Elend ist; das weiß dein Lehrer.

Seither sind bekanntlich noch manch' Andere mit Uebersetzungen der Commedia ins Deutsche aufgetreten, und man darf sagen, daß sie im allgemeinen Gutes geleistet, Philalethes und Witte an Genauigkeit in der Wiedergabe nicht, wohl aber mehrfach an Schönheit des Ausdrucks und poetischer Empfindung übertroffen haben. Angeführt seien:

Bartsch (1877):

Und sie zu mir: wer kennt ein größer Leiden,
Als wer im Elend schön'rer Zeit gedenkt?
Dein Lehrer weiß es und er kann's entscheiden.

Josephine v. Hoffinger (1865):

Und sie: nicht ist ein größ'rer Schmerz zu nennen,
Als zu gedenken einer frohen Zeit,
Im Gram, dein Lehrer mußte dies erkennen.

Hasenclever (v. Schadow):

Kein größ'rer Schmerz, als sich der Zeit, der schönen,
Im Elend zu erinnern, und das weiß
Dein Lehrer auch, so klagte sie mit Thränen.

Gildemeister (1888):

Da sprach sie: keine größ're Traurigkeit
Als sich erinnern aus beglückten Tagen
Im Elend, und dein Lehrer kennt dies Leid.

Bassermann (1892):

Kein Schmerz kann so verwunden,
Als zu gedenken an glückselige Zeiten
Im Elend; auch dein Lehrer hat's gefunden.

Carneri (1896):

. . . Nichts kann so schmerzlich uns verdrießen,
Als rückzudenken an des Glückes Licht,
Wenn in des Elends Nacht die Thränen fließen.

Zum Schluß sei die Improvisation einer 16jährigen jungen Dame vom 6. August 1866 mitgetheilt:

Kein größer Leid in kummervollen Tagen,
Als Glückserinnerung im Sinne tragen.

Digitized by Google

Ich würde vielleicht vorschlagen:

Kein größer Leid in kummervollen Tagen,
Als ein zerstörtes Glück im Busen tragen.

V.

An Anklängen an unsere Terzine, an Aeußerungen, welche einen verwandten Gedanken ausdrücken, fehlt es natürlich in der Litteratur nicht. Ein Schriftsteller in Corfu hat sich die Mühe gegeben, eine ganze Sammlung solcher Stellen zu geben.[1]) Dante selbst kann hier zunächst mit einer Ausführung in der Vita Nuova[2]) und einer anderen in der freilich hinsichtlich ihrer Echtheit zweifelhaften Epistola VII 8 an Kaiser Heinrich VII. angezogen werden[3]). Von dem, was sich bei Boethius, Virgil, Seneca Anklingendes findet, ist gesprochen worden. Einen Gedanken aus Augustinus (Serm. de Sanctis 44), auf welchen Poletto hinweist, wird man, als von dem Sinn der Terzine abliegend, beiseite lassen müssen. Dagegen ist sehr merkwürdig die Betrachtung, welche zu Ausgang des Mittelalters die Nachfolge Christi (III, 12[4]) an die Hand gibt.[4])

VI.

Wichtiger als solche mehr oder weniger gleichlautende Anklänge, welche sich in der Litteratur aller Zeiten finden dürften und denen

[1]) F. di Mento: Una greca interpretazione ai vv. 121—125 del Canto V dell Inferno. Corfù 1821.

[2]) V. N. § 36 in.: poi per alquanto tempo, conciofossecosachè io fossi in parte, nella quale mi ricordava del passato tempo, molto stava pensoso, e con dolorosi pensamenti tanto che mi faceano parere di fuori d'una vista di terribile sbigottimento.

[3]) Ep. VII, 8 (ad Neur. Imp.): „ac quemadmodum sacrosanctae Jerusalem memores, exules in Babylone, gemiscimus; ita tunc cives et respirantes in pace, confusionis miserias in gaudio recolemus."

[4]) Imit. Christi III c. 12, n. 4. (De informatione patientiae etc.): „ecce quemadmodum fumus deficient abundantes in saeculo, et nulla erit recordatio praeteritorum gaudiorum. Sed et cum adhuc vivunt, non sine amaritudine et taedio ac timore in eis quiescunt. Ex eadem namque re, unde sibi delectationem concipiunt, inde doloris poenam frequenter recipiunt."

Digitized by Google

übrigens ganz entgegengesetzte Gedanken gegenübergestellt werden könnten (selbst bei Seneca), erweisen sich Aeußerungen, in denen eine Nachbildung unserer Verse oder eine bestimmte Bezugnahme auf dieselben anzunehmen ist.

An der Spitze derjenigen Dichter, welchen eine solche Beeinflussung durch Francesca's Worte nachzuweisen ist, steht der große englische Poet, der Dante überhaupt diesseits der Alpen zuerst bekannt gemacht, bezw. in die Weltlitteratur eingeführt hat. Es ist Chaucer, der um 1372 bis 1373 Italien bereiste, bei dieser Gelegenheit wohl auch kurz vor dessen Tode Petrarca kennen lernte und in seinem „Troilus and Cresseida" die Terzine unzweifelhaft nachgebildet hat.[1])

Ein anderer Engländer, Lord Tennyson, macht den Schluß der Nachbildner.[2]) Inzwischen kann unter den alten Italienern Petrarca mit seiner dritten Canzone (in Vita) in Betracht kommen;[3]) Fortiguerra in seinem „Ricciardetto".[4]) An einer berühmten Tochter des Heimathlandes unsres Dichters darf nicht vorübergegangen werden. Es ist Cristine de Pizan: geboren 1363 zu Venedig, 1368 von ihrem Vater Tommaso de Pizan nach Frankreich gebracht, wurde sie am Hofe dort erzogen, frühzeitig Gattin des Edelmannes Etienne du Castel, mit 25 Jahren schon Wittwe. Ihre poetischen Schriften sind stark durch Dante

[1]) Chaucer: Troilus and Cresseida, Book III 1624:
„For up fortune's sharpe adversite
The worst kind of infortune is this,
A men to have been in prosperite,
And it remember, when it passet is.

[2]) Tennyson: Locksley Hall:
„This is truth the poet sings,
That a sorrows' crown of sorrow
Is remembering happier things."

[3]) Petrarca, Canz. III., al. IV („Si è debile') v. 47—48.
„E quant'era mia vita allor gioiosa
M'insegna la presente aspra e noiosa."

[4]) Fortiguerra: Ricciardetto, X, Str. 100:
„ . . . rimembrare il ben perduto
Fa più meschino lo presente stato."

Digitized by Google

beeinflußt,[1]) besonders ihr „Livre de la Mutacion de Fortune“, noch mehr „Le Livre du Chemin de Long Estude“.[2]) Dies Buch, 1402 geschrieben, ist sozusagen eine Nachbildung des fünften Gesangs des Inferno und ganz aus der Empfindung herausgedichtet, die der Dichterin in ihrem gegenwärtigen Unglück das Andenken an genossenes Glück gebiert. So sucht sie nun auch Trost im Boethius (Boece le prouffitable livre, v. 206 f.) und copirt u. a. auch den Danteschen Parnaß aus Inf. 4, 130—144. Auf unsre Terzine nimmt sie nicht geradezu ausdrücklichen Bezug, aber sie schwebt ihr offenbar immer vor.[3])

Wie tief der ganze Gesang noch in diesem unsern Jahrhundert die Gemüther ergriffen, lehrt die Erzählung von Giovacchini Rossini, der angeblich in Venedig die Worte Francesca's gesungen hörte und sich dann entschlossen haben soll, die V. 127—138 in Musik zu setzen. Thatsache ist, daß, als Lord Vernon sein „Inferno“ herausgab (Lond. 1858—1865), der große Componist ihm dieses Musikstück als Beitrag sandte, wie Lacaita berichtet[4]) und Lord Vernons Sohn, der hochverdiente Danteforscher Warren Vernon, wiederholt, indem er das Stück Rossini's wieder abdrucken ließ.[5])

[1]) Vgl. Paget Toynbee: The Academy 1898, Nr. 895. — Beck in L'Alighieri II, 381.

[2]) Le Livre du Chemin de Long Estude par Cristine de Pizan, publ. pour la première fois par Robert Püschel. Nom. éd., Berl. 1887.

[3]) Vgl. z. B. Chem. de long Estud. a. a. O. S. 4:

„Par son tour qui pluseurs tue,
Qui du tout m'a abatue;
Dont da douleur excessive
Souvent regretant le temps passé
Joieux qui m'est ore effacé
Tout par elle et par la mort
Dont le souvenir me mort.“

Anderwärts, v. 4123, nennt die Dichterin Boethius' Consolatio Phil. „grant reconfort contre tristrece“. — Vgl. noch Oelsner: Dante in Frankreich, Berl. 1898, S. 6, 56 — Del Balzo: Poesie di mille autori intorno a Dante Al., Roma 1889 f. III, 220—223.

[4]) Lacaita zu Vernons Inferno, Album III, 83.

[5]) Warren Vernon: Readings on the Inferno. Lond. 1894. I, 172 f.

Digitized by Google

Und doch hatte Rossini einst, wie er in seinem Brief an Pedroni in Mailand schreibt, sich gewundert, wie Donizetti den Gedanken habe wagen können, einen Dante'schen Gesang in Musik zu setzen! Er meinte, das sei so gewagt, daß selbst der himmlische Vater an solcher Aufgabe scheitern müsse — vorausgesetzt, daß sich derselbe als maestro de musica beschäftige.

So hatte auch Galileo's Vater, als er etwas Neues unternehmen wollte, zuerst gewagt, eine einstimmige Melodie zu komponiren, und zwar mit Zugrundelegung der Episode Ugolino's, die er nach Doni's Versicherung gern und in angenehmer Weise sopra un concerto di viole vortrug.[1]) Ich werde auf eine weitere Nachbildung aufmerksam gemacht, welche sich bei Karl Spittler, „olympischer Frühling", findet; die aus der Unterwelt emporsteigenden Götter reden da die aus dem Olymp gestürzten, neuen, also an: „Herzliebe Vettern, Gift auf seine Schwären streuen, heißt nicht Arznei und keine böseren Augenwunden, als einem Glücke nachzuschauen, das entschwunden", wozu Inf. 5, 126, 140 zu verzeichnen sind.

VI.

Kommen wir auf unsre Terzine zurück, so hat ein Mächtiger, ja der Mächtigsten Einer, deren Sturz wir in unsern Tagen gesehen, für ihre Wahrheit ein merkwürdiges Zeugniß abgelegt.

In den Tagen seines Glücks, damals als er an seinem „Jules César" arbeitete, sah Napoleon III. häufig den kgl. preußischen Militärbevollmächtigten, Oberst v. Cohausen, bei sich. Hr. v. Cohausen, welcher vor wenigen Jahren als Conservator des Wiesbadener Antiquarischen Museums verstorben ist, wurde von dem Kaiser gern als anerkannte Autorität auf dem Gebiet der römischen Militärgeschichte und der Archäologie der Rheinlande zu Rath gezogen. Als einige Jahre später Napoleon als Gefangener auf der Wilhelmshöhe bei Kassel residirte, be-

[1]) Doni: Trattato della Musica scenica, cit. bei Poletto. Diz. Dant. II, 423.

Digitized by Google

gleitete die noch in Wiesbaden lebende Tochter des Obersten von Cohausen, Frl. Emma v. Cohausen, die Herzogin von Hamilton zweimal zum Besuche bei dem gestürzten Herrscher; zum ersten Male schon sehr bald nach Sedan, im September, dann wieder am 2. November 1870. Als sich die Herrschaften verabschiedeten, nahm der Kaiser Frl. v. Cohausen einen mit Gedenk- oder Sinnsprüchen beschriebenen Fächer aus der Hand, um auf einer halbabgesprungenen Zinke desselben sich einzuschreiben. Da man ihm bemerkte, es seien noch ganze Zinken unbeschrieben, meinte er mit seinem melancholischen Lächeln, für einen gestürzten Herrscher reiche ein zerbrochenes Stück auch aus. Als er den Fächer zurückgab, las man darauf die Worte Dante's Inf. 5, 121—122, in zwei Zeilen geschrieben:

Nessun maggior dolore che ricordarsi
Del tempo felice nella miseria.
Wilhelmshöhe, 2. N. 1870. Napoléon.

Zwei Jahre später begleitete Frl. v. Cohausen die Herzogin von Hamilton, bei der sie Hofdame war, nach Rom, wo sie Gregorovius begegnete und ihm den Fächer zeigte. Zum 10. Februar 1872 schrieb dann der Geschichtschreiber der Stadt Rom im Mittelalter in sein Tagebuch: „der Kaiser, vor dem einst Europa bebte, schrieb das einem jungen deutschen Mädchen in Wilhelmshöhe auf den Fächer. Es erschien mir als der tiefste Grad seines Falles, und doch zugleich menschlich liebenswürdig, ja groß.“ [1])

Frl. v. Cohausen, welcher ich die Einzelheiten über diese Begegnung auf Wilhelmshöhe verdanke und welche mir noch im August des Jahres 1899 den Fächer mit den Stammbuchversen Napoleon's vorlegte, machte mich auf andere Eintragungen auf

[1]) Gregorovius, Römische Tagebücher, herausgegeben von Althaus, Stuttgart 1893, S. 361. Gregorovius äußerte sich auch Frl. v. Cohausen gegenüber in folgender Weise: „die Welt hat diesem Kaiser in seiner Politik und während seiner Regierung jegliches Herz abgesprochen, doch der Seelenschmerz, der in dem Ausspruch Francesca's liegt, zeugt davon, daß er Gemüth und ein Herz hat, das tief empfindet.“

Digitized by Google

demſelben hiſtoriſchen Flabellum aufmerkſam. Sie mögen hier noch einen Platz haben.

Einige Monate nach jener Scene des 2. November ſchrieb ein deutſcher Fürſt, deſſen Name im engſten Zuſammenhang mit dem Ausbruch des Krieges ſtand, welcher Napoleon's Reich ein Ende bereitete, ſeine Meinung über den uns hier beſchäftigenden Ausſpruch, entgegen derjenigen des Kaiſers, auf den Fächer ein mit den Worten:

Angedenken an das Gute
Hält uns immer friſch bei Muthe.
LH. 11. Mai
1871.

Die Meinung des geiſtreichen und edlen Hohenzollern widerſpricht anſcheinend gänzlich derjenigen Francesca's. Ich kann indeſſen verſichern, daß manche Seele mir bekannt hat, ſie ſtimme eigentlich im Grunde ihres Herzens Francesca auch nicht zu und freue ſich heute noch ihres Theils jeder ſeligen Stunde und jedes holden, glücklichen Augenblicks, den das neidiſche Geſchick ihr auf ihren Wegen geſchenkt.

Dieſer Meinung war auch einer der großen Dichter des modernen Weltſchmerzes. Alfred de Muſſet hält in ſeinem „Souvenir“ (1841) eine Art Revue über die dahingeſchwundenen Jahre ſeiner Jugend und ſeiner Liebe: er weiſt die „frivolen Klagen derjenigen zurück, die nie wirklich geliebt“, er will nichts wiſſen von dem Leichentuch vulgären Liebesleids,

Que viennent étaler sur leurs amours passées
Ceux qui n'ont point aimé!

und dann wendet er ſich plötzlich an Dante und fragt ihn, wie er dazu komme, jene Worte, die uns hier beſchäftigen, zu ſchreiben:

Dante, pourquoi dis-tu qu'il n'est pire misère
Qu'un souvenir heureux dans les jours de douleur,
Quel chagrin t'a dicté cette parole amère,
Cette offense au malheur?
En est il donc moins vrai que la lumière existe,
Et faut-il l'oublier du moment qu'il fait nuit?
Est-ce bien toi, grande âme immortellement triste,
Est-ce toi qui l'as dit?

Digitized by Google

Non, par ce pur flambeau dont la splendeur m'éclaire,
Ce blasphème vanté ne vient pas de ton cœur.
Un souvenir heureux est peut être sur terre
Plus vrai que le bonheur.
Eh quoi! l'infortuné qui trouve une étincelle
Dans la cendre brûlante où dorment ses ennuis,
Qui saisit cette flamme et qui fixe sur elle
Ses regards éblouis;
Dans ce passé perdu quand son âme se noie,
Sur ce miroir brisé lorsqu'il rêve en pleurant,
Tu lui dis qu'il se trompe, et que sa faible joie
N'est qu'un affreux tourment!
Est-c'est à ta Françoise, à ton ange de gloire,
Que tu pouvais donner ces mots à prononcer,
Elle qui s'interrompt, pour conter son histoire,
D'un éternel baiser.[1])

Vierzig Jahre sind es her, daß ich einst am Grabe des Dichters stand, dessen ganzes Leben eine moralische Krankheit war und von dem ein Biograph sagen konnte: nie hat ein gesunderer Stil ungesunderen Neigungen zum Ausdruck gedient. Das Grab war fast noch frisch, denn es deckte Alfred de Musset erst seit drei Jahren. Ich wandte voll mitleidiger Trauer, wie sie einem Zwanzigjährigen zukam, meine Schritte weg und stieß bald auf ein anderes Denkmal, das noch von blutigerm Leide zu zeugen wußte: dies große Mausoleum hat in Wirklichkeit Abälard's und Heloissen's Gebeine niemals vereinigt, aber es erzählt ihr gemeinsames Unglück und ihren gemeinsamen Ruhm. Was sie erlebt und erlitten, war anderer Natur und von anderm Ausgang als Paolo's und Francesca's grauenvolles Ende; aber die Geschichte ihrer Liebe bietet verwandte Seiten und man kann wohl fragen, was Heloissa über die Behauptung mochte gedacht haben, die ihre Leidensschwester zwei Jahrhunderte später Dante gegenüber ausspricht. Ist ihr Briefwechsel echt,[2]) so kann man darüber nicht im Zweifel sein.

[1]) Musset, Alfr. de, Poésies Nouvelles 1836—1852. Nouv. Ed., Par. 1899, p. 213 f. — Derſ. Oeuvr. compl. Par. 1866, II, 258 f.

[2]) Die Acten über die Echtheit der Historia Calamitatum und der Correspondenz Abälard's und Heloissa's sind noch keineswegs geschlossen und ich kann mich der geheimen Besorgniß nicht entschlagen, daß die eine oder

Digitized by Google

Abälard hat ihr seine Historia Calamitatum — die frühesten Confessionen des Mittelalters — in ihr Kloster, den Paraklet, gesandt, und ihre erste Antwort darauf ist noch immer ein Ausbruch heftigster, durch nichts gebrochener Leidenschaft und seliger Erinnerung an das an der Seite und in den Armen ihres „Meisters, Bruders, Herrn, Gatten und Geliebten" genossene Glück. „Du allein", schreibt sie, „bist die Quelle meiner Leiden, Du allein kannst mein Tröster sein; einzige Ursache meiner Trauer kannst Du allein mir die Freude wiedergeben und einige Linderung bringen. . . . Ich nehme Gott zum Zeugen, lieber wäre ich eine Courtisane mit Dir, als dem Kaiser Augustus angetraut Herrin und Kaiserin des Weltalls. . . . Welche Königin, welche Prinzessin müßte mich nicht um die Freude meines Lagers beneiden!"

Das ist ein Liebestaumel, der den Schleier der Klosterfrau durchreißt und die ganze Zelle der Unglücklichen mit dem Duft verblühter Rosen erfüllt: der Aufschrei einer Seele, „welche, wie Charles de Remusat sagt, Gott selbst ihrem Geliebten nicht streitig machen konnte." Gewiß, Heloissa war nicht der Meinung Francesca's; aber, und das ist der Punkt, auf den es bei Dante ankommt: Francesca muß, nach der Auffassung des christlichen Dichters und entsprechend dem ganzen Sinn und Geist der Commedia, auch in der Hölle Zeugniß ablegen für das gerechte Gericht Gottes. So aufgefaßt, erscheint mir auch ihr Wort als eine große sittliche That: es ist der Sieg des Sittengesetzes über die Poesie des Genusses und die sinnliche Freude.

Aber es gibt auch Freuden, die mit den Grundgesetzen der Ethik sehr vereinbar sind: sich ihrer, auch wenn sie längst dahin sind und Alter, Krankheit oder Armuth uns hindern uns ihnen noch hinzugeben, noch zu erinnern, kann ebensowohl erlaubt als eine Quelle der Befriedigung sein. Daß Dante persönlich anders

---

die andere, vielleicht beide, ganz oder zum guten Theil von Jean de Meung, einem der Verfasser des „Roman de la Rose", herrühre, der beide Stücke in der Zeit Philipp's des Schönen zum ersten Mal „übersetzte". Das war bekanntlich auch die Meinung G. Orelli's und Lalanne's.

Digitized by Google

gedacht, scheint mir mit nichts erwiesen: sicher war solcher Ansicht auch unser großer Reichskanzler, der in seiner Ansprache an den Gesammtausschuß des Verbandes alter Corpsstudenten, am 27. April 1895, sich also vernehmen ließ:

„Sie alle beweisen durch ihr Herkommen, daß sie mit Wohlwollen auf die Studienzeit und auf die Burschenzeit zurückblicken, und ich kann von mir nur dasselbe sagen. Es gibt einen italienischen Vers im Dante: „kein größerer Schmerz, als in der Zeit des Unglücks zurückzublicken auf die glückliche Zeit", nun er klingt sehr poetisch und geistreich, aber ich halte ihn für unwahr, wenigstens bei mir trifft er nicht zu. Die glücklichste Zeit, die ich verlebt habe, liegt in der Zeit der Jugend, als Student, als junger Landwirth, wo auch nichts meine Heiterkeit störte, selbst nicht Prozesse und Schulden, und ich muß sagen, der Rückblick aus einer Zeit, die ich nicht gerade unglücklich nennen will, aber Glück und Unglück, — wenn man krank wird, fühlt man erst, wie glücklich man ist, wenn man gesund ist, und — kurz, es ist mir eine mehr subjektive als objektive Erkenntniß, ob man glücklich ist oder nicht. Ich betrachte auch heute als Unglück nicht, weil ich außer Geschäften bin, sondern weil ich krank und matt bin und kein Vergnügen an der Arbeit finde, aber gerade im Rückblick auf die glückliche Zeit finde ich Frieden und Ruhe, und in schlaflosen Nächten auch eine gewisse Freude und Beruhigung. Ich halte also den bekannten italienischen Spruch „Nessun maggior dolore" u. s. w. für einen Irrthum. Ich sehe gern rückwärts, wo ich glücklich, d. h. gesund war, ich meine darunter nicht die Zeit, wo ich eine hohe Stelle im Dienst einnahm, das macht nicht glücklich, im Gegentheil: es ist eine Zeit der Hetze, der Unruhe, der Besorgniß, wie eine Sache ausfallen wird, und sie bietet wenig Entschädigung dafür und viel Aerger." [1])

Kehren wir zu dem Fächer von Frl. v. Cohausen zurück. Nach den beiden Fürsten kam Schliemann und gab zu dem einen

[1]) H. N. 28, 4, 1895, Nr. 100. M.-A. — Kohl, Bismarck-Jahrbuch. Berl. 1895. II, 521.

Digitized by Google

und anderen Satz seine Kritik, indem er die Weisheit eines alten Griechen anrief:

Πάντα Χρόνος φθονεῖ . . .

Daß die Zeit jedem Glück neidisch ist, ist tausend Mal gesagt worden: wer hätte es nicht befahren? Aber sie hat auch bessere Seiten:

Die Zeit umdunkelt Alles,
Führt Alles dem Vergessen zu,

heißt ein altgriechischer Spruch bei Stobaeus, und noch Vortheilhafteres weiß von ihr der größte Tragiker des Alterthums zu rühmen: „die Zeit", sagt Aeschylus in den Eumeniden, „entsündigt Alles, und sie selbst ergraut." [1])

[1]) Stobaeus, Sentent, p. 621. — Aeschyl. Eumenid. 275, übers. von Donner, I, 171.

Digitized by Google

XII.

August Reichensperger.[1])

(1900.)

[1]) Abgedruckt aus ‚A. Z.‘ 1900, Beil. Nr. 200, 201, 224, 225.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Kaum vier Jahre waren nach dem Tode August Reichensperger's verflossen, als schon eine umfangreiche, zweibändige Biographie des Dahingeschiedenen auf unserm Tisch lag.[1]) Sie rührt von der Hand eines Historikers her, der in den Parteikämpfen der letzten Jahre vielfach genannt wurde, und der allen unsern Lesern als Fortsetzer von Joh. Janssens „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters", namentlich aber als Verfasser der „Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters" bekannt ist. Auch diejenigen, welche Ludwig Pastor's Standpunkt nicht theilen oder seine Methode zu bemängeln haben, werden die rastlose hingebende Thätigkeit dieses Gelehrten anerkennen müssen. Man kann nicht ohne Ueberraschung, ja Bewunderung, sehen, wie ein durch so große, ein ganzes Leben füllende Aufgaben in Anspruch genommener Gelehrte noch so viel Muße und so viel geistige Frische finden konnte, um, in so kurzer Zeit, einem dahingeschiedenen älteren Freund ein Denkmal der Pietät zu setzen, bei dessen Abfassung zahllose Ereignisse und Fragen der zeitgenössischen Politik und Litteratur zu studiren waren. Freilich ward die Arbeit erleichtert durch die Art und Manier der Darstellung. Tagebücher Reichensperger's, welche von 1825—1892 reichen, ein umfangreicher, von

[1]) August Reichensperger, 1808—1895. Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiete der Politik, der Kunst und Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses dargestellt von Ludwig Pastor. 2 Bände. Freiburg i. Br. 1899. Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

den Korrespondenten des Verstorbenen und der Wittwe desselben bereitwillig zur Verfügung gestellter Briefwechsel, die zahlreichen, ein gutes Stück seiner eigenen Geistesgeschichte erzählenden Schriften Reichensperger's sind das Material, welches dieser Biographie zu Grunde liegen. Die Methode der Darstellung aber ist dieselbe, wie sie Pastor's Meister Joh. Janssen in seiner Biographie Böhmer's angewandt hat. Wo immer es anging, ist der Held des Stückes selbst redend eingeführt, so daß der Text des Verfassers sich vielfach nur als eine den Zusammenhang in Reichensperger's Selbstbiographie herstellende redaktionelle Thätigkeit ausnimmt. Es ist das ein Vorzug, aber auch ein Nachtheil der Composition. In einer so angelegten Biographie tritt uns freilich die Gestalt und Persönlichkeit des Geschilderten mit größter Unmittelbarkeit entgegen; aber andrerseits wird der Darstellende nur zu leicht verhindert, das auszuscheiden, was nur ein vorübergehendes Interesse hat oder nur eine momentane Stimmung ausdrückt; er übersieht nur zu leicht den Gang der allgemeinen Entwickelung, der allein von bleibender historischer Bedeutung ist, und er ist nur zu oft versucht, sich selbst und sein Urtheil dem dargestellten Gegenstand gänzlich unterzuordnen, und somit auf die Schaffung eines historischen Kunstwerkes zu verzichten. Wenn der Verfasser diese Klippen naturgemäß nicht völlig zu vermeiden in der Lage war, so muß doch andrerseits anerkannt werden, daß er auf manchen Punkten A. Reichensperger gegenüber die Selbständigkeit seines Urtheils sich bewahrt hat und sie gelegentlich zur Geltung zu bringen wußte.

Hr. Hofrath Pastor nennt in seinem Vorwort August Reichensperger „eine der vielseitigsten, eigenartigsten und interessantesten Gestalten nicht bloß im früheren Centrum, sondern überhaupt im geistigen und politischen Leben unsrer Zeit". Dies Urtheil geht meines Erachtens über den Sachverhalt nicht hinaus, und es liegt darin die Rechtfertigung dafür, wenn wir an dieser Stelle auf die öffentliche Thätigkeit des genannten Parlamentariers, auf seine schriftstellerische Laufbahn und sein Verhältniß zur

Digitized by Google

Politik, Kirche, Kunst etwas näher eingehen: es wird sich dann zeigen, welche Stellung demselben in der geschichtlichen Bewegung des abgelaufenen halben Jahrhunderts zuzuweisen ist.

Nur kurz seien die äußeren Lebensverhältnisse A. Reichensperger's berührt. Er war zur Zeit der napoleonischen Herrschaft, am 22. März 1808, in Koblenz geboren, wo sein Vater Franz Joseph, der vom Hunsrück stammte, ein hochgeachteter Richter am Criminalgericht, später Präfecturrath war; derselbe hatte sich am 25. März 1805 mit Margarethe Knoodt in Boppard verheirathet. Durch diese Verwandtschaft kamen die Reichensperger in die stets festgehaltenen Beziehungen zu der mittlern Mosel-Gegend; diesem Verwandtenkreise gehörte auch der bekannte Vertreter der Günther'schen Philosophie an der Universität Bonn, Prof. Knoodt, an, dessen politische und kirchliche Anschauungen sich später soweit von denjenigen der Gebrüder Reichensperger entfernten. Der jüngere dieser Brüder war Peter (geb. 28. Mai 1810). Die 1895 verstorbene Schwester der Beiden, Elisabeth, hat handschriftliche Erinnerungen hinterlassen, in welchen sie ihre beiden Brüder als Knaben also charakterisirt: „Peter war ein jähzornig eigenwilliges Bürschchen, so daß der Vater oft strafend einschreiten mußte. August war schwerfälliger, litt längere Zeit an den Augen und war sehr weinerlich, so daß der Vater ihm ein sehr schönes Messerchen versprach, wenn er einen Tag, schließlich nur eine Stunde, nicht weinte; er konnte es sich nicht verdienen." Etwas von der künftigen Art der Brüder, das Leben anzuschauen und es anzufassen, hat die gute Schwester damit, ohne es zu ahnen, verrathen. Schon im Jahre 1812 starb der Vater: er war, wie August sich ausdrückte, ein „napoleonischer Katholik", der nur ungern auf Commando in die Kirche ging. Die Mutter ging mit den Kindern, denen der Vater so gut wie kein Vermögen hinterlassen hatte, zu den Ihrigen nach Boppard zurück. Hier wurden die Kinder erzogen, hier erlebten sie die großen Ereignisse von 1813 und 1814, und hier sollte August Reichensperger seine ersten Studien machen. Daraus wollte nun anfangs nicht viel

Digitized by Google

werden. Er selbst berichtet später darüber: „ich war auf dem Wege eines verbummelten Genies. Statt zu studiren, verschlang ich unzählige Romane und überhaupt alle Bücher, deren ich habhaft werden konnte. Der alte Lambert Bachem, der eine Leihbibliothek hielt, warnte mich wiederholt und verweigerte mir zuletzt weiter Werke. Meine Schulbücher hatte ich verkauft, um aus dem Erlös das Theater besuchen zu können. Ich dachte daran, Schauspieler zu werden, war überhaupt aus Rand und Band". Man hatte ihn inzwischen aufs Gymnasium nach Köln gebracht; wenn er hier nichts lernte, so gewann er aus diesem Aufenthalt doch mancherlei. Die Ritterstücke des Theaters lenkten seine Aufmerksamkeit auf Shakespeare, den er in der Eschenburg'schen Uebersetzung las und dem er allzeit ein treuer Freund blieb — was nur gesunden Naturen zu begegnen pflegt. Noch wichtiger war der tiefe Eindruck, welchen der tägliche Anblick des Domes auf ihn machte. Man sieht hier wie die Monumente wirken. Ein halbes Jahrhundert vorher hatte das Straßburger Münster auf den jungen Goethe wie eine plötzliche Offenbarung gewirkt: hier sehen wir einen fahrenden Schüler von der Herrlichkeit des Kölner Dombaues geheimnißvoll angezogen und erfüllt, und der fahrende Scholar sollte einst der beredteste Anwalt jener Baukunst werden, die in Köln und Straßburg ihre höchsten Triumphe aufzuweisen hat. Daß der Wildfang dabei an der Schule nichts lernte, hatte wenig zu bedeuten. Er kam, nach Bonn gebracht, bald zur Besinnung und machte 1827 sein Abiturientenexamen, worauf er in Bonn, Heidelberg, Leipzig und Berlin dem juristischen Studium oblag — nebenbei auch schöngeistigen Bestrebungen hingegeben. Die Bildergalerie in Dresden scheint ihm den ersten großen Einblick in die Welt der Kunst, wenigstens der italienischen, gewährt zu haben — mit der Welt des Schönen hatten ihn die herrlichen Gestade des Rheins längst bekannt gemacht.

Bei seinem Eintritt in die Laufbahn des praktischen Juristen war August Reichensperger durch körperliche Leiden niedergedrückt, deren Tragweite er in seiner nervös überreizten Stimmung offenbar

Digitized by Google

übertrieb. Münster, wo er 1830 als Auscultator am Oberlandesgerichte eintrat, war nicht der Ort, einem solchen Leiden Abhülfe zu bringen, das sich in der That erst seit seiner Versetzung an das Landgericht zu Koblenz (1831) besserte. In dieser seiner Vaterstadt trat er bald in regen Verkehr mit gleichgesinnten Bekannten, unter denen der Aachener Frhr. Albert v. Thimus mit seiner mystischen Richtung am meisten Einfluß auf ihn gewann. Auch mit dem alten Stramberg, dem rheinischen „Antiquarius", hatte er vielfache Beziehungen: wie er denn jetzt schon anfing, durch stets wiederholte kleine Reisen an die Mosel, Saar, in die Eifel sich eine vortreffliche Kenntniß dieser schönen Landschaften und ihrer reichen Kunstschätze zu erwerben. Eine Reise nach Paris (Juli 1833) öffnete ihm das Auge für weitere Verhältnisse, und der Ausflug in die Normandie schenkte ihm zum ersten Mal den Anblick des Oceans. Er selbst bekennt, daß ihm Paris eine zweite Universität gewesen sei. Unter den Eindrücken, welche er von hier fortnahm, ist derjenige bemerkenswerth: daß seiner Ansicht nach unbedingte Preßfreiheit der Sache der Mäßigung im allgemeinen mehr nütze als schade. Man muß dabei sich erinnern, daß damals Preßfreiheit bei uns etwas noch ganz unerhörtes war und andrerseits auch Paris noch nicht die namenlosen Excesse der heutigen Journalistik kannte. Nach Hause zurückgekehrt, hielt der junge Jurist schon bald seinen Einzug in die Litteratur, indem er 1834 mit einer anonymen Streitschrift gegen die von Kamptz geplante Verpflanzung des preußischen Landrechts in die Rheinprovinz hervortrat. Diesem muthigen Eintreten für die rheinisch-französischen Rechtsinstitutionen, für die Oeffentlichkeit, Mündlichkeit der Gerichtsverhandlungen und das Schwurgericht folgte 1838 ein Aufsatz in derselben Richtung, welcher merkwürdigerweise in der später von A. Reichensperger so vielfach verklagten Allg. Ztg. (Beil. Nr. 330) abgedruckt wurde. Nach Ablegung des Assessorexamens (1835) bereiste Reichensperger die Schweiz und Belgien, dessen Kunstdenkmäler ihn im höchsten Grade anzogen. In diese Zeit fällt seine Hinwendung zum

Digitized by Google

kirchlichen Leben und einer gläubigen Auffassung, der er in seiner Jugend fremd gegenüber gestanden hatte. Der aus Anlaß der gemischten Ehen entbrannte Kampf zwischen Staat und Kirche in Preußen lenkte die Aufmerksamkeit zahlreicher Kreise auf Probleme und Interessen, welche seit der Revolution von 1789 gänzlich versunken schienen. Der große Fehler, den die preußische Regierung mit der Verhaftung des Erzbischofs Clemens August von Köln beging, führte alle antipreußisch gesinnten Elemente der kirchlichen Bewegung zu: an ihrer Spitze Joseph Görres, dessen Schutzschrift für den Erzbischof in ihrem Gegensatz zu dem „rothen Blatt" und dem „Rübezahl in blauem Gewande" den seltsamen Weg aufwies, welchen der große Publicist selbst und mit ihm zahlreiche andere Menschen innerhalb vierzig Jahren in ihrer inneren Entwickelung zurückgelegt hatten. Auch A. Reichensperger datirte von dem Kölner Ereigniß her das, was er seine „Lebenserneuerung" nannte: „der gefangene Erzbischof," sagte er, „hat mich wieder zur Kirche zurückgebracht."

Diese Wendung in seinen religiösen Ueberzeugungen brachte A. Reichensperger bald in Beziehungen zu den Kreisen der französischen Romantik, wie sie damals durch Montalembert und seine Freunde vertreten wurden und sich in Hinsicht der preußischen Politik, bald darauf durch die Schrift de Failly's „De la Prusse et de sa domination dans les nouvelles provinces" (1842) in einem äußerst preußenfeindlichen Sinn bethätigte. Die antipreußischen Elemente, an ihrer Spitze auch Böhmer in Frankfurt, begrüßten dies Pamphlet als den Ausgang einer neuen Aera der deutschen politischen Litteratur; die „Historisch-politischen Blätter" des alten Görres machten ihren Vorbehalt und tadelten, daß hier der Allerweltsmaßstab des französisch-liberalen Repräsentativstaates angelegt sei; doch waren alle diese Stimmen darin einig, daß die Kirche keinen Bund mit dem Absolutismus schließen, daß aber auch Europa ohne die Kirche seine politische Freiheit nicht gewinnen könne. Diese Betheuerungen, welchen die Allg. Ztg. 1842, Nr. 115 der Beilage, theilweise entgegentrat, sind

Digitized by Google

für die ganze politische Zukunft August Reichensperger's bedeutsam geblieben: es waren die ersten Eindrücke, welche ihn beim Eintritt in das öffentliche Leben empfingen, und sie erwiesen sich als maßgebend für den Rest seines Lebens. August Reichensperger ist den edlen Aspirationen des liberalen Katholizismus Frankreichs von 1840 allezeit treu geblieben, aber er blieb auch den auf einer völlig unzulänglichen Geschichtskenntniß begründeten Vorstellungen treu, welche die Phantasie der Fils du croisés, Lamennais und Joseph de Maistre folgend, über Papstthum und Kirchenstaat, über Gallicanismus und Curialismus und über manche andere Dinge vortrug; freilich mit dem Unterschied, daß A. Reichensperger stets ein ehrlicher Deutscher sein wollte und die Hohlheit der Phrase doch auf mehr als einem Punkte durchschaute.

Lag die Beschäftigung mit der Politik Reichensperger im Blute, so hatte er doch zunächst, in einem Lande, wo es keine parlamentarische Vertretung gab, keine Gelegenheit, ihr praktisch näher zu treten: so wandte sich seine Neigung vorab weit mehr den kunstgeschichtlichen Studien zu, für welche die Reise nach Italien 1839—40, die Uebersiedelung nach Köln, wo er 1841 Landgerichtsrath wurde, die Gründung des Kölner Dombauvereins, dann die Versetzung nach Trier (1844) die wichtigsten Etappen wurden. Die Aufzeichnungen, welche uns A. Reichensperger über seine erste römische Reise gibt, — sie blieb, bezeichnend genug, auch seine letzte — zeigen uns schon die Einseitigkeit seines spätern Kunsturtheils, vielleicht noch mehr die Einseitigkeit seines Urtheils in Dingen der italienischen Politik und Kirche, in die er niemals tiefer einzudringen vermochte. Dazwischen begegnet man dem vortrefflichen Beobachten und mannigfachen Aufbäumen einer ehrlichen deutschen Haut gegen welsche Arglist und Corruption. Daß unser Reisender Italien gegenüber, dessen Kunst er niemals vollauf verstanden hat, doch nicht so ganz ungerecht war, wie es später erscheinen konnte, lehrt der Schlußsatz seines Tagebuches aus dieser Zeit: „jedes Ding hat zwei Seiten, das ist die Grundwahrheit aller Lebensweisheit. Ein italienischer Blick ist mir

Digitized by Google

lieber als zehn Schweizer oder Tiroler ganze Gesichter. Italien hat freilich auch seine Schattenseiten, allein selbst diese sind interessant und lehrreich."

In sein eigentliches Fahrwasser kam A. Reichensperger in Köln, wo eben die große Frage des Dombaues die Geister beschäftigte und wo er, in regem Verkehr mit den Kölner Notabilitäten, seine ganze Energie der Wiederherstellung und dem Ausbau dieses größten Denkmals deutscher Baukunst widmete. Seine erste kunstschriftstellerische Publication waren die „Worte über den Dombau" (Koblenz 1840), welche er schon vor seiner Versetzung nach Köln auf dem Familiengute in Wehlen an der Mosel in den Ferien geschrieben hatte und mit welcher die Signatur seiner kunstgeschichtlichen Arbeit gegeben war. An der Bildung und Leitung des Dombauvereins hat er denn mit H. v. Wittgenstein, Zwirner, Vincenz Statz den größten Antheil genommen, und die von König Friedrich Wilhelm IV. am 4. September 1842 vorgenommene, durch Geissel's Rede ausgezeichnete Grundsteinlegung zum Südportal des Domes mußte für ihn eine persönliche Feier und die erste Bezeugung eines namhaften Erfolges im öffentlichen Leben bilden.

Aus dieser Kölner Thätigkeit wurde A. Reichensperger für einige Jahre durch seine Versetzung als Rath an das Landgericht von Trier herausgehoben; aber auch dieser Aufenthalt war für seine Lieblingsstudien von durchschlagendem Werth und die Erinnerung an ihn ist ihm immer theuer geblieben, wie ihm denn vielleicht von allen unsern schönen deutschen Strömen unsre Mosel mit ihren tausend köstlichen Landschaftsbildern, mit ihrem damals noch durch keine Eisenbahnen und Dampfschiffe zerstörten einsamen Frieden der beste Freund gewesen ist. Dies Idyll mußte ihm um so köstlicher erscheinen, als er hier in Ruhe das eben begründete häusliche Glück genießen durfte; denn am 3. Mai 1842 hatte er in S. Castor zu Koblenz den Ehebund mit Fräulein Clementine Simon eingegangen, welche die treue Genossin seines Lebens ward und ihn bis heute — hoffentlich auf viele Jahre noch — überlebt.

Digitized by Google

Dem Trierer Aufenthalt Reichensperger's, welcher bis zum Jahre 1848 währte, hat Paſtor nur wenige Seiten gewidmet. Vielleicht darf ich einige Striche zur Vervollſtändigung dieſes Bildes hier nachtragen.

Meine Vaterſtadt Trier genoß damals den Vorzug eines außerordentlichen Stilllebens, und es hat noch lange gedauert, ehe ſie von dem Strom des modernen Lebens erfaßt und, leider, in ihrer äußern Erſcheinung und nächſten Umgebung ſo vollſtändig verändert wurde, wie der auf dem Hauptbahnhof Ankommende die alte Kaiſer- und Biſchofſtadt jetzt vor ſich ſieht. Noch lange Jahre dauerte es, ehe die Stadt durch eine Eiſenbahn mit Saarbrücken verbunden wurde (1859) und noch 1860 und 1870 gab es keine directe Eiſenbahnverbindung mit Köln und Koblenz. Unſer alter, ehrwürdiger Profeſſor Steininger, der ausgezeichnete Erforſcher der Geognoſie der Eifel und ihrer Vulcane, behauptete ſogar, es könne wegen der ſtatiſchen und Terrainſchwierigkeiten keine Eiſenbahn nach Trier gelegt werden. Wir waren offenbar etwas ſtark hinter der Entwickelung der Dinge zurück. Das geiſtige Leben der Stadt, welches in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch durch ſo glänzende Namen wie Neller, Hontheim, Sandrart Müller vertreten war, hatte in den Stürmen der Revolution und unter dem Druck der napoleoniſchen Aera einen tiefen Niedergang erfahren. Als Preußen die Provinz übernahm, mußte mühſam faſt alles neu geſchaffen werden. Zwei Mittelpunkte gelehrter Thätigkeit hatten ſich inzwiſchen herausgebildet: der eine war „Die Geſellſchaft für nützliche Forſchungen", welche, unter der franzöſiſchen Herrſchaft noch begründet, ihre hauptſächlich auf Erforſchung der römiſchen und mittelalterlichen Antiquitäten Triers gerichtete Thätigkeit unter der Leitung der Wyttenbach, F. J. Müller, Steininger fortgeſetzt hatte. Der andere war das biſchöfliche Prieſterſeminar, welches, von Clemens Wenceslaus nach Aufhebung des Jeſuitenordens geſtiftet, von Napoleon freundlich behandelt, in den dreißiger Jahren eine gewiſſe wiſſenſchaftliche Bedeutung gewann, die es

Digitized by Google

über die Grenzen des Trierer Landes bekannt machte und mit der allgemeinen Entwickelung der theologischen Litteratur in Zusammenhang brachte. Das war die Zeit, in welcher die hermesische Philosophie in dem Trierer Seminar vorgetragen wurde und Männer von hervorragender Bildung und tiefernstem Streben, wie der Regens und spätere Weihbischof Braun, die Professoren Biunde, Rosenbaum u. A. sich den Ausbau des von dem Meister angegebenen Systems angelegen sein ließen. Das System wurde bekanntlich in Rom verworfen, und die hermesischen Professoren mußten ihrer Lehrthätigkeit entsagen. Nach dem Tode des edlen und milden Bischofs v. Hommer war, nach schweren Kämpfen mit der Regierung, Wilhelm Arnoldi als Bischof eingesetzt worden. Das war die Zeit, wo August Reichensperger in Trier erschien, um gleich Zeuge jener vielberufenen Ausstellung des heiligen Rockes zu sein, die der neue Bischof veranstaltete und die einen Markstein in der kirchlichen Entwickelung unsrer Gegenwart bezeichnen sollte. Reichensperger sah in dieser Veranstaltung eine providentielle Fügung; die kritischen Bedenken, welche damals Gildemeister und v. Sybel in ihrer bekannten Schrift äußerten, machten offenbar keinen Eindruck auf ihn, und er betheiligte sich sofort und eifrigst an der durch dies Ereigniß hervorgerufenen „katholischen" Presse, wie sie sich jetzt namentlich in Luxemburg und Koblenz aufthat. So ward das Jahr 1844 für seine kirchlich-politische Auffassung und Wirksamkeit ebenso bestimmend, wie seine Kölner Tage es für seine Kunstrichtung gewesen waren. Aber auch in Trier fehlten die Elemente nicht, welche letzterer Nahrung gewähren konnten. Der Bischof Arnoldi war freilich kein eigentlicher Gelehrter, obgleich er des Griechischen sehr mächtig war und eine geschätzte Chrysostomus-Uebersetzung herausgab. Aber wenn ihm eine kritische Einsicht in Geschichte und Alterthumskunde fehlte, so hatte er doch ein Herz für diese Dinge und er legte, wie später durch die Bildung eines archäologischen Diöcesanvereins Interesse für die Erforschung der Trierschen Alterthümer an den Tag. Ausgebildeter war das Verständniß für diese Dinge und

Digitized by Google

überhaupt für christliche Kunst und kirchliches Alterthum bei dem Professor der Kirchengeschichte und spätern Generalvikar Dr. Müller, der bald darauf, zum großen Leidwesen der Trierer, als Bischof nach Münster berufen wurde, wo er gerade nach dieser Richtung, als Beschützer der kunstgeschichtlichen Studien, eine segensreiche Thätigkeit entfaltete. Unter dem Klerus trat damals aber hauptsächlich der Domkapitular v. Wilmowsky als Alterthumskenner und Forscher hervor. Jahrzehnte hindurch war er das eigentliche archäologische Orakel der Stadt, vor allem dem Studium und der Restauration des Trierer Domes, aber auch der Erhebung aller Reste des römischen Alterthums hingegeben. Eine feine, vornehme, sehr hagere Gestalt, stets leidend und kränklich, sehr empfindlich und schwer zu behandeln. Die neuesten Forschungen haben einen großen Theil der von ihm hinsichtlich des römischen Trier gewonnenen Resultate als unhaltbar erwiesen; aber es bleibt ihm doch eine reiche Fülle des Verdienstes. In dem Hause meines Vaters verkehrte der Canonicus vielfach, und ich verdanke ihm die ersten Anregungen zum Studium des Alterthums und der heimischen Geschichte. Daß ich später in Fragen der historischen Kritik anderer Ansicht war als er, daß ich namentlich an die unglücklicherweise von ihm protegirten Renniger Inschriften nicht glaubte, hat ihn tief geschmerzt; meiner Verehrung für ihn als einen meiner ersten Lehrer hat das keinen Abbruch gethan.

Im Hause meiner Eltern lernte ich auch seit jenen vierziger Jahren die übrigen Männer kennen, welche damals antiquarischen Bestrebungen in meiner Vaterstadt oblagen. Da war der liebenswürdige belgische Baron de Roisin, eine behagliche breite Gestalt; er bewohnte das Kürenzer Schlößchen und war einer der begeistertsten Anhänger der in Frankreich von Caumont und Didron vertretenen Richtung, welche die Repristination der Gothik auf ihre Fahne geschrieben hatte. An Didron's „Annales archéologiques" hat er sich als fleißiger Mitarbeiter betheiligt und in ihnen seine für die damalige Zeit achtenswerthe Monographie

Digitized by Google

über den Trierer Dom (XII. 1852) veröffentlicht. Ferdinand de Roisin verließ später Trier und ging nach Belgien zurück, wo ich ihn 1867 zuletzt in Tournay besuchte. Der Umgang mit ihm hat jedenfalls sehr viel, vielleicht das meiste dazu beigetragen, um Reichensperger in enge Fühlung mit der französisch-gothischen Schule zu bringen, welche 1846 auf einem archäologischen Congreß zu Trier tagte. Hier konnten de Roisin und Reichensperger sozusagen die Honneurs einer Stadt machen, der sie beide nicht durch Geburt, wohl aber durch Neigung angehörten. Der um die Publication Trier'scher Alterthümer, namentlich der Kunstschätze wohlverdiente Architekt Friedrich Wilhelm Schmidt trat hier neben Wilmowsky in den Vordergrund: doch war die bescheidene und zurückgezogene Art dieses braven Mannes, dem ich auch manche Anregung verdanke, nicht geeignet, ihm eine führende Rolle zu gestatten. Pastor erwähnt auch noch unter den Männern, mit welchen Reichensperger viel verkehrte, den Maler Lasinsky; übergeht aber zwei andere Namen, die viel hervorragender sind und von denen der eine namentlich für A. Reichensperger's politische Entwickelung nicht ohne Bedeutung sein konnte. Das war der Advokat-Anwalt Theod. Regnier, neben dem späteren Bischof Matthias Eberhard die glänzendste geistige Potenz, welche Trier im 19. Jahrhundert aufzuweisen hatte. Regnier hatte sich ursprünglich dem Studium der Theologie zugewandt und war dann bei der bekannten Revolution der Insassen des bischöflichen Seminars (1831) mit 30 seiner Leidensgenossen relegirt und von der Verfolgung der geistlichen Laufbahn ausgeschlossen worden.[1]) Wäre er Priester geworden, so hätte die deutsche Kirche in ihm eine Kraft ersten Ranges und einen Prediger von wunderbarer Beredsamkeit gewonnen. Ich denke oft an diese Geschichte, wenn ich den Unverstand sehe, mit welchem bornirte und fanatische Seminarvorstände junge Talente von dem

[1]) Vgl. die jetzt sehr seltene, höchst einseitige und leidenschaftliche Schrift „Urkundliche Darstellungen der Vorfälle im Trierischen Seminar während des Monats August 1831". Hanau 1834.

Digitized by Google

Prieſterthum ausſchließen, indem ſie hinter jeder Selbſtändigkeit des Urtheils und des Charakters den Geiſt der Empörung wittern. Regnier wurde dann Juriſt und war lange Jahre in Trier der angeſehenſte und geſuchteſte Rechtsanwalt: 1848 vertheidigte er Karl Grün in dem berühmten Hochverrathsproceß, 1856 gewann ſein glänzendes Plaidoyer den Proceß, welchen das Prieſterſeminar wegen Rückerſtattung der ehemaligen Jeſuitenkirche gegen den Fiskus angeſtrengt hatte.[1]) Regnier blieb ſtets ein überzeugter Katholik, aber er ſchloß ſich der klerikalen Partei nicht an und war in den 1848er Jahren mit dem ebenfalls hochbegabten, aber der klerikalen Partei ſehr abgewandten Anwalt Karl Zell der Hauptvertreter der gemäßigt liberalen Tendenzen in Trier. Die Beziehungen zu dieſem ausgezeichneten Manne, den Umſtände und ein verhältnißmäßig früher Tod daran hinderten, eine größere Rolle im öffentlichen Leben Deutſchlands zu ſpielen, konnten auf Reichensperger nicht ohne Einwirkung bleiben: wenn er aus dieſem Kreiſe im Jahre 1848 eben heraustretend, ſich ſofort zu der Verfaſſungspartei bekannte, ſo läßt ſich der Einfluß der Atmoſphäre erkennen, in der er die letzten Jahre gelebt hatte. Einer gleichen, wenn auch anfänglich weiter nach links gehenden Richtung huldigte Eberhard, der damals eben zum Profeſſor der Dogmatik am Seminar ernannt worden war und ſich mit ſeiner vielberufenen Trauerrede auf die auf den Barrikaden des 18. März in Berlin Gefallenen eine dauernde Popularität bei dem Volke und eine ebenſo dauernde Unbeliebtheit bei der Regierung erwarb. Auch mit ihm iſt Reichensperger frühzeitig in Verbindung getreten, und beide haben viele Jahre als Abgeordnete im Landtag zuſammen gearbeitet.

Die bildende Kunſt fand in den vierziger Jahren in Trier noch wenige Pflege. Sie war ſeit den Tagen der Spätrenaiſſance,

[1]) Vgl. Theodor Regnier, Plaidoyer in Sachen des biſchöflichen Seminars zu Trier, die Jeſuiten- oder Dreifaltigkeitskirche betr., gegen die evangeliſche Kirchengemeinde daſelbſt und gegen den königl. preuß. Fiscus. Als Manuſcript gedruckt. Trier, Lintz 1858.

Digitized by Google

in welcher sie noch recht achtbare Leistungen in unserm Lande aufzuweisen hatte, im Trier'schen fast gänzlich zerfallen. Das Empire hatte in dieser Hinsicht geringe Spuren zurückgelassen und was zwischen 1815—1850 an öffentlichen Bauten errichtet wurde, ging über den geistesarmen amtlichen Stil der Zeit wenig oder gar nicht hinaus. Man mag über den Werth der Gothik denken wie man will, sicher ist, daß die Anregung zu einem erneuten Kunstleben und insbesondere zu einer Wiederbelebung der Architektur bei uns von der Wiederherstellung der Kölner Domhütte ausging, und daß den Männern, welche diesen Dombau betrieben, ein unvergängliches Verdienst, vorab an der Erneuerung der kirchlichen Baukunst, zukommt. A. Reichensperger's Aufenthalt in Trier, wo vorab unsre herrliche Liebfrauenkirche einen tiefen Eindruck bei ihm hinterließ, hat hier auch den Werth einer nicht zu unterschätzenden Episode. Im Verein mit den genannten Freunden regte er zur Beschäftigung mit der mittelalterlichen Architektur an, und diesen Anregungen war es zu danken, wenn nun auch in den Mosel- und Eifel-Gegenden allmählich stilgemäßere Kirchenbauten sich anmeldeten und gesündere Grundsätze betreffs der Erhaltung und Restauration der Denkmäler platzgriffen. So hat manche Kirche meiner Heimath allen Grund, auch August Reichensperger's Andenken zu segnen. An ausübenden Künstlern konnte derselbe in Trier freilich nur wenige finden. Der brave Architekt Schmidt war mehr Theoretiker als Praktiker, doch machte er, wohl in Verbindung mit Reichensperger, meines Wissens den ersten Versuch eines gothischen Neubaues in der Pfarrkirche von Saarburg (1854—55), wo der geistvolle Philosoph Biunde als Pfarrherr über das Schicksal seiner hermesischen Philosophie den Rest seines Lebens gebrochenen Herzens vertrauerte. Von den Malern, die damals in Trier lebten, nennt Pastor nur Lasinsky unter Reichensperger's Bekannten. Es war Gustav Lasinsky, der Bruder des 1871 verstorbenen Landschaftsmalers Joh. Adolf Lasinsky, der gleich Jenem der Düsseldorfer Schule angehörte, zum Katholicismus übergetreten war und in den 40 er

Digitized by Google

und 50er Jahren in Trier lebte. Er ist später nach Mainz übergesiedelt, wo er noch einige Fresken im Dom nach Veit'schen Entwürfen malte und 1870 starb (vergleiche die unvollständigen Notizen über beide Lasinsky's in der D. B. XVII 732 f.). Als Historienmaler zeigte Lasinsky ein ernstes Streben und eine nicht zu verkennende Vielseitigkeit in der Wahl seiner bald den kirchlichen, bald den romantischen Heldensagen, bald der deutschen Geschichte entlehnten Stoffe; zu einer bedeutenden künstlerischen Individualität hat er sich nicht durchgerungen. Er war ein behaglicher, liebenswürdiger Junggeselle, in dessen großem lichtvollen Atelier in S. Barbara ich als Knabe manche Stunde mich vergnügt habe, und wo ich allerlei Leuten zu begegnen pflegte, die an Kunst und Alterthum nippten. Viel genialer veranlagt war ein anderer Trierer Künstler, den keine Kunstgeschichte nennt und der doch vielleicht, namentlich nach der coloristischen Seite, der begabteste Mann der damaligen Düsseldorfer Schule gewesen ist; das war Jakob Kieffer, den Pastor auch nicht nennt und vor dessen Können A. Reichensperger den größten Respect hatte. Kieffer war als Zeichner den großen Gedanken P. v. Cornelius' treu geblieben, aber er hatte an den Venezianern auch malen gelernt: es ist ein Jammer, daß er in Trier zu wenig Gelegenheit fand, seine reiche Begabung als Maler, Bildhauer und selbst als Architekt zu bewähren und daß er daher den Antrag der Firma Villeroy-Boch annehmen mußte, in die Industrie überzutreten. Die in der ganzen Welt verbreiteten Mettlacher Bodenbelage sind, soweit sie den 60er und 70er Jahren angehören, wesentlich sein Werk. Später nahm er seinen Abschied aus Mettlach, wohnte noch einige Jahre in Düsseldorf und starb, 76 Jahre alt, zu Trier am 28. Januar 1891. Zwischen 1845 bis 1860 war er fast täglicher Hausfreund bei den Meinigen, und ich habe aus dem Umgang mit dem geistsprühenden Manne vieles gelernt. Von den wenigen Bildern, die er schuf, konnte ich später die besten erwerben, und der Schlußband meiner Geschichte der christlichen Kunst soll einiges davon mittheilen. Ob Reichens-

Digitized by Google

perger Kieffer schon vor 1848 kennen gelernt, ist mir nicht erinnerlich, später erkannte er bewundernd an, wie tief Kieffer in den Geist der gothischen Kunst eingedrungen, und wie sicher er die Formen desselben zu handhaben wußte.

Ich war noch ein Knabe von acht Jahren, als Reichensperger Trier verließ, so daß meine Erinnerung an seine Persönlichkeit aus dieser Zeit eine sehr oberflächliche war; aber sein Name haftete unter denjenigen, welche vielfach bestimmend auf meine früheste Jugend einwirkten. Ich habe ihn stets als einen der letzten Romantiker aufgefaßt, und ich hatte als junger Mann nichts dagegen, wenn man mich selbst mit solchem Titel versah oder verrief. Nun freilich ist dann mit den Jahren ein starkes Stück nüchterner Kritik über mich hereingezogen, und während August Reichensperger bis zuletzt ein Romantiker blieb, hat ihr eisiger Hauch mir gar vieles von den erfreulichen Einbildungen der Jugendzeit unbarmherzig hinweggestohlen.

Eine beträchtliche Erweiterung seiner Kenntnisse und seines Gesichtskreises verdankte A. Reichensperger seiner Reise nach England 1846, wo er nicht nur in Canterbury, London u. a. die mächtigen Denkmäler der englischen Gothik des Mittelalters kennen lernte, sondern auch zum ersten Mal einer noch im Volke lebenden und fortwährend geübten gothischen Baukunst begegnete. Die Bekanntschaft mit Welby Pugin, damals dem bedeutendsten praktischen Gothiker Englands, war ihm ein bleibender Gewinn für sein ganzes Leben, und es war auch nützlich, daß er den englischen Kunst- und Alterthumsvereinen thatsächlich näher treten konnte. Nach Trier zurückgekehrt, lebte er wieder den antiquarischen Studien, als dann die Revolution von 1848 einschlug und ihn wie seinen Bruder auf die politische Schaubühne führte. Peter Reichensperger war für den Kreis Kempen-Geldern, August von Bernkastel zum Abgeordneten nach Berlin gewählt worden, und Letzteren schickte außerdem Euskirchen-Bergheim-Köln in die Frankfurter Nationalversammlung.

Digitized by Google

II.

Aus der politischen Laufbahn Reichenspergers hebe ich nur die äußeren Umrisse heraus, um Platz zu gewinnen für eine Darlegung seiner Grundsätze und Anschauungen auf diesem wie auf dem kunstgeschichtlichen Gebiete.

Noch im Mai 1848 traf A. Reichensperger in Frankfurt a. M. ein, wo er in dem Gartenhause Steinle's in Sachsenhausen Wohnung nahm und bald seine Ernennung zum Kammerpräsidenten beim Landgerichte zu Köln vorfand. Wenige Tage später ging er nach Berlin, um mit seinem Bruder Peter der Eröffnung der preußischen Nationalversammlung beizuwohnen. Sofort bekämpfte er die auf Proclamation der Revolution ausgehenden Anträge Reichenbach's und Behrend's vom 4. und 8. Juni und die von der Linken ausgegangene Beleidigung des Prinzen Wilhelm. Zurückgekehrt nach Frankfurt a. M., betheiligte er sich an dem Zusammenschluß der katholischen Abgeordneten zur Nationalversammlung, einer Vereinigung, die nachmals sehr weit auseinandergehende Namen — Adams, Blömer, Clemens, Grebler, Arndts, de Lasaulx, Phillips, Döllinger, Max v. Hagern, v. Linde, Buß, v. Ketteler, Beda Weber, Förster, Janiscewsky, v. Radowitz, Bischof Müller, B. Geritz v. Ermland, den Fürstbischof Diepenbrock — in sich beschloß. Als Vicepräsident dieser Vereinigung genoß A. Reichensperger den Vorzug einer unfläthigen Anfeindung seitens der Radicalen. Den Einzug des Reichsverwesers Erzherzog Johann begrüßte er als einen Freudentag. Bei der Berathung der Grundrechte trat er für die persönliche Freiheit, weiter für die Beseitigung jedes die Freiheit der Kirche beschränkenden Ausnahmegesetzes ein. Der General v. Radowitz hatte sich (als Vorsitzender der Vereinigung) „aus höherm Interesse der katholischen Kirche" gegen die Verbreitung des Jesuitenordens über ganz Deutschland ausgesprochen; im Jahre 1893 stellte A. Reichensperger gelegentlich einer Zeitungspolemik fest, daß dies nicht seine, Reichenspergers, Meinung gewesen, daß aber auch Herr von

Digitized by Google

Radowitz dabei nicht an Ausnahmegesetze gedacht habe. Reichensperger's Antrag auf Unabhängigkeit der Kirche blieb so, wie er ihn formulirt, in der Minorität (377 Stimmen gegen 79), wogegen der Antrag des Decans Künzer aus Konstanz zur Annahme gelangte: „jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber, wie jede andere Gesellschaft im Staate, den Staatsgesetzen unterworfen. Keine Religionsgesellschaft genießt vor anderen Vorrechte durch den Staat; es besteht fernerhin keine Staatskirche. Neue Religionsgesellschaften dürfen sich bilden, einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedürfen sie nicht."

Man sieht, wie die Kämpfe späterer Zeit und selbst der Gegenwart sich bereits in jenen Frankfurter Tagen ankündigten. Auch ich weise mit Pastor (I, 261, A.) die Auffassung Onckens (Zeitalter Kaiser Wilhelms I. 202) zurück, welcher von einem „Feldzug des Umsturzes, der Entzügelung und der Eroberung spricht, den der politische Katholicismus damals begann und der in der Nationalversammlung eine Zurückweisung erlitt"; aber daß zwei Weltanschauungen, die sich gegenseitig noch nicht überschauten, wohl aber sich gegenseitig witterten, hier bereits zusammenstießen, wird man nicht in Abrede stellen können.

Die Ermordung Lichnowsky's und Auerswald's (18. September) warf ein furchtbares Licht auf Verhältnisse, inmitten derer sich Reichensperger so unwohl als möglich fühlen mußte. In den Verhandlungen über Oesterreich (24. bis 27. October) sprach er sich aufs entschiedenste gegen die Lostrennung desselben von Deutschland aus, welche „möglicherweise einen Riß durch das Herz unsres Vaterlands" machen könne. Indessen unterlag das großdeutsche Programm (Wahl Ed. Simsons zum Präsidenten der Nationalversammlung, 18. Dezember; Verkündigung des kleindeutschen Programms durch Heinrich v. Gagern), das Reichensperger fortfuhr, im Sinne des Clubs des „Pariser Hofs" unter Befürwortung eines Fürstendirectoriums mit abwechselndem Vorsitze Oesterreichs und Preußens zu vertheidigen (1849, 16. Jan.),

Digitized by Google

wobei er sich denn auch gegen das preußische Erbkaiserthum aussprach, so „verlockend dasselbe auch für uns Preußen sei". Preußen müßte, behauptete er, bei einem solchen Experiment in Deutschland aufgehen; was sowohl nach Ansicht der Altpreußen als auch seiner, eines Neupreußen, sehr gefährlich sei. Er leugnete auch, daß das preußische Erbkaiserthum das Gewicht der öffentlichen Meinung in Deutschland für sich habe. Die großdeutsche Partei setzte am 21. März noch die Verwerfung des preußischen Erbkaiserthums mit 283 gegen 252 Stimmen durch, indessen kam der Erbkaiser doch durch den Pact mit der Linken auf der Basis eines demokratischen Wahlgesetzes zur Annahme (27. März). Bei der definitiven Wahl des Königs Friedrich Wilhelm IV. enthielt sich A. Reichensperger der Abstimmung mit 248 Abgeordneten gegen 290. Am 12. April schrieb er: „die fixe Idee des schwarz-weißen Erbkaiserthums, der Oesterreich mit etwas Einsicht und Energie so leicht den Garaus hätte machen können, ist im Begriff va banque zu spielen." Er sah den Bürgerkrieg vor der Thüre. Am 25. April hielt er seine letzte Rede in Frankfurt. Die großdeutsche Partei, herabgeschmolzen bis auf 40 Mann, constituirte sich als einen Verein, der seine Action auf ganz Deutschland ausdehnen sollte und dessen Glaubensbekenntniß das ungeschmälerte Deutschland ohne Ausschluß Oesterreichs, weder ein Erbkaiserthum noch sonst irgend ein Kaiserthum (?); kein Kleindeutschland, aber eine einheitliche Verfassung mit einheitlicher Regierung für alle gemeinsamen Angelegenheiten, mit allen eine starke Bundescentralgewalt bedingenden Mitteln, endlich eine die Freiheit und die Volksrechte verbürgende Volksvertretung forderte. Dieses Programm, welchem auch A. Reichensperger seine Unterschrift beigesetzt hatte, trug den Stempel des sterilen Doktrinarismus an sich, indem es sich an der Hauptfrage, in wessen Hand die Centralgewalt und die Executive zu legen sei, vorbeidrückte. Einem Manne wie Bismarck mußte schon damals klar sein, daß die Lösung der deutschen Frage nicht aus dem Schoß dieser Elemente hervorgehen werde. Mit

Digitized by Google

dem künftigen Reichskanzler fand sich denn A. Reichensperger bald darauf (25. März 1850) in Erfurt zusammen, wohin ihn der Landkreis Köln als Abgeordneten gesandt hatte. Simson war zum Präsidenten des kleindeutschen Parlaments, Otto von Bismarck-Schönhausen unter die Schriftführer gewählt worden. Derselbe äußerte damals zu A. Reichensperger: „mein seliger Vater würde sich dreimal im Grabe herumdrehen, wenn er hörte, daß ich der Schreiber eines jüdischen Gelehrten geworden bin!" Weder der Eine noch der Andere haben das Spiel in dem Erfurter „Knüppelparlament" sehr ernst genommen. Als die „Parlamentsbude" nach kurzem Dasein geschlossen wurde (29. April), machte Reichensperger seinem „Reiseteufelchen" die Concession einer Erholungsfahrt nach Prag, Wien, Salzburg und München.

Eine neue Aera eröffnete sich für ihn, als er am 5. April 1851 von dem Wahlkreis Lüdinghausen-Beckum zum Abgeordneten in die Zweite Kammer nach Berlin gewählt wurde. Er war inzwischen, schon seit dem 1. November 1849, als Rath am Appellationsgerichte in Köln eingetreten, eine Stellung, in der er bis zu seiner Pensionirung verblieb. In Berlin ließ er sich mit seinem Bruder Peter im Centrum des Abgeordnetenhauses nieder und hielt da am 13. Januar 1852 seine erste Rede über die Freiheit der Presse. Es war die wichtigste Epoche seiner politischen Thätigkeit, als er hier, zu einer Zeit, „wo selbst ultramontane Blätter, wie die „Deutsche Volkshalle" sich bei dem Sturm auf die Verfassung betheiligten", in Gemeinschaft mit seinem Bruder fest zur Verfassung hielt, unterstützt durch die Zustimmung seiner belgischen und französischen Freunde, insbesondere Montalemberts (I, 352 f.) und im lebhaften Gegensatz gegen den Pariser „Univers", wie nicht minder gegen die Kreuzzeitungspartei und die Mehrheit der Kammer, welche für den „nackten Polizeistaat nach modernstem französischen Zuschnitt" schwärmte. Es fehlte Reichensperger auch in der Heimath nicht an Gegnern; doch hatte er die Genugthuung, auf der katholischen Generalversammlung zu Köln (6. bis 9. September 1858) zum

Digitized by Google

Präsidenten gewählt zu werden. Den Abschluß dieser Epoche bildet das von beiden Brüdern entworfene Programm, welches an die Regentschaft des Prinzen von Preußen anknüpfte und, vollauf für die Verfassungsurkunde eintretend, Preußen „die schwierige, aber hohe Aufgabe stellte, den confessionellen Gegensatz zu versöhnen, der nach Gottes Zulassung unser Volk in zwei Hälften theilt". Man konnte einwenden, daß der Bestand einer sich „katholisch" nennenden, also confessionellen Fraction eine befremdliche Beleuchtung dieser Forderung darstelle, und in der That ging aus Anregungen, welche diesen Gedanken betonten, nach den Neuwahlen vom November 1858 der Vorschlag Mallinckrodts hervor, eine Namensänderung vorzunehmen, der sich auch August Reichensperger geneigt zeigte. Seither ist die officielle Bezeichnung derselben „Fraction des Centrums (Katholische Fraction)", also ein Doppelnamen zu beliebigem Gebrauch, nur daß die Ausschließung von Nichtkatholiken in den Statuten nicht zu finden war.

In der neuen Session nahm A. Reichensperger zunächst mit dem Centrum Stellung gegen das von der Regierung eingebrachte Ehegesetz: er verwarf damals sowohl die obligatorische als die facultative Civilehe. Den Ausbruch des Krieges 1859 sah er mit tiefem Kummer, doch glaubte er anfangs auch der Fraction Zurückhaltung empfehlen zu müssen. Montalembert schrieb ihm damals (12. April 1859): „alle Blicke sind auf Preußen gerichtet, man wundert sich, daß das preußische Parlament schweigt." Der Vertreter des liberalen Katholicismus unterläßt denn nicht, Reichensperger zu versichern, daß er jetzt zu den ersten Notabilitäten Deutschlands gehöre und den ersten Rang unter den deutschen Katholiken einnehme. August Reichensperger quittirte diese Captatio benevolentiae, indem er im „Correspondant" (August 1859) zu Gunsten Oesterreichs und des heil. Stuhles eintrat, die „Augsb. A.-Z." und insbesondere die „machiavellistische Politik" der „Kölnischen Zeitung" scharf angriff und auf eine Pression seitens der revolutionären, egoistischen Politik Palmer-

Digitized by Google

stons zurückführte, welche „ihren Ursprung in dem Hasse gegen die katholische Kirche und den Heiligen Stuhl“ habe. Wie seltsam der Graf Montalembert damals die Situation ansah, ersieht man aus einem Schreiben desselben vom 29. Dezember, in welchem es heißt: „wenn man bedenkt, daß Preußen dem „Constitutionnel“ und der „Patrie“ den freien Eintritt in sein Gebiet gestattet und zugleich die „Historisch-politischen Blätter“ verbietet, so erinnert man sich des schrecklichen Bildes, welches unser großer Bossuet von einer von Gott verlassenen Nation entworfen hat. In dieser traurigen Lage haben Sie große Pflichten. Sie haben auf edle Weise ein Ansehen erlangt, welches eine mächtige Waffe im Dienste des Rechts und der Wahrheit ist. Im Jahre 1848 sprach man in Deutschland von der rettenden That. Heute handelt es sich um eine rettende Stimme, und diese müssen Sie von der Tribüne des preußischen Parlamentes ertönen lassen.“ Niemand kann für den Grafen Montalembert größere Verehrung hegen als ich; aber bei Licht besehen, waren solche Aeußerungen und Exhortationen nichts mehr als Don Quichotterien, welche auf einer ganz dilettantischen Beurtheilung der politischen Lage und insbesondere derjenigen Italiens beruhten. Daß die „Gothaer“ damals August Reichensperger bei der Präsidentenwahl durchfallen ließen, wird man ohne Mühe verstehen. Aus der Einladung des Letzteren zur Prinzessin von Preußen und der Ertheilung des Rothen Adler-Ordens 4. Klasse (!) am 29. Januar 1860 herleiten zu wollen, daß der Hof damit seine Unzufriedenheit über die Zurücksetzung Reichensperger's durch die Gothaer markiren wollte (I, 403), scheint mir etwas sehr gewagt. Die italienisch-römische Frage tritt jetzt für Reichensperger und die Seinigen in den Vordergrund. Er sieht in dem italienischen Feldzug Napoleons III. das Bündniß der Revolution mit dem Absolutismus und sagt dem sardinischen Königthum voraus, daß es mit der Verschacherung Savoyens seinen Stamm an der Wurzel abgesägt hat, um ihn anderwärts hinzutransportiren, wo er eine Zeitlang eine künstliche Existenz und schein-

Digitized by Google

bare Blüthe fristen mag. Raub, Mord, Verrath, Abfall von der Kirche können nichts dauerndes begründen" (I, 403). Dem entsprach der Bericht, welchen er an Montalembert unterm 8. April gab. Inzwischen rückten mit der neuen Militärvorlage (Entwurf vom 10. Februar 1860) ganz neue Dinge an die Abgeordneten heran; die Centrumsfraction ward von den Liberalen durch eine sich immer tiefer grabende Kluft geschieden. „Eine angreifendere und widerwärtigere parlamentarische Campagne," schreibt A. Reichensperger am Schluß der Session (23. Mai), „als die abgelaufene, habe ich seit der Frankfurter Nationalversammlung nicht mehr durchgemacht. Die Verblendung unsrer Liberalen grenzt ans Unglaubliche — vor allem merken sie nicht, daß ihr va banque-Spiel nur zum Vortheil der Demagogie, resp. des Despotismus, ausschlagen kann. Der Haß gegen alles Autoritative, Traditionelle, also vor allem gegen die Kirche, welcher an die Stelle der früheren Verachtung getreten ist, scheint mir die Grundursache jener Verblendung zu sein."

Im Juni d. J. hatte Reichensperger in Köln den Besuch Montalemberts. Wie übereinstimmend bei Beiden die Beurtheilung der römischen Frage sich erhielt, bezeugt dann der Brief Reichenspergers an Jenen vom 15. October 1860, in welchem er sich über die durch die Niederlage Lamoricière's bei Castelfidardo (18. September) geschaffene Lage ausläßt. Beiden ist die Frage der Temporales ganz identisch mit derjenigen der Kirche. Dieselben Gesichtspunkte legten dann die Gebrüder Reichensperger in der Schrift „Deutschlands nächste Aufgaben" vor, welche als ihr gemeinsames politisches Glaubensbekenntniß zu Ende 1860 ausging. Die Verfasser kommen in ihr zu dem Ergebniß, was den Grund zu den Uebeln der heutigen Generation gebe, sei „der principielle Abfall von der Idee des Rechts und der Wahrheit, ja von der Idee überhaupt"; der drohende Krieg (mit Frankreich!) und schon der italienische Krieg seien mit innerer Nothwendigkeit aus dem System und Wesen des Imperialismus herausgetrieben. Der deutsche Bundestag könne sich demgegenüber

Digitized by Google

nicht neutral verhalten; sobald Venezien angegriffen werde, müsse er auf Grund des Artikels 47 der Wiener Schlußakte in Berathung treten und die Verpflichtung zur Hülfeleistung aussprechen (I, 415).

Diese Ueberzeugungen waren gewiß an sich höchst respectabel: trotzdem ist und bleibt für mich diese Schrift der beiden Reichensperger der eclatante Beweis, daß ihren Verfassern jedes tiefere Verständniß für die moderne politische Entwickelung fehlte und daß hinsichtlich der schwebenden Frage ihr Urtheil sich nicht aus den Banden der Metternich'schen Politik, die so viel Unsegen über Italien und Deutschland gebracht hatte, zu erheben wußte. Die ganze Schrift war eine archäologische Reminiscenz, inhaltlich ein veralteter Doctrinarismus, im Vortrag ein matter Abglanz dessen, was einstmals Joseph Görres und Jarcke uns viel gewaltiger gepredigt hatten. Man begreift, mit welchem Entzücken A. Reichensperger die Montalembert'schen Briefe an Cavour (1861) verschlang, und wie peinlich er durch das „untowart event" der Döllinger'schen Odeons-Vorträge über die römische Frage berührt wurde, welches ihm als ein vielen frommen Katholiken gegebenes Aergerniß erschien (I, 422). Alle diese Dinge waren wenig erquicklich, es kamen auch Sachen in der Fraction vor, über welche sich A. Reichensperger beklagt — er wirft selbst seinem Bruder Peter vor, daß er ihn die Last der Debatte allein tragen lasse und nur bei Lieblingsmaterien als Redner auftrete (I, 425). So wird er es müde, sich als „Mädchen für Alles" ausnützen zu lassen und gelangt zu dem Entschlusse, kein Mandat mehr anzunehmen. Indessen läßt er sich erweichen und erscheint auch nach den Neuwahlen im Frühling 1862 wieder als Abgeordneter von Beckum. Es war die Aera des Conflicts, und die Stellung des Centrums erschien doppelt schwer und verantwortlich. Man muß es den Brüdern Reichensperger nachrühmen, daß sie in der Frage der Armeereorganisation und des Conflicts eine weise vermittelnde Stellung einnahmen und ein hohes Maß von Unbefangenheit, Mäßigung und — Königstreue an den

Digitized by Google

Tag legten. A. Reichensperger schreibt an seine Frau, das Abgeordnetenhaus wolle dem König durch sein Votum ins Gesicht schlagen, „was ich nicht mitmache, weil ich mich nicht dazu hergeben mag, die Geschäfte der Demokraten und damit die der Revolution zu machen“ (I, 453). Bismarck schien damals den beiden Reichenspergern für ihre Haltung aufrichtig Dank zu wissen. „Wir sind,“ schreibt August am 23. Mai 1862, „sozusagen die einzigen Stützen der Regierung in der Kammer. Zweifelsohne wird der katholischen Sache abermals schlecht dafür gelohnt werden. Allein die anderen Parteien (Gothaer und Demokraten) sind noch unzuverlässiger und überdies gefährlicher für Recht und Freiheit“ (I, 463).

Ich habe diese Dinge manches Mal ruhig erwogen, und ich komme nicht darüber hinweg, daß die Haltung der beiden Reichensperger 1861 und 1862 die Regierung und den Ministerpräsidenten insbesondere dauernd verpflichtet hat, und daß dies Verhalten sie und ihre Fraction für immer vor einer Behandlung hätte schützen müssen, wie sie ihnen in den Jahren des Culturkampfes zu Theil wurde.

Reichenspergers Verhalten in der Conflictszeit fand übrigens auch in katholischen Kreisen keine allgemeine Zustimmung. Namentlich beklagte er sich über die Beurtheilung seiner Thätigkeit durch die „Köln. Blätter“. Kein Wunder, daß er der Berliner Tretmühle zu entrinnen suchte und nun wirklich einen — freilich nicht definitiven — Abschied vom politischen Leben nahm. Er glaubte die Schonung seiner Gesundheit auch seiner Familie schuldig zu sein. So lehnte er am 23. September 1863 die Annahme einer Wiederwahl ab.

In Mitte all dieser politischen Händel hatte A. Reichensperger nicht aufgehört, der christlichen Kunst seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Zahlreiche kleinere Reisen in Deutschland konnten in den Ruhepausen, welche das parlamentarische Treiben ihm ließ, ausgeführt werden. Im Herbst 1851 hatte er England zum zweiten Mal besucht und zwar in Gesellschaft seines Freundes

Digitized by Google

Thimus. G. G. Scott, der Erbauer des Westminsterkapitels, war ihr Führer in London, und Pugins Umgang auch diesmal eine Quelle der Belehrung. Im Spätsommer 1853 ging A. Reichensperger wieder nach Paris, 1856 sehen wir ihn nochmals in London in regem Verkehr mit Scott und Beresford Hope. Im August 1861 wohnte er dem Kunstcongreß in Antwerpen bei, wo er mit Weale, Bethune, Cuypers, Alberdingk-Thijm tagte. Das Jahr 1864 sah ihn auf dem Katholikencongreß in Mecheln, das folgende als Vicepräsident der katholischen Generalversammlung in Trier, wo er sich zwar an den Verhandlungen vielfach betheiligte, aber eigentlich keine hervorragende Rolle spielte. Es war der erste und letzte Congreß dieser Art, welchem ich beigewohnt habe. Die Beobachtungen, welche ich damals machte, waren mir ebenso interessant als lehrreich. Zu jener Zeit hielten sich die Spitzen des geistigen Lebens unter den deutschen Katholiken noch nicht von diesen Versammlungen zurück; wenigstens einige derselben, wie der Hofrath Phillipps aus Wien, waren erschienen. Der beredte und liebenswürdige Stadtpfarrer Thissen aus Frankfurt a. M. fungirte als Vorsitzender der Section für Wissenschaft und Presse und hatte mich ersucht, das Secretariat hier zu übernehmen. Unter den Anträgen, welche zur Diskussion eingelaufen waren, befand sich ein erster entschiedener Angriff gegen den Schulzwang und gegen das Schulaufsichtsrecht des Staates. Ich hatte kurz zuvor dem Ausbruch des Schulstreites in Baden angewohnt; Herr Lucas in Regensburg hatte seine Brandschrift „Der Schulzwang ein Stück moderner Tyrannei" geschrieben: es war kein Zweifel, daß von dieser Seite beabsichtigt war, den Streit nach Preußen hinüberzutragen. Unter den Trierischen Mitgliedern gab es sehr loyale Katholiken, vorab den Regierungs- und Schulrath Dr. Kellner, der weithin bekannte Pädagog, und den Gymnasialdirektor Dr. Reisacker, welche, falls die Generalversammlung sich auf diese Anträge einließ, ihrer Regierung gegenüber in eine ganz schiefe Stellung gerathen mußten. Die Herren suchten mich auf und legten mir ihre Noth

Digitized by Google

vor; weder der Eine noch der Andere fand es aber angezeigt, Herrn Lucas und Genossen persönlich entgegenzutreten. Ich schlug ihnen vor, das Zustandekommen der ganzen Verhandlung zu verhindern, und ich setzte dann den maßgebenden Persönlichkeiten auseinander, daß das Eingehen auf diesen Gegenstand und die Abfassung gewisser Beschlüsse eine durch nichts motivirte Herausforderung der preußischen Regierung darstelle, die hinsichtlich der Leitung der Schule mit der Kirche im besten Einvernehmen lebe, von den Katholiken aller Länder mit Recht beneidete Einrichtungen gewähre und deren Gastrecht man hier genieße. Thissen ging sofort auf diese Gesichtspunkte ein und setzte es durch, daß von einer principiellen Discussion über den Schulzwang abgesehen werde. Was er (Verhandl., amtl. Bericht S. 167) über die Sache sagte, war im wesentlichen, was ich ihm darüber vorgelegt hatte; es war auch den Führern kein Zweifel darüber gelassen, daß ein Aufrollen dieser Frage nicht ohne eine sehr scharfe Zurückweisung bleiben werde. So kamen wir damals an diesem Vorspiel des Kulturkampfes vorbei, freilich nicht, ohne daß der Vorsitzende des Congresses, Freiherr Heinrich v. Andlaw, mir nach der Zerstörung seines Feldzugsplanes einen Blick „stechender Hochachtung" zusandte. Die Leute, denen die Concordia Sacerdotii et Imperii schwer im Magen liegt, fingen damals an, mir jenen liebenswürdigen Haß zu widmen, dessen ich mich heute noch erfreue. Es fiel mir, offen gestanden, damals auf, daß A. Reichensperger den Fanatikern der „freien Schule" in keiner Weise entgegentrat. Ein Jahr darauf, während des böhmischen Feldzugs, besuchte er wieder Belgien, die Saar und Mosel, trauernd um Oesterreichs Niederlage und nur des Einen froh, daß wenigstens die „verruchten Italiener" gedemüthigt wurden (I, 583). Die Reise nach London mußte er wegen der drohenden Choleragefahr aufgeben. Wiederum ging A. Reichensperger 1867 nach Brüssel und machte dann seinem Freunde Montalembert einen Besuch in Rixenaert, wo er diesen schon schwer krank fand. Jetzt ging er aber auch nach England, wo er von Scott

Digitized by Google

und Beresford freundlich aufgenommen wurde und den gelehrten Liturgiker Canon Rock kennen lernte. In Bedgebury Park genoß er mit dem genialen Gothiker Burges die Gastfreundschaft Hope's, besuchte Pugin in Ramsgate und kam über Amiens, Metz und die Mosel nach Hause zurück. Für das norddeutsche Parlament lehnte er (Februar 1867) ein Mandat ab. Sein Beruf führte ihn im April 1868 nach Düsseldorf, wo er den Assisen präsidirte und mit den Malern der Düsseldorfer Schule, insbesondere Andreas Achenbach, Knaus, Deger und mit dem edlen Kupferstecher Keller verkehrte. Im August besuchte er das Seebad Blankenberghe, wo er seither Stammgast geblieben ist. Er lernt da Richard Simpson kennen, der ihm bestätigt, daß Newman, Renouf, Acton mit Döllinger zusammengehen und der seinem Verdruß über Manning, Ward, die „Civiltà cattolica" und den Syllabus Pius' IX. Luft machte. Alles das mißfällt Reichensperger sehr (I, 599). Besser kommt er mit dem milden Laforêt aus, dem bekannten Rector der Löwener Universität. Auch Laforêt hatte als Vertreter des Ontologismus die Feindschaft der Jesuiten befahren; aber, wenn er die Uebertreibungen der Manning und Ward beklagte, meinte er doch auch, Döllinger habe sich festgerannt, indem er nichts mehr von Rom wissen wolle. Amüsant ist jedenfalls Laforêts Aeußerung: es sei zu wünschen, daß jeder Papst drei Jahre Bischof in America gewesen sei (I, 599). Ich brachte denselben Sommer in Belgien zu, wo ich für meine Sammlung der christlichen Inschriften der Rheinlande die belgischen Bibliotheken durcharbeitete. In Brüssel verkehrte ich damals täglich mit P. Victor de Buck, dem gelehrten Haupte des Bollandistencollegiums. Dieser geistvolle und edle Jesuit, welchem ich seither in sehr intimer Freundschaft verbunden blieb, äußerte sich über die schwebenden kirchlichen Händel ganz wie Simpson, der von Blankenberghe herübergekommen war, und mit dem ich ebenfalls, nicht ohne großen Nutzen und Genuß, verkehrte. Er war ein ausgezeichneter Shakespeare-Kenner und hat ein bekanntes Werk über die Sonette Shakespeare's ge-

Digitized by Google

schrieben. Nicht sehr lange darauf ist er schon aus diesem Leben abgerufen worden.

Im Jahre 1869 hatte A. Reichensperger den Assisen in Elberfeld zu präsidiren. Dann ging er nach Mainz, um mit Friedrich Schneider über die Domkuppel zu conferiren: noch gingen damals die Wege dieser beiden ausgezeichneten Männer nicht so weit auseinander als später, wo unser hochverehrter Mainzer Freund sich entschiedener der Renaissance zuwandte und mit den Reichensperger'schen Ansichten in hellen Conflict gerieth. Es folgte eine Reise nach Bayern, wo das moderne München Reichensperger geradezu anekelte und er nur in dem gothischen Rathhausbau einigen Trost fand. Im Herbst treffen wir ihn in Ostende, wo er mit Jules Helbig zusammenkommt, den er in seiner kunstgeschichtlichen Auffassung und Richtung bestärkt: noch heute legt die Art und Weise, wie Helbig die „Revue de l'art Crétien" leitet, Zeugniß so von der Stärke wie von der Einseitigkeit dieser Eindrücke ab. Zwischendurch ist es natürlich immer und vor allem der Kölner Dombau und sein Fortgang, der A. Reichensperger's Theilnahme in Anspruch nimmt; 1870 sehen wir ihn auch besonders für die Restauration der Abteikirche Knechtstaden und den Limburger Dom bemüht.

Es kam das Jahr 1870. Der Verfasser der Reichensperger'schen Biographie spendet uns über diese so folgenschwere Zeit nur $3^1/_2$ Seiten und einige Aufzeichnungen Reichensperger's, aus denen zunächst hervorgeht, daß er die Opportunität der Definirung der Unfehlbarkeit bekämpfte, einige weitere, die seine rasche und völlige Unterwerfung documentiren, endlich ein paar Sätze über den Ausbruch des Kriegs, die deutschen Siege und Napoleon in Wilhelmshöhe; dann die Notizen über seinen Entschluß, wieder eine Wahl in den Reichstag anzunehmen. Dieser drei Seiten lange Bericht steht so außer Verhältniß zu der Breite der übrigen Darstellung und zu der Bedeutung der inneren Kämpfe und Bewegungen, welche das Jahr 1870 in einem Manne wie A. Reichensperger hervorrufen mußte, daß man unwillkürlich

Digitized by Google

vor die Alternative gestellt wird: entweder gleitet die Darstellung absichtlich über sie und andere unangenehme und unbehagliche Dinge hinweg — oder die Magerkeit des hier Gebotenen ist auf eine höchst oberflächliche Anschauung der Ereignisse von 1870 bei dem Helden der Darstellung zurückzuführen. Ich möchte A. Reichensperger die Unehre nicht anthun, mich für letztere Annahme zu entscheiden.

III.

Wir haben Leben und Schicksale August Reichensperger's bis zum Ausbruch des Krieges 1870 und bis zu den Erschütterungen der religiösen Welt betrachtet, welche das vaticanische Concil und die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes Pius IX. vom 18. Juli des genannten Jahres mit sich gebracht haben [1]).

[1]) Hr. Hofrath Prof. Dr. Pastor hat uns mit Bezugnahme auf unsre Ausführungen in Nr. 201 nachfolgende Erklärung eingesandt, welche die Kürze seiner Darstellung der Ereignisse von 1870 vollkommen rechtfertigt und welche wir hier mit aufrichtiger Genugthuung zum Abdruck bringen: „in der eingehenden Besprechung, welche Geh. Hofrath Prof. F. X. Kraus meiner Biographie August Reichenspergers in der Beilage der Allg. Ztg. gewidmet hat, heißt es in Nr. 201 mit Bezug auf das Jahr 1870: „dieser drei Seiten lange Bericht steht so außer Verhältniß zu der Breite der übrigen Darstellung und zu der Bedeutung der inneren Kämpfe und Bewegungen, welche das Jahr 1870 in einem Manne wie A. Reichensperger hervorrufen mußte, daß man unwillkürlich vor die Alternative gestellt wird: entweder gleitet die Darstellung absichtlich über sie und andre unangenehme und unbehagliche Dinge hinweg — oder die Magerkeit des hier Gebotenen ist auf eine höchst oberflächliche Anschauung der Ereignisse von 1870 bei dem Helden der Darstellung zurückzuführen. Ich möchte August Reichensperger die Unehre nicht anthun, mich für letztere Annahme zu entscheiden.“ — Demgegenüber möchte ich darauf aufmerksam machen, daß mir jedes absichtliche Hinweggleiten über die Stellung Reichenspergers zu den Ereignissen des Jahres 1870 fern gelegen hat. Wenn ich nicht Eingehenderes bot, so hat dies seinen Grund darin, daß die mir vorliegenden Quellen (Tagebücher und Briefe) nicht mehr enthielten als in meinem Werke gedruckt steht. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sich A. Reichensperger gegenüber seinem Bruder Peter über die Ereignisse des Jahres 1870 ausführlich ausgesprochen; leider sind diese Briefe nicht erhalten, da Peter Reichensperger, wie mir glaubwürdig versichert wurde, seine sämmtlichen Papiere vernichtet hat. Aufschluß bieten

Digitized by Google

Folgen wir an der Hand seines Biographen den Ereignissen, welche die noch weiteren 15 Jahre seiner öffentlichen Thätigkeit bezeichnen (1870—1885).

Als August Reichensperger im Herbst 1870 wieder in das parlamentarische Leben zurückkehrte, welchem er kurz zuvor für immer glaubte entsagt zu haben, sah er, seinen eigenen Aussagen nach, die Zukunft der Centrumsfraction durch die eigenen Freunde bedroht. Die Einen verlangten, die katholischen Abgeordneten sollten von der Gründung einer eigenen Partei absehen und sich in die übrigen Fractionen vertheilen; die Anderen forderten im Gegentheil eine spezifisch „katholische Fraction" oder, wie Mallinckrodt, eine „katholische Volkspartei", da es sich, wie Lamoricière sich einige Jahre vorher ausgedrückt hatte, um den Kampf des Kreuzes mit dem modernen Islam handle. (!!) Mit Mühe erreichten v. Savigny und A. Reichensperger, daß die Bezeichnung „Centrum" zur Annahme gelangte (13. Dezember 1870). Es schlossen sich zunächst 48 Mitglieder der neuen Fraction an, wozu einige protestantische Hospitanten (Welfen) kamen. Am 22. Dezember trat A. Reichensperger zuerst wieder auf und zwar mit einem Angriff auf die Gegner des Cultusministers v. Mühler als „liberale Culturkämpfer". Im Reichstag des Jahres 1871 erfolgte die Bildung der Centrumsfraction am 20. März. Ueber den Adreßentwurf an den Kaiser entspann sich die bekannte Debatte, indem die nationalliberale Partei der Auffassung der römischen Frage als einer internationalen widersprach, das Centrum einer künftigen Intervention keinen Riegel vorgeschoben sehen wollte. An diesen Verhandlungen, wie an dem Antrag auf Aufnahme der Grundrechte der preußischen Verfassung in die Reichsverfassung, an dem Gesetz über die

---

könnten vielleicht noch die Schreiben Reichenspergers an Lord Beresford Hope; allein die Einsicht in diese Papiere wurde verweigert. Es lag mithin nicht an mir, sondern an den Quellen, daß der Bericht über Reichenspergers Stellung im Jahre 1870 so kurz ausfiel.

Innsbruck. Hofrath Professor Pastor.

Digitized by Google

Verwaltung von Elsaß-Lothringen (3. Juni) nahm A. Reichensperger lebhaften Antheil. Die Ferien brachte er theilweise in Niederrad mit Janssen, theils in Blankenberghe zu, mit der Bekämpfung dessen, was er „die Döllingerei" nannte (ich bedaure, daß Hr. Pastor diesen eines Gelehrten unwürdigen Ausdruck nicht zurückgewiesen hat) und der Abfassung eines Aufsatzes über die Centrumsfraction und die Lage der Katholiken beschäftigt. Im November sehen wir ihn in Berlin wieder in lebhaftem Verkehr mit dem Bischof v. Ketteler. Der Januar 1872 brachte im Landtag die Vorlage des Schulaufsichtsgesetzes, den Rücktritt Mühlers, die Berufung Falks; es stellte sich eine „allgemeine Verdüsterung der kirchenpolitischen Lage" ein. In der Verhandlung über die Ernennung des Cardinals Hohenlohe zum Botschafter am Vatican nahm A. Reichensperger eine dem Cardinal und der Regierung sehr feindliche Stellung ein, ebenso in derjenigen über das Jesuitengesetz (besonders dritte Lesung, 15. Juni 1872), wo er Gneist und dessen Parteigenossen ein ruere in servitium vorwarf (in Wirklichkeit lag das umgekehrte Verhältniß vor) und den „moralischen Selbstmord des Liberalismus" constatiren wollte. Die dritte Auflage seiner „Phrasen und Schlagwörter", welche er damals herausgab, beleuchtet vortrefflich A. Reichensperger's Stimmung in jenen Tagen. An den Verhandlungen über die „Verfassungsveränderung" und die „Maigesetze" betheiligte er sich mit der Rede in Krefeld vom 6. Januar 1873, den Reden im Landtag vom 21. und 31. Januar und wiederholtem Auftreten daselbst im März 1873. Zwischendurch trat er (6. März) für die Aufhebung der Kalender- und Zeitungssteuer und für das System der indirecten Steuern ein. Am 10. Januar 1874 wieder für Krefeld in den Reichstag gewählt, sprach er gegen den Impfzwang (18. Februar). Während der Erkrankung Bismarck's hatte er eine inhaltreiche Unterhaltung mit Varnbüler, der den Versuch machte, ihm zu zeigen, wie viel vortheilhafter ein Zusammengehen des Centrums mit den Conservativen statt mit der Fortschrittspartei und den Sozialdemokraten

Digitized by Google

sei. In Köln erlebte er dann am 31. März die Gefangennahme des Erzbischofs Melchers, von welchem er sich am 30. verabschiedet hatte; ein Ereigniß, das auch A. v. Reumont in einem poetischen Vergleich mit der Inhaftirung Droste-Vischerings 1837 beklagte. Reumont's für Italien äußerst ungünstige Beurtheilung der Occupation Roms durch die Italiener 1870 ist in A. Reichensperger's Tagebuch (II, 129) mitgetheilt: sie sei, heißt es da, in den höchsten Kreisen Berlins wohl sehr ungnädig aufgenommen worden; der Kronprinz, dem Hr. v. Reumont sein Werk über Lorenzo de' Medici zugeschickt, habe den Empfang desselben nicht einmal anzeigen lassen. Am 15. April sprach A. Reichensperger gelegentlich des Militärgesetzes gegen Bennigsen, und über den „Culturkampf" am 20. Juni treffen wir ihn wieder als Vorsitzenden der Assisen in Trier, wo er den Bischof Eberhard in seinem Gefängniß aufsuchte. Die Ferien führten ihn nach den Niederlanden; er sah Bethune in Gent und besuchte Melchers am 10. Oktober in Köln. Zwischendurch findet er auch das „unpolitische Ungestüm" der conservativen Partei, besonders die „legitimistische Principienreiterei" in Frankreich zu tadeln. Im November 1874 tritt er wieder in der stürmischsten Aera der ganzen Culturkampfzeit heftig gegen die Kirchenpolitik der Regierung auf. Die Verhandlung über das Kullmann'sche Attentat und die Aufhebung des Gesandtenpostens am päpstlichen Hofe bezeichnete, im Dezember 1874, den Höhepunkt des „Culturkampfes". A. Reichensperger sprach am 4. Dezember, dann wieder am 23. Januar 1875 über das Civilehegesetz. Schmerzlich traf ihn am 11. Februar 1875 der Tod v. Savigny's. Am 17. Juli erhielt er seine Entlassung aus dem Dienste, bezw. seine Pensionirung, die, man muß es leider heute noch bedauern, ohne die geringste Auszeichnung erfolgte. Er hatte am 18. Januar 1860 den Rothen Adlerorden 4. Klasse erhalten, erst 1892, 13. Februar, ertheilte ihm S. M. Kaiser Wilhelm II. den Rothen Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife. Am 1. August 1875 trat er in den dauernden Ruhestand, den er zunächst zu mancherlei kleinen Reisen

Digitized by Google

(Elsaß, Oesterreich, Ungarn) benutzte. Wieder sprach er am 19. November im Reichstag über die Straßburger Universität, über ästhetisch-künstlerische Fragen, am 26. Januar 1876 über die Zwangsimpfung und am 27. Januar über die sozialdemokratische Gefahr. Sehr übel berichtet sein Tagebuch zum 10. Februar über Bismarck's Auftreten im Reichstag Tags zuvor. Als Seitenstück zu seinen „Phrasen und Schlagwörtern" ließ er damals seine „Fragebogen zum Hausgebrauch für Wähler" ausgehen — ein Sündenregister für die Regierung und die liberale Partei. Am 16. September konnte er seinem Sohne die Hochzeit feiern; am 14. Februar 1877 entschlief ihm seine „gute Mutter", welche in Remagen beerdigt wurde. In der ersten Session 1877 hatte A. Reichensperger in Abwesenheit Windthorst's öfter zu sprechen, worauf er sich durch einen Ausflug nach Holstein, dann zu dem Ulmer Domfest und nach Straßburg entschädigte. Hier besuchte er Steinle, der damals mit der Ausmalung des Münsters beschäftigt war, und auch mich, worüber sein Tagebuch (II, 161) berichtet. Nach der Thronbesteigung Leo's XIII. begrüßte er mit Freuden die Anzeichen eines Friedens zwischen Rom und Berlin, ohne indeß sein tiefes Mißtrauen gegen Bismarck unterdrücken zu können. In dem neuen Reichstag von 1878 sprach A. Reichensperger gegen das Socialisten-Ausnahmegesetz. Die neue von Bismarck adoptirte Handelspolitik führte ihn und die Seinigen der Regierung wieder etwas näher, noch näher kamen sich die alten Gegner durch die Entlassung Falk's und die den „Vormarsch des Centrums" begünstigende Haltung Puttkamer's. Bei den Landtagswahlen vom 7. Oktober 1879 wurde A. Reichensperger wieder und zwar für Köln gewählt; er sprach am 10. Februar 1880 gegen die Simultanschulen. Im Landtag wie im Reichstag war er nun eifrig beschäftigt, in Gemeinschaft mit Windthorst die Maigesetzgebung abzutragen: er fand Bismarck bereit, die Fühlung mit dem Centrum zu suchen und gewann es über sich, zum ersten Mal nach sieben Jahren, einer parlamentarischen Soirée beim Reichskanzler beizuwohnen (29. März

Digitized by Google

1881); am 7. Mai speiste er sogar mit Moufang zusammen bei Bismarck. Im Herbst besuchte er wieder Aachen, die Mosel, England. Die Jahre 1881—1884 waren der völligen „Durchlöcherung der Maigesetze" gewidmet. Im Herbst 1882 ging er mit seiner Frau nach Florenz. Im Landtag sprach er wiederholt zu Gunsten der Klöster, befürwortete die Rückkehr des Erzbischofs von Köln und bekämpfte er das Altkatholikengesetz. Am 5. März 1883 verbreitete er sich über das Sperrgesetz, und er, der geschworene Feind des Frühschoppens, erschien auch im Juni dieses Jahres zu einem parlamentarischen Frühschoppen beim Kanzler. Am 12. October 1884 nahm er mit einer großen Rede zu Krefeld Abschied vom parlamentarischen Leben. Der Wahlkreis Krefeld sandte ihm für seine langjährige Vertretung eine Dankadresse. In den neuen Reichstag trat er nicht mehr ein, doch behielt er noch einige Zeit das Landtagsmandat für Köln. Eine schwere Erkrankung an den Masern im April 1885 bewog ihn, von dem parlamentarischen Leben völlig zurückzutreten, worüber er im October seinen Wählern in Köln Bericht gab. Noch zehn Jahre der Ruhe waren ihm gegönnt, ein otium, das er wirklich wie Wenige cum dignitate zubrachte, hauptsächlich mit kleineren kunstgeschichtlichen Arbeiten beschäftigt; immer noch beweglich, unternahm er auch jetzt noch kleinere Reisen nach Süddeutschland, an die Mosel u. s. f., nahm Theil an den Katholikenversammlungen (Trier 1887, Koblenz 1890, Köln 1894), unterhielt kleine kunsthistorische Controversen (so mit J. Graus und Lübke), konnte das 50jährige Bestehen des Kölner Centraldombauvereins (1891) begehen. Wer sein ganzes Leben im politischen Kampf gestanden, wird sich niemals gänzlich von demselben zurückzuziehen vermögen; und so hat auch in diesen letzten Jahren Reichensperger doch manches Mal noch mit Wort und Feder in die Angelegenheiten der Tagespolitik eingewirkt. Wiederholte Influenza-Anfälle hatten ihn schwer geschwächt und ein letzter nahm ihn am 16. Juli 1895 dahin. Am 19. Juli wurden seine irdischen Reste auf dem Kölner Friedhof beigesetzt.

Digitized by Google

Die „K. Volkszeitung“ (Nr. 461) gab die Anregung zur Errichtung eines Ehrendenkmals für den Dahingeschiedenen: auch derjenige, welcher nicht in allem Reichensperger's Standpunkt theilte, wird ein solches gern einem Mann gönnen, der über ein halbes Jahrhundert hindurch einen so hervorragenden Platz in so ehrenvoller Weise ausgefüllt hat.

* * *

Wir haben die äußeren Daten dargelegt, welche A. Reichensperger's Leben aufweist und welche den Leser in Stand setzen, sich den Rahmen zu veranschaulichen, in welchen dies Bild des Centrumsführers eingezeichnet ist. Es handelt sich nun darum, festzustellen, welche Stellung Reichensperger in den nationalen, kirchlichen, litterarischen Bewegungen des 19. Jahrhunderts eingenommen und die Frage zu beantworten, welche Bedeutung und welchen Werth seine Thätigkeit für Gegenwart und Zukunft zu beanspruchen hat. Eine abschließende Antwort auf diese Frage wird man zur Stunde noch nicht geben können, da viele von den Dingen, welche A. Reichensperger berührt haben, noch im Flusse sind. Ich bin weit entfernt von der Prätension, so ein voreiliges Urtheil abgeben zu wollen — wenige Jahre nach dem Hingang dessen, um den es sich hier handelt. Aber nachdem Pastor es auf sich genommen hat, schon jetzt ein Lebensbild des Verstorbenen zu entwerfen, will ich mich der mir fast wie eine persönliche Verpflichtung nahegelegten Aufgabe nicht entziehen, dies Lebensbild in das Licht einer allgemeinen historischen Betrachtung einzurücken.

A. Reichensperger's erstes Auftreten vor der Oeffentlichkeit galt der Vertheidigung der rheinischen Rechtsinstitutionen (I, 69) und seine erste Betheiligung an der Politik war das Einstehen für die Erlangung einer Volksvertretung. Er selbst hat bekannt (I, 82), daß nicht bloß seine politischen Ueberzeugungen, sondern auch seine gesammte Weltanschauung auf dem Studium der Schriften Jos. Görres' beruhten. Görres hatte in seinem „Rh.

Digitized by Google

Merkur" wie in all seinen politischen Schriften, insbesondere in der so großes Aufsehen erregenden Streitschrift „In Sachen der Rheinprovinz und in eigener Angelegenheit" (Stuttgart 1822; Ges. Schriften IV, 483) ohne Unterlaß daran erinnert, daß König Friedrich Wilhelm III. in den Besitzergreifungspatenten vom 5. April 1815 der Rheinprovinz die Erhaltung ihrer Institutionen, den Erlaß einer Constitution, die Bildung einer Repräsentation und die Feststellung der Steuern unter Zuziehung dieser Vertretung versprochen hatte. Man weiß, wie der Kampf um diese Dinge, die der vorsichtige und beschränkte Hardenberg nicht gewähren zu können glaubte, Görres aus seiner Heimath vertrieben hat. In einem gewissen Sinn sind die Brüder Reichensperger seine Erben geworden; ihr Einstehen für den Erlaß der preußischen Verfassung entsprang den Anregungen des alten Görres. Noch in späteren Jahren hat A. Reichensperger beklagt, daß, während man den Namen des „großen Görres" als Firma gründlichst ausnütze, man seine Schriften im Dunklen verschwinden lasse (1895; I, 86), wie er denn auch den am 2. Februar 1848 erfolgten Tod desselben als den herbsten Schlag nach denjenigen O'Connels beklagte (I, 229). Aber es war nicht der Görres von 1815, welcher eigentlich für die geistige Entwickelung der Brüder entscheidend war, sondern derjenige von 1837, wo der alte Löwe, der einstige Herausgeber des „rothen Blattes" und des „Rübezahl im blauen Gewande" plötzlich als Vertheidiger des Erzbischofs von Köln aufgetreten und in seinem „Athanasius" (1838) sich zum declarirten Vorkämpfer der kirchlichen Ideen herausgebildet hatte. Die bittere Stimmung gegen Preußen bildete den Einschlag dieser neuen, im großartigen Stil auftretenden Publication: etwas davon ist A. Reichensperger Zeitlebens geblieben, obgleich er in späteren Jahren sich mit der preußischen Herrschaft — nicht mit der preußischen Staatsidee — doch auf besseren Fuß gestellt hatte, als zur Zeit, wo er und seine Koblenzer Freunde dem Franzosen Gustave de Failly das Material für das vielberufene Buch „De la Prusse et de sa

Digitized by Google

domination sous les rapports politiques et religieux spécialement dans les nouvelles provinces, par un inconnu“ lieferte[1]).

Analysiren wir weiter die politischen Ansichten Reichensperger's bei seinem ersten Eintreten in die Aktion, so finden wir in seinem Programm zu der Frankfurter constituirenden Versammlung den Satz: zur Herbeiführung der ausgleichenden Gerechtigkeit „scheine ihm keine Staatsform geeigneter als die von demokratischen Institutionen getragene Einherrschaft“. Im Jahre 1852 bekämpft er das absolute Königthum, welches die Hauptschuld an dem Abhandenkommen der historisch gewachsenen Verfassungen trage (I, 338) und er beklagt es, daß selbst ultramontane Blätter, wie die „Deutsche Volkshalle“, sich bei dem Sturm auf die Verfassung betheiligten, wie er denn auch häufig sich auf das schärfste darüber ausläßt, daß der Pariser „Univers“ die Sache der Freiheit an Napoleon III. ausgeliefert habe. Daß die beiden Reichensperger ehrlich und ernst an der großen Idee des Rechtsstandes festhielten, daß sie in den Reactionsjahren, welche auf 1848 folgten, einen sehr starken Antheil an der Erhaltung desselben und dem Zustandekommen der preußischen Verfassung hatten, das, scheint mir, sollte als Hauptverdienst ihrer politischen Thätigkeit ihnen unbestritten und als ihr wahrer politischer Adelsbrief unverkürzt bleiben. Ich habe es nie für recht halten können, daß man das über späteren Differenzen der Auffassung vergessen konnte: es war doch der Capitalpunkt, auf den alles ankam. Wer sich daran stößt, daß Reichensperger im Jahre 1848 die von „demokratischen Institutionen getragene“ Monarchie für sein politisches Ideal erklärte, muß erinnert werden, daß man damals unter demokratischen Institutionen etwas ganz anderes verstand als heute. Die Reichensperger, Otto u. s. f.

[1]) Die von Pastor I, 78 f. mitgetheilten Daten lassen keinen Zweifel an der Autorschaft dieses von Haß gegen Preußen erfüllten Buches, welches seinerzeit (zuerst in der A. Z. 1842, Nr. 116) Cazalès, dann auch Görres, v. Lichnowsky, Laurent und selbst Montalembert zugeschrieben wurde (vgl. oben S. 372 f.)

Digitized by Google

verstanden darunter den constitutionellen Rechtsstaat, nicht die Herrschaft des „vierten Standes“. Sie sind stets Gegner der „Fortschrittspartei“ geblieben und auch die politisch-kirchliche Mißgeburt, welche man gegenwärtig „christliche Demokratie“ nennt, hat sich stets der unverhohlenen Abneigung A. Reichensperger zu erfreuen gehabt. Schon im Jahre 1868 hat er das Unternehmen der württembergischen Herren, welche sich, wie Probst, zu einer katholisch-demokratischen Partei bekannten und den christlichen Inhalt der demokratischen Principien (!) zur Geltung bringen wollten, als bedenklich abgewiesen (I, 599), und wenn er lange Jahre nachher gegen das Ausnahmegesetz betr. der Socialisten stimmte, so verkannte er darum nicht die Gefahr, welche uns von der Socialdemokratie droht, noch hat er ihr seine Gegnerschaft irgendwie verdeckt (II, 216).

War A. Reichensperger ein Royalist, so war er indessen nicht, was man in Frankreich einen Legitimisten nannte. Er hat zu wiederholten Malen die Haltung der französischen Royalisten als eine „legitimistische Principienreiterei“ bezeichnet, welche gänzlich darauf vergesse, daß der monarchische Absolutismus einst die französische Revolution gezeitigt und daß ein Polignac den Sturz der Legitimität herbeigeführt habe. Auch hat er seine Sympathien für die sogenannten liberalen Katholiken, die Montalembert, de Broglie, Falloux ebenso wie seine Antipathie gegen Louis Veuillot niemals verleugnet (II, 132). Freilich hat ihn seine Zustimmung zu dem Doctrinarismus dieses aus Lamennais' Schule hervorgegangenen liberalen Katholizismus nicht abgehalten, die Grundsätze der Legitimität da in Anwendung zu bringen, wo seine religiös-kirchlichen Ueberzeugungen und Neigungen in Betracht kamen. Das war hinsichtlich der „deutschen Frage“ stets da der Fall, wo es sich um den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland handelte. Seinen großdeutschen Standpunkt vertrat er schon in der Frankfurter Nationalversammlung und gelegentlich des preußischen Erbkaiserthums (I, 282 f.). Wenn er in seiner Erfurter Rede (I, 327) davor warnt, „Oester-

Digitized by Google

reich zu zwingen, seinen Schwerpunkt in die slawische Nationalität zu versetzen", so kann diese Warnung durch das, was wir heute in Wien erleben, sicherlich gerechtfertigt erscheinen: aber daß er ein klares Bild dessen gewonnen hätte, was sich seit 1859 als politische Nothwendigkeit ergeben hatte, lassen die Ausführungen über den Frieden von Villafranca (I, 398 ff.) durchaus nicht erkennen. Hier offenbart sich die Ohnmacht des politischen Doctrinarismus gegenüber der Macht der Thatsachen. Und so wird man auch nicht bestreiten können, daß A. Reichensperger's Ansichten über die „italienische" und „römische Frage", wie sie insbesondere I, 447 entwickelt werden, jeder tieferen Einsicht in die Lage und Geschichte der Halbinsel und jedes sicheren Urtheils über die Lebensfähigkeit des Temporale entrathen. Italien war und blieb doch Reichensperger, nicht bloß nach dieser Rücksicht, immer ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch. Freilich, noch im Jahre 1839 schrieb er gelegentlich seiner ersten italienischen Reise in sein Tagebuch: „das Unglück liegt darin, daß die hohen Stellen alle von Geistlichen verwaltet werden. Die Bettelklöster geben das Beispiel des Nichtsthuns, die Arbeit kommt nicht zu Ehren, das Betteln ist keine Unehre. Alles Land gehört den Adeligen, deren Rentmeister die Bauern aussaugen. Der Papst ist zwar absolut, kennt aber die weltlichen Geschäfte nicht und kann unmöglich in die Routine einbrechen. Alles hängt zusammen, Waffen darf man bei Galeerenstrafe nicht tragen, und doch kann die Regierung die Straßen nicht sichern. Viele Anstalten zur Gratiserziehung der Jugend, aber sie läuft durch. Alles ruht auf Oesterreich. In Rom completer politischer Indifferentismus." (I, 124.) Zehn Jahre später hat A. Reichensperger über die „römische Frage" gesprochen und er hat seither nicht aufgehört, über sie zu sprechen und zu schreiben, als ob er von all diesen Dingen nichts gesehen und gehört hätte. Er hatte eben 1839 noch keiner politischen Partei angehört, welche das Urtheil über diesen Gegenstand wie einen Glaubensartikel vorschreibt und Niemand gestattet, die logischen Consequenzen aus

Digitized by Google

dem, was er persönlich beobachtet oder durchdacht hat, zu ziehen. Das, was A. Reichensperger am 1. März 1860 in der preußischen Kammer mit dem Freiherrn Georg Vincke u. s. w. über die römische Frage austauschte (I, 404), beweist, wie wenig Einsicht die Einen wie die Anderen in die historische Entwickelung der Dinge besaßen. Man focht um Principien und wußte wenig oder nichts von den Thatsachen. Gilt das nicht mutatis mutandis auch einigermaßen von A. Reichensperger's Stellung zur polnischen Frage, über die er sich gelegentlich (I, 474) im Ganzen sehr verständig ausspricht, was ihn aber gar nicht abhält, mit seinen Freunden, wie er es selbst betont (I, 475, II, 65) stets zur polnischen Fraktion zu halten? Auch hier tritt die Brechung des subjectiven Urtheils durch den Fraktionsterrorismus oder die Gesetze des Opportunismus und das Einrücken politischer Situationen in eine Beleuchtung, die von einem ganz fremden Punkte ihr Licht empfängt, ein. So schreibt er 1861 über die politische Lage Preußens zur Zeit des Conflictes und nimmt keinen Anstand zu behaupten: „Rom ist der Knotenpunkt, und ich fürchte, es wird bald ein Rom ohne Papst sein. Was dann?" (I, 423.) Wenn aber nach Reichenspergers Auffassung die Fäden aller Politik im Vatican zusammenlaufen oder zusammenlaufen sollten, wie rechtfertigt es sich dann, daß er (1855, I, 363) an Montalembert schreibt: „ich bin der Ansicht, daß auf allmähliche Trennung der Kirche von dem Staate fortwährend hinzuarbeiten ist, da das Ideal des wahrhaft christlichen Staates noch in weitester, unbestimmtester Ferne liegt." Dies „Ideal" hat bekanntlich niemals eine Verwirklichung erlebt; aber aus der unzulänglichen Ausprägung desselben jene Conclusion ziehen, heißt doch den Stab brechen über die ganze Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit und sich in den offensten Gegensatz zu sehr bekannten kirchlichen Entscheidungen setzen, welche die Trennung von Staat und Kirche verurtheilen. Man kann diese Trennung ganz gerechtfertigt finden vom Standpunkt Cavour's, schwerlich aber unter der Feder Reichensperger's, der

Digitized by Google

eben in seinen Briefen an Montalembert das Princip der Libera Chiesa in Stato libero bekämpfte. Ich führe diese Dinge nur an, um zu zeigen, zu welchen Inconsequenzen die Discrepanz persönlicher Ueberzeugungen und Eindrücke und äußerer Parteirücksichten auch bei einem so trefflichen Manne wie A. Reichensperger führen mußte. Er muß das selbst manchmal empfunden haben; denn nicht immer ist alles auch unter den Seinigen glatt abgegangen, und gewisse Klagen geben Zeugniß davon, daß der Mensch und der Politiker nicht immer gut miteinander auskommen (I, 425, 461, 467, 596).

IV.

Der Politiker A. Reichensperger ist fast immer einigermaßen, meist gänzlich durch sein Verhältniß zur Kirche, zur Kirchenpolitik, zu den kirchlichen Tagesfragen bestimmt. Das trat uns schon in der Betrachtung über die Conflictsära von 1861 lebhaft genug entgegen. Gehen wir auf seine Stellung zu diesen Dingen etwas näher ein.

Wir haben an der Hand Pastor's und der persönlichen Aufzeichnungen Reichensperger's im allgemeinen seinen religiösen Entwickelungsgang charakterisirt. Wir sahen, daß A. Reichensperger von Hause mit einer unsicheren und wenig ausgesprochenen religiösen Richtung ins Leben hineingesteuert war, so ungefähr, wie sie, unter den Nachwirkungen der französischen „Philosophie" des 18. Jahrhunderts und der großen Revolution, so ziemlich allgemein bei uns am Rhein bis in die vierziger Jahre getroffen wurde. Er selbst erzählt uns, wie der Kölner Erzbischofsstreit von 1837 und die Lectüre der Görres'schen Schriften ihn einer anderen Weltanschauung zugeführt haben. Seine ersten publicistischen Versuche zeigen ihn schon ganz auf jener Seite, die man, etwas später, als „ultramontane" zu bezeichnen anfing. Seine Reise nach Rom 1839 mußte in mancher Hinsicht starke Eindrücke zurücklassen. Man wird kaum irren, wenn man dahin die Be-

Digitized by Google

gegnung mit Lacordaire rechnet, der eben in Viterbo sein Noviziat bei den Dominikanern machte, um bald darauf den Predigerorden wieder in Frankreich herzustellen. Was der französische Prediger Reichensperger über den Absolutismus und die Demokratie sagte, kann als eine Hinführung auf das Programm erscheinen, welches die Brüder Reichensperger später sich aneigneten. Lacordaire bezeichnete den Absolutismus als eine Art Götzendienerei, einen Rest des Heidenthums, an dem die Legitimisten sich festgebissen haben; die Demokratie, sagt er aber auch, vergöttert die Massen und schafft zu viel unberufene Träger der Gewalt (I, 108).

Von Rom erklärt er sich, „aufrichtig gestanden, in der ersten Zeit nicht wenig desappointirt" (I, 111), dann aber erscheint ihm die Stadt wie ein großes Weltkloster (I, 112). Wenn hinzugefügt wird, er habe es später verschmäht, Rom noch einmal zu besuchen, um sich diesen einzigen Eindruck nicht zu verwischen, so läßt das bezweifeln, ob Reichensperger von dieser Richtigkeit seiner 1839er Eindrücke später noch sehr überzeugt war. Damals freilich trug ihm alles den „Stempel großartigster Universalität"; er bewundert die „ganz einzige, geräuschlose, großartigste Weltregierung, die von Rom ausgeht, und gedenkt schon mit Verachtung des schlagfertigen Heeres von Gemeinplätzen, die den Obscurantismus des Vaticans, die Ränke der Jesuiten, das Verderbniß der hohen und die Stumpfheit der niederen Klassen, das Heer von Bettlern, Mönchen und Gaunern mit der vollen Indignation des Nordeuropäers brandmarken," ja er ist sichtbar getröstet, als man ihm, offenbar aus bester Quelle, über den makellosen Ruf der hohen Geistlichkeit und die ausgezeichnete Musterschule der Jesuiten im Collegium Romanum die ausgiebigsten Versicherungen gibt (I, 111). Aus dem, was S. 114 über Gregor XVI. und sein Jugendwerk Il trionfo della santa Sede gesagt wird, spricht das gleiche unreife Urtheil des Dilettanten in historischen Dingen, und ich kann leider auch nichts anderes von dem sagen, was wir I, 184 lesen. Ich hebe aus dem Fol-

Digitized by Google

genden an charakteristischen Aeußerungen das Wichtigere hervor. Für die Jesuiten ist Reichensperger zu allen Zeiten und namentlich bei Berathung des Ausnahmegesetzes energisch eingetreten (I, 256; II, 69). Die Verhandlungen über das Jesuitengesetz werden von ihm als das Schmählichste bezeichnet, was der Kulturkampf aufzuweisen habe, und das Feldgeschrei „fort mit den Jesuiten" bedeutet ihm nur den Kampf gegen die katholische Kirche (I, 69 f.). Döllingers Odeonsvorträge erscheinen ihm zunächst als ein untoward event, bald sieht er in diesen die Schicksale der weltlichen Herrschaft beleuchtenden Reden schon einen Angriff auf das Papstthum — „eine unbegreifliche Verirrung, wenn nicht zu dem Zwecke, um auch von den Protestanten endlich als ein Stern erster Größe anerkannt zu werden" (I, 423). Diese Insinuation war ebenso unverdient, als sie Reichensperger's unwürdig war und als sie den bis dahin freundschaftlichen Beziehungen beider Männer unangemessen genannt werden muß. Ein gleiches Beispiel dafür, wie der Parteifanatismus auch A. Reichensperger ungerecht machen konnte, liefert das, was er über den Cardinal Hohenlohe, sowohl gelegentlich seiner Candidatur für den fürstbischöflichen Stuhl in Breslau (I, 351), als gelegentlich seiner Bestimmung zum Botschafter am Vatican (II, 33, 69, 151) sagt. Die Verdächtigung des Prinzen Hohenlohe, der, um sich die Nachfolge Diepenbrock's zu sichern, zu unwürdigen Mitteln gegriffen habe, glaube ich auf Grund dessen, was mir aus dem unedirten Briefwechsel Diepenbrock's und Hohenlohe's bekannt ist, als ein Parteimanöver bezeichnen zu müssen, das A. Reichensperger nicht durchschaute und das er, wie so viele andere Exhibitionen ähnlicher Art auf guten Glauben hinnahm.[1]) Noch viel bedauernswerther ist, was wir II, 67

[1]) Ein im kgl. Hausarchiv in Berlin-Charlottenburg aufbewahrter Brief des Prinzen Hohenlohe an Se. Maj. König Friedrich Wilhelm VI. (d. d. 1852, Sept. 24.), welcher allem Anschein nach die Entsendung Schönlein's nach Johannesberg veranlaßte, zeigt, wie wenig Hohenlohe beeilt war, die Erbschaft Diepenbrock's anzutreten. Da das Schreiben für die ganze Denkart Hohenlohe's charakteristisch ist und da es wenigstens ein indirectes Zeug-

Digitized by Google

lesen: die Proclamirung des Cardinals Hohenlohe als Botschafter vor Sondirung der römischen Kurie bedeute einen Schachzug und die Absicht Bismarcks, den Krieg aufs Messer gegen die katho-

---

niß für die von A. Reichensperger und seiner Partei so verkannte Lauterkeit der Gesinnung desselben darstellt, sei es nach einer mir durch meinen verehrten Collegen, Herrn Prof. Finke, zur Verfügung gestellten, Abschrift hier mitgetheilt.

„Pax Christi. Ew. Majestät nahe ich mit schmerzerfülltem Herzen [um] Nachricht zu geben über den lieben theueren Cardinal v. Diepenbrock. Indessen muß ich unterthänigst bitten, diesen Brief, als im tiefsten Vertrauen geschrieben, gnädigst aufnehmen zu wollen, und auch eifrigen Katholiken, sogar H. v. Radowitz, bitte ich unterthänigst nichts von diesem Briefe wissen zu lassen. Mündlich könnte ich die Gründe zu dieser Bitte vielleicht besser auseinandersetzen.

Wegen meiner Gesundheit und verschiedenen Angelegenheiten in meiner Familie habe ich vom Papst Verlängerung des Urlaubs erhalten. Ich war nun diese Woche in Johannesberg beim Cardinal. Man wollte mich nicht hineinlassen unter Vorwand, es könne Sr. Eminenz schaden. Ich brach mir aber doch Bahn, und fand den armen Herrn zwar sehr erfreut, mich zu sehen, aber seit den vier Wochen, daß ich ihn nicht gesehen, furchtbar herunter. Der sonst so schöne große Herr in unendlicher Schwäche zu Bett mit einem kleinen, eingefallenen, blassen Gesicht, daß es zum Erbarmen, zum Weinen ist!

Die Conversation heiterte ihn ein wenig auf, ja man bemerkte es, wie sichtlich die Zerstreuung ihm gut that. „Daß ihm jeder Besuch schlaflose Nächte bereite," ist schon deshalb unwahr, da er sie die ganze Zeit auch in der chinesischen Absperrung gehabt. Und doch hält man es für nöthig, dem Cardinal alle Besuche, auch seiner liebsten Freunde, wie z. B. des Cardinals v. Schwarzenberg, zu verbieten. Dr. Breseld und ein junger Arzt sind jetzt die jettatori, die ihn behandeln. Passavant, der übrigens auch nichts verstand, ist weg. Es ist nun zwar in gewissem Sinne wahr, was mir einmal eine alte Frau in Italien sagte: „sono tutti impostori, questi medici" — aber wenn Ew. Majestät, ohne Andere zu befragen, nach dem eigenen so klaren Urtheil einen Ihrer Aerzte wählten und ihn beauftragten, lange beim Cardinal zu bleiben, die ganze Nahrung und Behandlung des Cardinals zu examiniren, und vor allem zu prüfen, ob es nicht vielleicht besser sei, den so sensiblen Kranken durch öftere angenehme Besuche seiner Freunde und Bekannten zu erheitern und in seinem Nervensystem aufzuhelfen, als ihn in dem jammervollen verlassenen Versteck zu lassen, mit einer elend kranken Schwester, mit seinem melancholischen Sekretär und seiner noch melancholischeren Nichte und einem vertrockneten Münchener Geistlichen, so würden Sie, gnädigster Herr, dem armen Cardinal gewiß einen recht königlichen Freundschaftsdienst leisten. Ew. Majestät müßte aber dem Arzt Befehl geben, de braver tous

Digitized by Google

lische Kirche zu führen. Dazu hätte sich der Cardinal erstens nie hergegeben, und zweitens war das in jenem Augenblick die Absicht des Reichskanzlers durchaus nicht: Dinge, über welche ich seinerzeit den Nachweis nicht schuldig bleiben werde.

Wie A. Reichensperger über den Culturkampf im allgemeinen dachte, zeigt uns das II, 115 mitgetheilte Gespräch mit dem Oberpräsidenten v. Bardeleben (Dez. 1873). Bardeleben meinte, die Bischöfe hätten durch ihr Verhalten jede Transaction unmöglich gemacht. Reichensperger erwiderte: daß allerdings einzelnen Bestimmungen der Maigesetze seines Erachtens seitens der Bischöfe hätte Folge geleistet werden können, daß man aber dies ohne Zweifel für Schwäche angesehen oder doch als solche ausposaunt haben würde; daß das Vorgehen der Staatsregierung seit dem Jahre 1870 darthue, daß eine systematische Verfolgung der katholischen Kirche als solcher, deren Unterwerfung unter den Staat bezweckend, ein längst beschlossener fester Plan sei, und

---

les obstacles und sich nicht überreden zu lassen, gleich wieder wegzugehen, sondern fest und mit königlicher Autorität bei Sr. Eminenz bis zur völligen Genesung zu bleiben. Der Cardinal von Diepenbrock ist der Freund Ew. Majestät, ist ein Segen für Preußen — es wäre ein unersetzlicher Verlust, sollte er uns jetzt schon genommen werden. Der Tod wird ihn uns aber aller Wahrscheinlichkeit nach nehmen in kürzester Zeit, geschieht keine Aenderung in seiner Lage, und diese Aenderung kann nur durch Ew. Majestät hervorgerufen werden. Ich schreibe dies als treuer Verehrer des Cardinals, als treuer Diener meiner Kirche, als treuer Unterthan Ew. Majestät. Theilen Sie, gnädigster Herr, nur das Nöthigste aus diesen Zeilen dem zu schickenden Arzt mit und verzeihen Sie meinen Freimuth. In Angst und Noth schreibt man, zu wem (!) helfen kann. Schicken Sie bald den Arzt nach Johannesberg. Vertrauen mir Ew. Majestät. Ein Hohenlohe, der Geistlicher wird, will gewiß nichts anderes als seinem Gott und seinem König treulich dienen.

Rom, den 24. September 1852.

Gustav zu Hohenlohe, Prälat Sr. Heiligkeit."

Aus dem Datum dieses Briefes ist ersichtlich, daß die bei Reinkens (Melchior von Diepenbrock, Leipzig 1881, S. 498) gegebene Darstellung, nach welcher die Entsendung Schönlein's bereits am 5. Juli stattfand, zu corrigiren ist.

Digitized by Google

daß aus der Verwirrung nur durch Proclamirung der Trennung von Staat und Kirche herauszukommen sei.

Wir besitzen über die Entstehung des Culturkampfes und die Absichten, welche die preußische Regierung, bezw. der Reichskanzler bei Einleitung desselben gehabt haben oder gehabt haben sollen, nun nachgerade eine recht umfangreiche Litteratur, welche zuletzt durch Bismarck's XXIV. Kapitel in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (II, 123) vermehrt worden ist. Demnach wäre der Beginn des Conflicts für Bismarck wesentlich durch seine polnische Seite bestimmt gewesen. Ich muß offen bekennen, daß das, was Bismarck über den Culturkampf sagt, in meinen Augen der schwächste und unzulänglichste Abschnitt seiner Denkwürdigkeiten ist. Daß Bismarck's Gedächtniß ihn bei Abfassung dieses Werkes mannigfach im Stiche gelassen, ist auch hier ersichtlich; nicht minder, daß er es nicht für angezeigt erachtete, alles zu sagen, was er wußte. Und so liegt denn immer noch manches Dunkel über den ersten Jahren des Conflictes, über dessen weiteren Verlauf und vollends über der Geschichte seiner Beilegung. Professor Otto Baumgarten in Kiel hat soeben wieder den Versuch gemacht, Bismarck's Stellung zu den kirchlichen Fragen der Zeit zu beleuchten:[1]) diese Dinge in ihr rechtes Licht zu bringen, konnte ihm nicht gelingen, da ihm eine Reihe von Vorgängen nothwendiger Weise unbekannt geblieben sind. Das von Georges Goyau herausgegebene Buch des früheren Botschafters Frankreichs beim hl. Stuhl (Léon XIII et le Prince de Bismarck) ist ein Gewebe von Fabeln und Klatsch; ich gedenke es einmal zu beleuchten und an diesem Beispiel zu zeigen, wie schwach es um den politischen Scharfsinn dieses seinerzeit hochgepriesenen Diplomaten bestellt war und wie märchenhaft die Vorstellungen sind, in denen sich die neokatholische Schule, welche die Garde des Herrn Brunetière bildet, gefällt. Daß A. Reichens-

[1]) Baumgarten, Otto Bismarcks Stellung zur Religion und Kirche, zumeist nach eigenen Aeußerungen (Hefte zur „Christl. Welt", Nr. 44). Tübingen 1900.

Digitized by Google

perger und die Seinigen über diese Dinge etwas mehr wußten, bedarf nicht der Versicherung. Aber der Combattant, der mitten im Pulverdampf steht, kann oft am wenigsten den Gang der Schlacht übersehen, und er wird in den seltensten Fällen in der Lage sein, Einleitung und Ausgang der militärischen Action, an der er siegend oder unterliegend Theil nimmt, ruhig zu beurtheilen. Ich müßte ein Buch schreiben, wollte ich das, was hier in A. Reichenspergers Leben über diese Vorgänge und namentlich über die Friedensverhandlungen mit Rom gesagt ist, zurechtstellen. Das Buch wird wohl einmal geschrieben werden, aber nicht jetzt. Die wichtigsten Facten und Actenstücke über diesen Gegenstand sind nie bekannt geworden und Rücksichten höherer Natur hindern mich, sie zur Zeit an die Oeffentlichkeit zu bringen. Ich mache daher auch Pastor keinen Vorwurf daraus, daß er hier über viele Dinge geschrieben hat, von denen er weder etwas wußte noch wissen konnte, und ich sehe mit Geduld und humorvollem Mitleid den Thorheiten zu, welche unsere Publicistik in Besprechung dieser Angelegenheiten zu verbrechen pflegt.

Pastor hat des Besuches gedacht, welchen A. Reichensperger mir im Jahre 1877 zu Straßburg machte (II, 61). Er gibt aber keinerlei Nachricht über den Inhalt unserer Unterhaltung. Der Culturkampf war auf der Höhe angekommen, und es konnte nicht fehlen, daß dieses schmerzlichen, auf uns beiden so schwer lastenden Gegenstandes gedacht wurde. Ich verhehlte Reichensperger nicht, daß man die Verletzung des katholischen Gewissens und die schwere Schädigung der kirchlichen Interessen durch die Maigesetzgebung ebenso scharf verurtheilen könne wie das Centrum, daß man aber deshalb nicht genöthigt sei, die der Bismarck'schen Politik entgegengesetzte Methode der Vertheidigung in allweg zu billigen. Ich erzählte ihm, wenn ich nicht irre, auch, daß sich kürzlich mir gegenüber der Cardinal Czacki ähnlich geäußert und hinzugefügt: Vater und Mutter dürfen sich zuweilen zanken, aber niemals in Gegenwart der Kinder. Ich nahm mir auch die Freiheit, den ehrwürdigen Parlamentarier auf die Mißgriffe hinzu-

Digitized by Google

weisen, die im eigenen Lager vorgefallen seien und die wohl die Meinung rechtfertigen könnten, die gefährlichsten Feinde der Kirche seien nicht extra, sondern intra muros zu suchen. Damals schien Reichensperger das nicht zugeben zu wollen; aber zwei Jahre später schrieb er mir aus Berlin (23. 5. 79), als Antwort auf die Zusendung meiner Gedächtnißrede auf Johannes Alzog, meinen Vorgänger als Professor der Kirchengeschichte in Freiburg, wie folgt:

„In dem hiesigen Gedränge hoffe ich eine Entschuldigung dafür zu haben, daß ich erst jetzt aus einem besonderen Grunde für die eben erst wieder zur Hand genommene Gedächtnißrede auf Professor Alzog meinen Dank abstatte. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß der Inhalt mich lebhaft interessirt und daß insbesondere die darin enthaltenen Betrachtungen und Mahnungen mir, einem alten Verehrer und Freunde Montalemberts, in hohem Maße beherzigenswerth erscheinen. Nur insofern stimmen wir vielleicht nicht vollkommen überein, als ich unsere Gegenwart und die nächste Zukunft für weniger beunruhigend erachte als Sie. Ich, an meinem Theile, möchte wenigstens keinen Abschnitt der drei letzten Jahrhunderte mit dem im Laufe begriffenen, namentlich in kirchlicher Beziehung, vertauschen. Eine nähere Begründung dieser meiner Anschauungsweise würde hier zu weit führen. Mit Ihnen besorge ich fast mehr von der Ueberspannung der bona voluntas als von den Angriffen der Feinde. Es kommt mir indessen so vor, als ob die Symptome einer Herabminderung zur rechten Mitte hier sich mehrten (beispielsweise sei die Erhebung Newmans zur Cardinalswürde erwähnt), als ob der Ausspruch Lacordaire's (S. 18) an zunächst maßgebender Stelle zu Ehren gekommen sei."

Inzwischen finden sich in den Reden und Briefen A. Reichensperger's manche Aeußerungen, welche zu der in diesem Schreiben an mich vom Jahre 1879 als berechtigt zugegebenen Politik des Juste milieu in kirchlichen Dingen keineswegs stimmen (z. B. das, was Reichensperger 5. März 1877 an den Jesuiten

Digitized by Google

P. Baumgartner schreibt, I, 142 A), und auch die Auseinandersetzung über „Katholiken und Ultramontane" (eb. 159) läßt sich damit nicht in Einklang setzen. Es ist ersichtlich, wie die Tagesdebatten aufregend und überreizend auf Reichensperger's Geist wirkten, während er, dem Berliner „Gedränge" entrückt, draußen häufig die Ruhe des Urtheils wiederfindet. Daß diese ihn in der Hitze des Kampfes zuweilen in bedauerlicher Weise im Stiche gelassen hat, wird derjenige nicht bezweifeln, welcher, mit einiger Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse ausgestattet, heute dasjenige liest, was Reichensperger im October 1873 über das angebliche „weit jenseits des Vaticanums zurückliegende Complott des deutschen Professorenthums gegen den Episkopat" (I, 113) Herrn v. Achenbach gegenüber ausführte. Die geringste Ueberlegung hätte ihm sagen müssen, daß doch da von einem Komplott gegen den deutschen Episkopat keine Rede sein konnte, wo thatsächlich im Jahre 1870 der letztere in seiner großen Mehrheit mit den verhaßten Professoren zusammenstimmte.

Aehnliche Widersprüche lassen sich in dem Urtheil und Verhalten A. Reichensperger's noch manche aufweisen. Er ist ein glühender Freund und Vertheidiger der Jesuiten; aber er ist zugleich der Freund Montalembert's, von dem er im Jahre 1870 (vergl. I, 599) ganz gewiß wissen mußte, wie derselbe über die Politik des Ordens in der Gegenwart dachte, und ebenso findet er Gefallen an Laforêt, dessen harmonische, aller Uebertreibung feindliche Natur ihm sehr behagte (I, 599), während ihm doch wohlbekannt sein mußte, in welchem Verhältniß der Rector der Löwener Universität zu den Jesuiten stand, welche ihn und seine traditionalistischen Freunde als Ketzer verklagt hatten. Und wie vertrug es sich, daß Reichensperger als Bewunderer der Jesuiten und Ankläger der deutschen Theologieprofessoren doch das Vorwalten des kirchlichen Absolutismus bei Manning in England, wie in Deutschland in der Nuntiatur zu München beklagen konnte? (I, 592).

Diese Widersprüche beweisen für denjenigen, welcher A. Reichens-

Digitized by Google

perger gekannt hat, keine innere Unwahrheit, wohl aber eine große Unklarheit. Sie war das Erbtheil seiner Kampfesgenossen. Sein politisches und kirchenpolitisches Urtheil beruhte wesentlich auf den Principien des in Frankreich zwischen 1830—1850 herrschenden Doctrinarismus. Dieser liberal-katholische Doctrinarismus war von ausgezeichneten und edlen Männern getragen: aber die theologische Wissenschaft und die Geschichtskenntniß dieser Männer war, wie jetzt allgemein anerkannt wird, vollkommen unzulänglich, und wenn die Montalembert, Broglie, Gerbet sich auch weit über die krasse Unwissenheit eines Louis Veuillot erhoben, so waren sie, wie auch Lacordaire, doch weit entfernt von jener kritischen Einsicht, welche zur Beurtheilung der gesammten kirchlichen Lage der Gegenwart nothwendig gewesen wäre. Im Deutschen Reichstag stand es 1871 nicht viel besser: das große Wort ward fast überall von Männern geführt, die gewiß das Beste wollten, aber von der innerkirchlichen Entwickelung, welche zu den Ereignissen der neuesten Zeit geführt, kaum mehr als einen leisen Schimmer besaßen. Wenn A. Reichensperger und seine Freunde in dieser Hinsicht sich nicht über das Niveau eines historischen Dilettantismus erhoben, so könnte zu ihrer Entschuldigung angeführt werden, daß auf der entgegengesetzten Seite in Hinsicht dessen, worauf es ankam, meist nur krasse Unkenntniß herrschte, ein Vorwurf, den man leider auch dem Reichskanzler v. Bismarck nicht ersparen konnte. Sie alle sahen von der Geschichte nur einen Ausschnitt, der eine hielt sich an dieses, der andere an jenes Segment: des Blickes auf das Ganze haben sie Alle entbehrt. A. Reichensperger war ein viel zu einfacher und bescheidener Mann, um sich das nicht selbst zu sagen, und wenn Jemand glauben sollte, daß meine Beurtheilung seiner geschichtlichen Stellung ihm unrecht thue, so kann ich mich auf sein eigenes Zeugniß über sich selbst berufen. „Ich bin nun einmal," schreibt er um 1861, „kein im großen Stil angelegter Mensch, Schriftsteller und Redner. Die einzige Art, in wecher ich der guten Sache dienen und kann vielleicht auch einigermaßen diene,

Digitized by Google

ist die, daß ich im Kleinen und Kleinsten unermüdlich thätig bin und keine sich darbietende Gelegenheit versäume, um einen Stein, oder auch nur ein Sandkorn für den „Bau der Ewigkeit" hinzuzutragen." Mehr thun wir im Grunde Alle nicht: aber nicht Alle sind so einsichtsvoll, um das Maß ihrer Kräfte so zu schätzen, wie es hier A. Reichensperger mit einer Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit thut, die nur einer wahrhaften sittlichen Größe entspringen konnte.

V.

Ueber den Politiker darf der Kunstfreund und Kunstforscher nicht zu kurz kommen. Man würde sich an dem Andenken A. Reichensperger's versündigen, wollte man undankbar an dem vorübergehen, was er als solcher geleistet hat.

Die erste Vorbedingung jeder Beschäftigung mit der Kunst, der Sinn für die Schönheit der Natur, hat sicherlich A. Reichensperger nicht gefehlt. Er ergeht sich freilich nicht leicht in detaillirten und überschwänglichen Naturschilderungen; aber ein Mann, der einen so beträchtlichen Theil auf Reisen zugebracht, der unsere herrlichen Rhein- und Moselthäler also wie er geliebt und immer wieder aufgesucht hat, hat sicherlich mit der Natur enge zusammengelebt. Vorab mit unserer deutschen; aber daß ihm auch der Reiz der Apenninenlandschaft und des Sabinergebirges nicht unerschlossen blieb, zeigen Beschreibungen wie diejenige I, 126. Sehen wir, welche Eindrücke er von Seite der bildenden Kunst auf dieser seiner ersten italienischen Reise gewinnt. „Fast alles, was zunächst in die Augen fällt, ist von Bernini u. Comp. versudelt; für mich wenigstens hat dieser frostige, schwülstige Perrückenstil des 17. und 18. Jahrhunderts auch nicht den mindesten Reiz." Doch können sich die blendenden Hallen der Peterskirche, die feierlichen Basiliken mit ihren still erhabenen Mosaikbildern und die endlosen Räume des Vatikans mit ihrem Statuengewimmel noch ganz füglich neben dem Kolosseum, dem Pan-

Digitized by Google

theon und den Thermen sehen lassen (I, 111): christliche Kunst ist offenbar auch die Peterskirche schon jetzt in den Augen Reichensperger's nicht mehr. Die Ablehnung des Barocco spricht ebenso lebhaft aus der Schilderung der berühmten Einsiedlerabteikirche: „die Kirche äfft den italienischen Stil nach, alles verzogen und geschwungen, keine Linie kann das Auge mehr verfolgen. Aberwitziges Geschnörkel und Conditorgeschmack, bunt angestrichen oder vergoldet, rosenrothe Stuccatur auf weißem Anstrich. Nicht mehr eine Spur vom noblen Alterthum (I, 157)! Reichensperger findet seine Ansichten durch Overbeck bestätigt, mit dem er im December 1839 in Rom manches über Kunst und Mystik (Görres Mystik war eben, seit 1836, im Erscheinen begriffen!) verhandelt (I, 117). Zu jener Zeit jammert er über den Scepticismus, der auch in Rom in den Alterthümern wüthet und die schönsten Sachen raubt; „z. B. soll Petrus nicht im mamertinischen Gefängniß gewesen sein; Jupiter Capitolinus wird von Ara Celi nach dem Palast Caffarelli transportirt; die Pompejus-Statue soll nicht echt sein à la Niebuhr. Keine alte Säule, an der nicht gerüttelt wird. Es wundert mich, daß noch Keiner das Schweißtuch der Veronika durch das Daguerreotyp erklärt hat" (I, 125). Man sieht, von der kritischen Seite ist A. Reichensperger nicht an diese Dinge herangetreten. In Padua bewundert er Giotto's Fresken und den Palazzo della Ragione — „den bedeutungsvollsten Saal, den ich je sah" (I, 151), in Venedig S. Marco und den Dogenpalast, „einen einfachen (!) gothischen Bau, höchst würdig, das schönste Gebäude der Art, welches ich je gesehen" — alles Aeußerungen, wie sie unter der Feder jedes Touristen zu finden sind: zu einer kunstgeschichtlichen Würdigung oder Kritik sind hier offenbar noch kaum Ansätze vorhanden. Wie wenig Auge er für die italienische Kunst hat, zeigt wieder die Bemerkung I, 152: (Venedig) Chiesa della Salute: „die verschnörkelte Kirche ist nicht würdig, die herrlichen Gemälde von Paolo Veronese zu beherbergen"; I, 154: „man hätte auch über Canova wie über Tizian erst die Geschichte zu Gericht sollen

Digitized by Google

sitzen lassen. Aber die Venetianer sind wie verrückt auf Canova, so sehr haben sie vergessen, was sie waren oder noch haben." Man fragt sich: was hatten 1839 die Italiener, um darüber Canova zu vergessen?

Wir sahen wie Köln, Trier, dann die Berührung mit den französischen und belgischen fils des croisés, vor allem mit den Didron, de Caumont, die in diesen Reiseeindrücken sich schon so stark ankündigende Richtung auf die mittelalterliche Kunst entwickelt haben. Unter der anhaltenden Einwirkung dieser Factoren hat sich in A. Reichensperger seit Anfang der 40er Jahre jene Bevorzugung der Gothik vollzogen, die das Charakteristische in seiner Kunstforschung wurde und durch die er für eine gewisse Zeit typisch unter uns geworden ist. Der Verkehr mit den englischen Gothikern, wie insbesondere mit dem genialen Pugin (I, 207), mit Scott, mit Beresford (I, 209), der Anblick einer in England immer noch fortlebenden und blühenden gothischen Architektur (vergl. I, 541) kam hinzu, um in ihm die tiefe Abneigung gegen die Renaissance zu mehren und ihn in der Rückkehr zur Gothik das einzige Heil für die Kunst der Gegenwart erblicken zu lassen (I, 591). Seine Aversion gegen den Naturalismus der neueren Kunst wuchs mit den Jahren. Im Centralhof der Pariser Ausstellung von 1867 empören ihn die „classischen marmornen Nuditäten in allen möglichen Wendungen und Windungen — Studien des Nackten" (I, 591). Die „kirchliche Kunst muß wieder in die Katakomben zurück, um wieder zu kirchlichem Ernst zu gelangen. Lauter süße, matte Waare" (ebd.)

Pastor hat der „Wiederbelebung der Kunst, insbesondere der christlichen Kunst des deutschen Mittelalters" durch A. Reichensperger, seiner Stellung zur Antike und zur Renaissance, ein besonderes Kapitel gewidmet (II, 231—288), welches den Gegenstand in wohlgeordneter Weise darlegt und als ein von jedem Geschichtsschreiber unserer heutigen Kunstbestrebungen und Kunststudien nicht zu übersehender werthvoller Beitrag zu Rathe zu ziehen ist. Er mag Widerspruch mit seiner Darstellung bei den-

Digitized by Google

jenigen gefunden haben, welche der Ansicht sind, der Biograph müsse sich unbedingt zu den Ansichten des von ihm gefeierten Mannes bekennen. Jedermann weiß, daß ich in manchen Dingen die Ansichten Pastor's nicht theile; aber gewissen Anfeindungen desselben gegenüber zwingt mich die Gerechtigkeit festzustellen, daß Pastor die Einseitigkeit der ihm von Joh. Janssen übererbten Auffassung vielfach verlassen hat und auch hier in diesem Abschnitte seiner Biographie A. Reichensperger's Zeugniß von der Selbständigkeit seines Urtheils gibt. A. Reichensperger hatte in Joh. Janssen und Steinle Freunde, die durchaus in verba magistri schwuren und die das Verdammungsurtheil desselben hinsichtlich der Renaissance womöglich noch übertrieben. Beiden hat auch Pastor sehr nahe gestanden, was ihn indessen nicht abgehalten hat, die Meinung der drei Freunde zu verlassen und zu einer Würdigung der Renaissancekunst überzutreten, wie sie im Gegensatz zu A. Reichensperger von unserem trefflichen Freunde Friedrich Schneider in Mainz vertreten wird. Wie ich selbst über diese Dinge denke, lege ich in dem Augenblicke, da dieser Aufsatz erscheint, den Lesern meiner „Geschichte der Christlichen Kunst" in der Fortsetzung meines Werkes (II, 2, erste Abtheil.) vor; auf A. Reichensperger's Stellung und seine großen Verdienste komme ich in dem Schlußkapitel des Buches wieder zu sprechen. Ich darf also einer eingehenderen Auseinandersetzung über diese für unsere christliche Kunst wie deren Geschichte capitale Fragen hier ausweichen und beschränke mich darauf, das hervorzuheben, was als bleibendes Verdienst Reichensperger's anzuerkennen ist.

Dies Verdienst liegt meines Erachtens wesentlich auf dem praktischen Gebiet. Als A. Reichensperger und seine Freunde in den vierziger Jahren mit ihren kunstgeschichtlichen Bestrebungen auf den Plan traten, sahen sie sich einem in jeder Hinsicht desolaten Zustand gegenüber: einmal dem drohenden Untergang so vieler herrlichen Denkmäler des Mittelalters, dann der völligen Rathlosigkeit und Unfähigkeit auf dem Gebiet der praktischen

Digitized by Google

kirchlichen Kunst. Es waren wesentlich dringende praktische Fragen, die sie an das Studium der Monumente trieb und ihnen die Feder in die Hand zwang. Sie waren zumeist Dilettanten, aber ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß diese Männer, ähnlich wie die Gesellschaft der Dilettanti in England, die seit 1733 organisirt ist, ihrer Zeit mehr für die Sache gethan hat, als die zünftigen Gelehrten.

Es galt da, zunächst in den Kreisen, auf welche es ankam, das Interesse und das Verständniß für die Erhaltung und richtige Restauration der kirchlichen Baudenkmale zu wecken. Charles de Montalembert war hier mit seiner berühmten Lettre à M. Victor Hugo vom Jahre 1833[1]) vorausgegangen, in welcher er den Untergang der Monumente auf die doppelte Kategorie des Vandalisme déstructeur und des Vandalisme restaurateur zurückführte. Für den Klerus der damaligen Zeit war es nicht gerade schmeichelhaft, was der edle Graf über dessen doppelten Antheil an diesem Geschäft der Zerstörung zu sagen hatte. An dem Vandalisme déstructeur waren seiner Ansicht, abgesehen von den plötzlichen Explosionen roher Volkswuth, vier Kategorien betheiligt: 1. die Regierung, 2. die Gemeindeverwaltungen, 3. die Eigenthümer, 4. die Kirchenfabriken und die Pfarrer. Für den Vandalisme restaurateur kommen ihm in Betracht: 1. der Klerus und die Kirchenfabriken, die hier leider — auch heute noch zum guten Theil — die erste Stelle einnehmen; 2. die Regierung, 3. die Gemeindeverwaltungen, 4. die Eigenthümer.[2]) Was Montalembert hier von Frankreich behauptete, galt im wesentlichen auch für unsere Rheinlande: insbesondere war auch hier seit dem 18. Jahrhundert das Band zerrissen, welches den Klerus bis dahin alle christlichen Jahrhunderte hindurch mit der

---

[1]) Wieder abgedruckt in Montalembert's Buch Du Vandalisme et du Catholicisme dans l'Art, Paris 1839, und in dessen Œuvres, Paris 1861, VI.

[2]) Die „Propriétaires", weil thatsächlich in Frankreich in Folge der Säcularisation und des Verkaufs der Kirchengüter in der großen Revolution zahlreiche Monumente in den Privatbesitz übergegangen waren.

Digitized by Google

Kunst verbunden hatte. Das galt wieder anzuknüpfen. In zahlreichen Schriften hat A. Reichensperger dem Beispiele der Caumont und Didron in Frankreich folgend, nach dieser Richtung belebend und orientirend gewirkt; öffentliche Vorträge, Gründung localer Geschichts- und Alterthumsvereine, Berathung der geistlichen und weltlichen Behörden gingen damit Hand in Hand: vor allem stellte die Kölner Domhütte, an deren Emporblühen Reichensperger einen so namhaften Antheil hatte, einen festen Mittelpunkt für alle diese Bestrebungen dar, und damit komme ich auf das zweite große Verdienst A. Reichensperger's und seines Kreises. Gab es etwas kläglicheres, als das, was man uns seit 1789 bis in die 40er Jahre als Kirchenbaukunst vor- und aufzuführen wagte, und das bei uns am Rhein, an der Mosel, wo der Kölner Dom und Unsere Liebfrauenkirche zu Trier nebst soviel hundert andere kostbaren Bauten als unvergängliche Zeugen für den Kunstsinn und die hohe künstlerische Kultur unserer Vorfahren emporragen? Das alles ist Gott sei Dank unendlich besser geworden. An dem Kölner Dombau bildete sich eine ganze Phalanx ausgezeichneter Architekten, allen voran die Schmidt und Statz. Auch in der Plastik und Malerei ging man auf die Vorbilder deutscher Kunst wieder zurück, zahllose „Horreurs" wurden aus unseren Kirchen entfernt, und wenn nicht durchweg große Kunstwerke geschaffen werden konnten, so stellt doch das Gros der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei uns gebauten Kirchen mit ihrer Ausstattung wieder ein würdiges, ernstes, die Gemeinde erbauendes und erquickendes Gotteshaus dar. Das ist ein großer Fortschritt gewesen und ein nie zu vergessendes Verdienst: manche tüchtige und brave Männer theilen sich in dasselbe, alles in allem genommen wird A. Reichensperger das beste Stück an diesem Verdienste zufallen.

Freilich, es war die Gothik, für die allein eigentlich Reichensperger lebte und schwärmte. Er selbst verwahrte sich zwar gegen den Vorwurf der Ausschließlichkeit (II, 297), aber thatsächlich gab es für ihn nur eine Kunst, die germanische, und diese war

Digitized by Google

ihm doch auch nur die gothische. Die Gothik ist ihm christlich-germanische Kunst und zugleich die echteste und höchste Hervorbringung des katholischen Wesens. — „Die Neigung für das Germanische war bei ihm so stark ausgeprägt, daß er einmal äußerte, selbst Dante habe er nie recht Geschmack abgewinnen können." Diese Bemerkung seines Biographen (II, 283) läßt den inneren Grund seiner Weigerung, auf die Antike und die Renaissance, ja überhaupt auf andere Stilrichtungen, als die Gothik einzugehen, erkennen. Für ihn war nicht die Formenschönheit, sondern der constructive Gedanke maßgebend: es mußte ihn daher befremden und schmerzen, daß die moderne Kunstforschung wieder den Nachdruck mehr auf jene legte und selbst unter den ihm nahestehenden Freunden sich ein „Abfall" zu Gunsten der Renaissance und gar des Barocco zeigte. Es ist darüber zu manchen, ihm gewiß selbst peinlichen Verhandlungen gekommen. Heute läßt sich, ohne daß man A. Reichensperger Unrecht thut oder seine Verdienste schmälert, nur sagen, daß er auch auf diesem Gebiete, wie auf dem der Politik und Kirchenpolitik doch nur einen Ausschnitt aus der geschichtlichen Entwickelung sah; die Einseitigkeit, mit der er die Gothik als allein, für alle Zeiten und alle Nationen als maßgebend hinstellte, entspricht genau der Einseitigkeit, mit der man politische Einrichtungen, welche dahingestorben sind, oder speculative Systeme, welche sich ausgelebt haben, der Gegenwart wieder aufnöthigen wollte oder noch will. Dies traumhafte Versinken in eine nicht mehr lebendig zu machende Vergangenheit mag als letztes Ausleben des Romanticismus sein Interesse und seine Anziehungskraft haben: an der geschichtlichen Betrachtung wird es immer zerschellen, denn diese geht auf das Ganze, wie es gewesen ist, aus und begnügt sich nicht damit, Episoden aus dem großen Bilderbuch vergangener Jahrhunderte herauszuschneiden.

Anders liegen die Dinge allerdings nach der praktischen Seite. Die Frage: in welchem Stile sollen wir unsere Kirchen bauen, ist für mich, angesichts der heutigen Lage, eine wesentlich

Digitized by Google

praktische; es kommt m. E. nicht sowohl darauf an, wie man bauen soll, sondern was und wie man bauen kann. Wer in der Renaissance und ihren Formen sattelfest ist, soll ruhig Renaissancekirchen bauen; es ist eine Bornirtheit schlimmster Art, einem Meister dies wehren zu wollen. Das aber ist sicher, und darin muß man unbedingt A. Reichensperger Recht geben: das Allerschlimmste ist das Herumdilettiren in den verschiedensten Stilen. Ein Menschenleben reicht für den Architekten, den Stein- und Maurermeister gerade hin, um die Formen Eines Stiles beherrschen zu lernen; muthet man ihm mehr zu, so ist die Pfuscherei im Handwerk wie in der Kunst die natürliche Folge. Als ich, vor Jahren, zum letzten Male die Freude hatte, Friedrich v. Schmidt, Egle und Denzinger bei mir zu sehen, haben wir diesen Gegenstand eingehend besprochen, und ich hatte die Genugthuung, diese meine Ueberzeugung aus dem Munde und der langjährigen Erfahrung dieser ausgezeichneten Vertreter der Gothik bestätigt zu sehen. Ich glaube also, daß A. Reichensperger sich ein großes Verdienst erwarb, indem er im praktischen Interesse darauf drang, daß unsere Kirchenbaumeister und Steinmetzen bei der gothischen Schule blieben und diese sich ordentlich aneigneten. Daß Reichensperger seine eigene Thätigkeit also beurtheilte, beweist mir ein Brief desselben an mich vom 23. August 1888 (aus Koblenz), in welchem er mir für die Besprechung einer seiner letzten Schriften mit den Worten dankt: „daß Sie meines Thuns so freundlich gedenken, kann mich nur beschämen. Nicht entfernt zähle ich zu den „Männern der Wissenschaft," meine Schriftstellerei hatte durchweg nur praktische Tendenz."

Eine solche Bescheidenheit läßt A. Reichensperger in seinem Charakter groß und liebenswürdig erscheinen. Was er als Christ gewesen, wissen Alle, die ihn gekannt haben. In den politischen Kämpfen der Gegenwart ist nur zu oft eine Diskrepanz hervorgetreten zwischen dem, was bekannte Parteiführer auf der Tribüne oder in der Presse predigten und dem, was sie als Menschen darstellten. Reichensperger war ein leuchtendes Beispiel des

Digitized by Google

Gegentheils. Was er vertrat, hat er innerlich erlebt: er hat uns Allen das Beispiel eines Mannes von tadellosem, reinem Wandel, eines Christen von tiefer Frömmigkeit, eines Bürgers und Beamten von hingebender Pflichttreue gegeben.

Pastor hat dem gesellschaftlichen Talent A. Reichensperger's einige Seiten gewidmet, die man nicht ungelesen lassen sollte (II, 357). Auch diese socialen Tugenden waren gern und auch von seinen politischen Gegnern anerkannt. Nach dieser Rücksicht war der Centrumsführer A. Reichensperger der Typ des heiteren, munteren, allzeit gesprächigen Rheinländers. Wer unser rheinisches Naturell kennt, sieht leicht, wie sein Wesen aus Rhein und Mosel gemischt war. Reichensperger's Wohnung, Klapperhof Nr. 14 bei S. Gereon in Köln, war das Heiligthum einer einfachen, herzlich gebotenen und deliciösen Gastfreundschaft. Er wäre kein Rheinländer gewesen, wäre er dem Feind gewesen, was unserer heimischen Geselligkeit Leben und Farbe gibt. Wir Mosellaner insonderheit können uns nicht leicht einen braven und geistvollen Mann denken, der acht- und verstandlos an dem göttlichen Naß vorüberginge, das die Natur auf unseren Rebenhügeln gedeihen läßt. Führten die Assisen Reichensperger nach Trier oder Koblenz, so war der Abend geselliger Unterhaltung gewidmet, und der Präsident des Schwurgerichtes erwies sich als genauer Kenner dessen, was uns der Scharzhofberg, der Brauneberg oder der Josephshof beschert: es war eine Freude, ihn von seinen Reisen in England, Frankreich, Belgien erzählen zu hören, während seine beiden Hände das Römerglas mit dem goldenen Tropfen umschlungen. Wir Trierer gedachten dabei der Predigt, die einst einer unserer Weihbischöfe gehalten — es soll Hontheim gewesen sein — und die Goethe's Entzücken auf dem Rochusberge bildete — inmitten jener „weingeschmückten Landesweiten," zu denen wir mit „Gedankenflügeln" immer wieder gern zurückkehren.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
	Vorwort	VII
I.	Gino Capponi (1881)	1
II.	Don Luigi Bruzza (1884)	31
III.	Aleſſandro Manzoni (1884)	41
IV.	Frau von Staël und ihre neueſte Biographie (1889) .	101
V.	Aus Chantilly (1897)	121
VI.	Ferdinand Gregorovius (1897)	137
VII.	Rosmini's Danteſtudien (1897)	149
VIII.	Cardinal Hohenlohe (1897)	163
IX.	Antonio Stoppani (1900)	177
X.	Das Anno Santo (1900)	217
XI.	Ueber Francesca da Rimini's Worte bei Dante, Inferno 5, 121—123 (1900)	337
XII.	Auguſt Reichensperger (1900)	365

Digitized by Google

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Essays

Von **Franz Xaver Kraus.**

Erste Sammlung. Geh. M. 10. Eleg. in Halbfrz. geb. M. 12.

Erinnerungen an Gustav Nachtigall.

Von **Dorothea Berlin.**

Mit einem Porträt Gustav Nachtigals. Geheftet M. 5. Eleg. geb. M. 6.50.

Frau von Staël,

ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Litteratur.

Von **Lady Blennerhassett** geb. Gräfin Leyden.

Mit einem Porträt der Frau von Staël und Namenregister. 3 Bände.

Geheftet M. 31. Elegant gebunden M. 37.

Talleyrand.

Eine Studie von **Lady Blennerhassett** geb. Gräfin Leyden.

Geheftet M. 12. Elegant in Halbfranz gebunden M. 14.

Die deutsche Frauenbewegung.

Eine Betrachtung über deren Entwickelung und Ziele.

Von **Gustav Cohn,** ordentlicher Professor der Universität Göttingen.

Geheftet M. 4. Elegant gebunden M. 5.50.

Herzog Friedrich Wilhelm zu Mecklenburg.

Lebensbild eines deutschen Seeoffiziers von **H. v. Dambrowski.**

Mit 14 Heliogravüren und 37 Textillustrationen, 1 Original-Aufnahme Ihrer Majestät der Kaiserin und anderen Photographien.

Geheftet M. 4. Elegant gebunden M. 5.50.

Feldmarschall Graf Moltkes Briefe aus Rußland.

4. Auflage. Geheftet M. 3. Elegant gebunden M. 4.50.

Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen.

Versuch einer kritischen Würdigung von **Erich Marcks.** Geheftet M. 2.

Elegant gebunden M. 3.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Die neue Welt.

Reiseskizzen aus dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten sowie aus Kanada und Mexiko.

Von **Emil Deckert.**

Geheftet M. 10. Elegant in Halbfranz gebunden M. 12.

Indische Reiseskizzen.

Von **Richard Garbe.**

Geheftet M. 6. Elegant gebunden M. 8.50.

Berlin 1688—1840.

Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt

von **Ludwig Geiger.**

2 Bände. Geheftet M. 30. Elegant gebunden M. 34.

Dichter und Frauen

Vorträge und Abhandlungen

von **Ludwig Geiger.**

Geheftet M. 7. Elegant in Halbfranz gebunden M. 9.

Dichter und Frauen.

Neue Sammlung.

von **Ludwig Geiger.**

Geheftet M. 7. Elegant in Halbfranz gebunden M. 9.

Aus Alt-Weimar.

Mitteilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen

von **Ludwig Geiger.**

Geheftet M. 8. Elegant in Halbfranz gebunden M. 10.

Gottschall.

Aus meiner Jugend.

Erinnerungen von **Rudolf v. Gottschall.**

Geheftet M. 8. Elegant gebunden M. 9.50.

Zur Kritik der „Gedanken u. Erinnerungen" des Fürsten Bismarck.

Von **Max Lenz.**

Geheftet M. 2. Elegant gebunden M. 3.

☞ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes. ☜

Digitized by Google

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Kaiser Wilhelms II.

Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889—1892.

Von **Paul Güßfeldt.**

2. Aufl. Mit 26 Heliogravüren und 152 Holzschnitten nach Zeichnungen von Carl Saltzmann und 1 Orientierungskarte.

Elegant in Halbfrz. geb. M. 28.

Reise in den Andes

von Chile und Argentinien.

Von **Paul Güßfeldt.**

Mit einer Uebersichtskarte und 2 Spezialkarten.

Geheftet M. 12. Elegant in Halbfranz gebunden M. 14.

Der Montblanc.

Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblancgruppe,

von **Paul Güßfeldt.**

Mit 8 Illustrationen in Lichtdruck, 1 Karte und 8 Diagramme. Geheftet M. 12.

Elegant in Halbfranz gebunden M. 14.

Indische Reisebriefe.

Von **Ernst Haeckel.**

Mit dem Porträt des Reisenden und 20 Illustrationen in Lichtdruck (nach Photogrammen und Original-Aquarellen des Verfassers), sowie mit einer Karte der Insel Ceylon.

Geheftet M. 16. Eleg. in Halbfranz gebunden M. 18.

Nord-Kamerun.

Schilderung der im Auftrage des Auswärtigen Amtes zur Erschließung des nördlichen Hinterlandes von Kamerun während der Jahre 1886—1892 unternommenen Reisen von **Eugen Zintgraff.**

Mit 16 Illustrationen und 1 Karte.

Geheftet M. 12. Elegant gebunden M. 14.

Der Vaterlandsgedanke

und die deutsche Dichtung.

Ein Rückblick bei der Feier des viertelhundertjährigen Bestehens des neuen deutschen Reiches von **Max Jähns.**

Geheftet M. 3. Elegant gebunden M. 4.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

A K (52201)

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Wanderbuch.

Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch
von **Hellmuth Graf Moltke**, General-Feldmarschall.
6. Aufl. Geheftet M. 3. Eleg. geb. M. 4.50.

Das Pferdebürla.

Tagesfragen
beantwortet von **Friedrich Max Müller.**
Geheftet M. 5. Eleg. geb. M. 6.50.

Ferdinand Gregorovius

und seine Briefe an Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli.
Von **Sigmund Münz.**
Geheftet M. 4. Elegant gebunden M. 5.50.

Kaiser Wilhelm I.,

die Prinzeß Elise Radziwill und die Kaiserin Auguste.
Mit Briefen des Prinzen Wilhelm.
Herausgegeben von
Gueomar Ernst von Natzmer.
Geheftet M. 1.80. Elegant gebunden M. 3.

Orientalische Skizzen.

Von **Theodor Nöldeke.**
Geheftet M. 7. Elegant in Halbfranz gebunden M. 9.

Briefe von Ferdinand Gregorovius

an den Staats-Sekretär Hermann v. Thile.
Herausgegeben von **Herman v. Petersdorff.**
Mit 1 Bildniß von Gregorovius.
Geheftet M. 6. Elegant gebunden M. 8.

Streifzüge an der Riviera.

Von **Eduard Strasburger.**
Geheftet M. 5. Elegant gebunden M. 6.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Digitized by Google

Druck von G. Bernstein in Berlin.

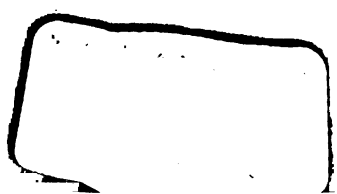
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

3 2044 094 433 927

Digitized by Google